Ausgewählte Werke

von

Adolf Stern

Siebenter Band

Novellen I



Dresden und **Leipzig**
C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung
(H. Ehlers).

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Inhalt.

Vor Leyden.

Durch die Oktobernacht, die mit rauhem Westwind, vom Deutschen Meere herüberwehend, kalt und unerfreulich begann, glänzten Reihen auf und nieder tauchender Lichter. Wer das Auge fest auf sie gerichtet hätte, würde Schiffslaternen vermutet und weiterhin trotz des Dunkels die schwarzen Rümpfe, die Masten von mehr als hundert Fahrzeugen erblickt haben, die auf der weiten Flut schaukelten. Gewiß eine seltsame Flut: unabsehbar wie das Meer, und doch vom stärksten Winde nur leicht geschwellt, doch von Erdhügeln, von zahllosen Baumkronen, von Turmspitzen und Dächern überragt! Im Hintergrunde leuchtete ein mächtiger Feuerschein über dem Wasserspiegel und ließ auf einem Dutzend der ruhenden Schiffe die schlaff hängenden Segel, das Tauwerk und die Gestalten der Bemannung erkennen. Das Chaos schien hier angebrochen: mitten aus den Wogen erhoben sich Feuersäulen, den Nachthimmel rötend. Die Insassen des Bootes, das der ankernden Flotte zusteuerte, erstaunten nicht, sie wußten zu gut, daß die Dörfer Zoetermer und Benthuyzen mit Kirchen und Türmen emporflammten, während die Wasser schon durch ihre Gassen und Gärten rauschten. Es war die Nacht vom ersten zum zweiten Oktober 1574. Die schwarze Flut, über die das Boot dahinglitt, bedeckte die reichen Felder Hollands, war vom Meer durch freiwillig zerstörte Deiche hereingeströmt und sollte die Flotte der Niederländer vor das hartbedrängte

Leyden tragen, das von den Spaniern umschlossen war. Jene Männer, welche, auf dem Deck der Schiffe lagernd, ein reiches Mahl hielten, konnten keinen Bissen und keinen Becher zum Munde führen, ohne daß ihnen die verschmachtenden Tausende in der nur stundenfernen Stadt vor Augen traten. Sie sahen auf die im Westwind höher und höher steigende Flut mit halber Befriedigung und hörten die Uhr des brennenden Turmes von Zoetermer die elfte Stunde verkünden. Diese Nacht noch mußte vergehen, ehe der Kampf mit den Spaniern beginnen konnte, die die letzten Dämme zwischen der Stadt und der Flotte besetzt hielten und mit wachsendem Grauen auf die heranschwellende Flut und die Schiffe der Niederländer blickten.

Die Barke hatte sich den Reihen der Schiffe genähert und fuhr zwischen den plumpen hoch über die Flut ragenden Rümpfen dahin. Eine hohe Männergestalt, in schützende Mäntel gehüllt, das Haupt vom dunklen breitkrämpigen Hute bedeckt, unter dem ein bleiches, krankes, aber ernst entschlossenes Gesicht hervorsah, stand aufrecht in ihr. Einige Begleiter saßen dem Stehenden zunächst und richteten ihre Worte lediglich an ihn, der mit dem Blick seiner Augen den führenden Schiffern die Richtung anwies. Die ersten Worte, die in der Barke erklangen, wurden in französischer Zunge gesprochen. „Ihr habt seltsame Anstalten getroffen, Monseigneur“, sagte ein kleiner Edelmann zu dem Aufrechtstehenden. „Einer verhungernden Stadt Brot zu bringen, überschwemmt Ihr die Ernten einer Provinz und werft das Brot des ganzen Landes in die Flut. Nichts für ungut, mein Prinz, wir in Frankreich haben dergleichen nicht erlebt.“

„Ist es so unerhört, Herr de la Chaillerie,“ fragte der Angeredete, „daß alle Kinder eines Hauses darben,

um eine todkranke Schwester am Leben zu erhalten? Bei uns ist dies wohl in jeder Fischerhütte, jedem Weberhaus geschehen, warum soll's das Land seinen Leuten nicht nachtun? Wenn Gott uns Erfolg schenkt, werden die Felder zu trocknen, die Dämme wieder zu füllen sein — jetzt gilt's nur, Leyden zu retten!"

„Wenn Ihr noch des Erfolgs gewiß wäret, Monseigneur," entgegnete der Franzose. „Aber was ich zwischen Tag und Nacht von den Schanzen der Spanier unterscheiden konnte, flößt mir wenig Hoffnung ein."

„Es wird alles und mehr geschehen, als in Menschenkräften steht," sprach der Prinz mit ruhiger Festigkeit, indem er zugleich die Schiffer anwies, ihr Fahrzeug einem zunächst liegenden zweimastigen Fahrzeuge zuzuwenden. Ein Anruf von demselben, eine kurze Antwort aus der Barke — und von dem Schiffe, über das Schiff, entlang die dichtgedrängte Flotte, klang der Ruf: „Oranien! Oranien! der Statthalter!" Lautschallend, jubelvoll, auf allen Schiffen ein tosendes Leben weckend, ward die Ankunft des Prinzen verkündet. Von den nächsten Schanzen der Spanier blitzten zwei, drei Kanonenschüsse durch die Nacht. — „Sie salutieren!" sagten die Begleiter des Prinzen, indem sie sich erhoben. „Sie wollen zeigen, daß sie wach sind," entgegnete Wilhelm von Oranien, und stieg an Bord der „Arche von Delft", wo ihm Admiral Boisot, der trotzige Meergeuse und Führer der Flotte, entgegentrat. Ihn umgaben die wilden Gestalten seiner Seeländer, schlachtendunkle, wetterharte Gesichter, auf den Hüten den Halbmond mit der Umschrift: „Lieber türkisch, als papistisch", am Gürtel die breiten Messer, die Enterbeile, die schon so viel blutige Arbeit getan hatten und der morgigen harrten. Dem Prinzen drängten sich die Männer mit

heiteren Mienen entgegen und das Lachen nahm sich auf ihren struppigen, narbigen Gesichtern aus wie ein Sonnenstrahl im dunklen Geäst. Oranien richtete kurze Worte an sie und trat dann mit Boisot und anderen Schiffsführern zur Beratung zusammen, während der Jubel über seine Ankunft die Flotte noch erfüllte. In rascher, kurzer Weise frug er nach dem Stande der Dinge. — Boisot deutete nach den von den Spaniern besetzten Dämmen hinüber und sagte:

„Noch zwei Schanzen, bei Zoetervoude und Lammen, liegen zwischen uns und Leyden! Den Damm, auf dem die eine steht, greif' ich morgen an. Aber die Durchfahrt ist schmal, und das erste Schiff, das ihn erzwingt, wird nasser vom Blut, als vom Wasser sein!"

„Sucht Freiwillige, gebt ihnen einen Führer, der lieber sterben, als Leyden wieder den Rücken kehren will," antwortete der Prinz.

„Das wollen wir alle!" rief der Geusenadmiral. „Kein Mann auf der Flotte, der anders dächte! Aber das ist's nicht, was ich brauche, Prinz; ich suche einen, der hieb- und kugelfest wenigstens für den Tag ist. Ihr versteht mich: Einen, der nach Leyden kommen muß, und dem selbst der Teufel, der mit den Spaniern ficht, nichts anhaben kann!"

Wilhelm von Oranien lächelte unmerklich zum Aberglauben Boisots. Aber er schien dennoch das Wort desselben im Herzen zu bewegen. Sein Blick flog prüfend über die Gruppe der wilden Seehelden, die ihn umgab, und wendete sich dann nach den Schiffen, welche in langen Reihen auf der Flut lagen. Mit raschem Entschluß winkte er dem Admiral und seinen Begleitern: „Laßt uns den Mann suchen, der das erste Schiff gegen den Damm führt,

laßt uns Umfahrt halten!“ Dabei sprang er schon wieder in die Barke, die ihn zu Boisots Galeere herangetragen hatte und jetzt unter schnellen Ruderschlägen zwischen den Schiffen auf und ab schoß. Hier stieg der Prinz an Bord, dort begnügte er sich, die Mannschaft aus dem Boote zu grüßen, — überall aber brauste ihm der Jubel des Willkommens und vertrauender Zuversicht entgegen.

Nur auf dem mittleren der drei Schiffe, die seitab von den anderen dem brennenden Dorfe zunächst lagen, war der laute Ausbruch der Freude alsbald wieder verstummt. Hier erwartete man den Admiral und den Prinzen nicht, auf dem vorderen Deck zeigte sich die auf- und abschreitende Schiffswache und eine einzelne, fast regungslose Gestalt, ein Mann, der in die Nacht hinaus und unverwandt nach der Richtung hinblickte, wo hinter der Flut, hinter Dämmen und Schanzen die bedrängte Stadt lag. Des Mannes Gesicht war noch finsterer als das der Genossen, und zudem von zwei breiten, kaum geheilten Hiebwunden entstellt. Die Genossen, die auf dem hintern Deck um ein Kohlenbecken saßen und über diesem ihr Mahl bereiteten, riefen den einzelnen nicht herzu, aber behielten ihn fort und fort im Auge. Sie folgten seinen Bewegungen — wenigen Schritten, mit denen er nach halben Stunden den Platz wechselte — voller Teilnahme. Und ihre Aufmerksamkeit auf ihn hinderte sie, dauernd in den Jubel einzustimmen, mit dem die Flotte die Ankunft des Statthalters begrüßte. Sie hatten nicht acht auf das, was um sie her vorging, und sprachen, ihre Stimme dämpfend, wenn auch noch rauh und vernehmlich genug, über jenen, der starr und unbeweglich nach den spanischen Schanzen hinübersah.

„Ich fürchte,“ sagte Jan von der Goos, der Steuermann vom nächstliegenden Schiffe, „wenn Erich Engel-

brecht noch eine Nacht vor Leyden statt drinnen verlebt, so ist's um seine arme Seele geschehen. Schaut er doch bereits aus, als könnte er jeden Augenblick von Sinnen kommen; die Augen funkeln so wild, daß er bald seine Leute nicht mehr von den Spaniern unterscheiden wird."

Cornelis ter Decken, der den „Egmont", eines der gefürchtetsten Geusenschiffe, befehligte, fiel ihm ins Wort: „Gott weiß, er ist wilder, als selbst an dem Tage, wo er zu mir an Bord kam und meine Männer ihn in den ersten Stunden fast wieder ins Meer geworfen hätten, so raste und tobte er!"

„Das war in Spanien?" fragte der Steuermann.

„Zu San Ciprian an der galizischen Küste, wo ich mit dem ‚Egmont' auf spanische Schiffe lauerte," erwiderte ter Decken. „Ich war den Kanal hinabgegangen und unfern der Inseln Dieu auf drei Galeeren von der spanischen Armanda gestoßen. Drei waren selbst für den ‚Egmont' zu viel und wir entgingen ihnen, indem wir südwärts hielten. An der spanischen Küste machten wir gute Beute, brannten wohl zehn papistische Kapellen aus und schreckten die Dörfer zwei Stunden landein. Vor San Ciprian ankerten wir, meine Burschen hatten vernommen, daß ein Schiff mit Wein im Städtchen erwartet werde. Am dritten Tage, wo wir dort lagen, kommt Klas Klaszoon, mein Steuermann, mit drei Männern und schwört, daß sie beim Wassereinnehmen am Strand einen Landsmann von Leyden, Erich Engelbrecht, gesehen, der vor ihrem Anblick nach der Stadt geflüchtet sei. Ich lachte des Märleins, denn wie käm' ein Holländer lebendig und freien Fußes nach Spanien! Aber am nächsten Tag, da ich an Bord lehne und seewärts spähe, ob sich das spanische Weinschiff nicht zeigen will, kommt vom Hafen der Stadt her ein Kahn auf den

‚Egmont‘ zugeschossen, den ein Mann zugleich steuert und rudert. Hinter ihm drein ein wohlbesetztes Boot, um so eiliger, je näher der Kahn meinem Schiff war. Und als er mit gewaltiger Stimme in unserer Sprache mir zurief: „Nehmt einen bedrängten Landsmann an Bord!“ mußte ich dem Klaszoon wohl glauben, daß es der leibhaftige Engelbrecht sei. Ich wendete ein paar Kugeln dran, ihm das verfolgende Boot vom Leibe zu halten — und er klomm an Bord, wo er niederstürzte wie eine geschlagene Robbe. Er vergalt zur Stelle meinen Dienst und teilte uns mit, daß die Galeeren von Corunna wider uns ausgelaufen wären. Wir lichteten flugs am selben Abend die Anker, suchten und fanden dann unsern Heimweg um Irland und die Orkneys, während die halbe spanische Armanda auf den ‚Egmont‘ im Kanal lauerte. Aber die ersten Tage war's mit dem Engelbrecht schier nicht zum Ertragen! Daß er nicht Trank noch Speise nahm, hätten ihm meine Männer wohl vergeben, aber daß er unaufhörlich tobte, wütete, lästerte, sich und die Welt verfluchte und jede Stunde frug, ob Holland in Sicht sei, ward ihnen unheimlich. Ein verwirrtes Gerede von einer Frau mit grauen Haaren, vom Vaterland, von Brot, dazwischen von Weibern und Teufeln, endete Tag und Nacht nicht; wir hielten ihn für besessen. Just hatte er ausgetobt, als das Schiff zum erstenmal wieder zum Kampfe mit Spaniern kam. Wir stehen, wenn's ein Feindesdeck gilt, allesamt nicht unter den schlechten Männern, aber mit Erich Engelbrecht nimmt es keiner von uns auf. Zehnmal, seit ich ihn zu San Ciprian an Bord nahm, habe ich an seiner Seite gefochten, und ich weiß, daß niemand wie er dem Tod in die Zähne lacht.“

„Er will sterben? Er hat schwere Schuld auf der

Seele?“ fragte Jan von der Goos zögernd und mit einem scheuen Blick nach dem Vorderdeck.

„Das letzte mag sein,“ entgegnete der Kapitän des „Egmont“ leiser, „aber doch sucht er den Tod nicht. Als wir in Medemblick einliefen, war das Erste, was wir vernahmen, daß Leyden belagert sei, daß der Statthalter das Land überschwemmen lasse und uns mit der Flotte zum Entsatz schicken werde. Da wandelte sich Erich Engelbrecht um, raste und lästerte nicht weiter, sondern ward stummer als die Flut. Im Kampfe vor Brill nahm er das Schiff, das er jetzt führt, taufte es ‚Der verlorene Sohn‘, und harrt nun mit uns seit Wochen, daß uns das Wasser bis vor Leyden tragen soll. Mit Lebensmitteln ist kein Schiff wie dieses gefüllt, und der Engelbrecht wacht über ihnen, als wären es Schätze, für die er die Erde kaufen könnte. Gleich der Flut fällt und steigt seine Seele, jeder verlorene Tag macht ihn finsterer und wilder, bei jeder Kunde von der Not in Leyden wird er zorniger, jede Sturmflut, die uns vorwärts kommen läßt, hellt sein Gesicht auf! Seit gestern aber, wo uns die Dämme nochmals hemmen, wo die Brieftauben die Meldung bringen, daß in der Stadt kein Bissen Brotes mehr vorhanden ist, schaut er Tag und Nacht nach Leyden hinüber, wie ihr ihn dort seht.“

„Was ist's mit ihm? Wußte Klas Klaszoon, sein Landsmann, nichts davon zu sagen?“ drangen einige Hörer in Cornelis ter Decken.

Der Führer des „Egmont“ war im Begriff, verneinend zu antworten, als plötzlich der Mann, dem all' diese Fragen und Reden galten, seinen Platz auf dem vorderen Deck verließ und in den Kreis um das Kohlenbecken trat. Seine blauen Augen blitzten die Männer so herausfordernd an,

daß die seines eigenen Schiffes betroffen zur Seite wichen; dann sagte er, sich neben ter Decken niederwerfend:

„Klas Klaszoon weiß nichts, aber Erich Engelbrecht kann euch selbst sagen, was ihr gerne hören wollt. Es ziemt den Geusen wenig, wie alte Weiber einen Rocken abzuhaspeln; doch mögt ihr Recht haben, daß ihr mir nicht traut und euch fragt, ob Gottes, ob Satans Geist mich treibe. Ihr alle sucht hinter den Dämmen dort nur die Stadt und die verschmachtenden Landsleute, die euch für Befreiung und Labung preisen werden. Ich sehe nicht Stadt noch Bürger, ich suche ein Weib mit weißen Haaren und Kummerfalten auf der Stirn, ein altes Weib, das hungert, und das letzte Brot, dessen sie vor dem Grabe bedarf, vielleicht aus meiner Hand nimmt, vielleicht, — obschon sie einmal geschworen hat, nie wieder einen Bissen mit ihrem verlorenen Sohne zu brechen."

„Deine Mutter lebt in Leyden?" fragte der Steuermann.

„Gott geb' es, daß sie lebt!" rief Erich Engelbrecht. „Wir waren alle in Leyden angesessen, auch vor der Not, die über die Provinzen kam, wohlangesehen und nicht arm. Mein Vater Ludwig gehörte zum Rat der Stadt, unter den Augen des Trefflichen ward ich zwanzig Jahr alt. Da sandte er mich nach Deutschland, die Heilkunst zu lernen, und ich saß in Heidelberg und Erfurt zu den Füßen berühmter Lehrer, ich zechte und schwärmte mit frohen Genossen, während daheim Albas Heer das Land überzog und Freiheit und Leben der Provinzen unter seine Füße trat. Auch Ludwig Engelbrecht, mein Vater, mußte den schweren Gang vor den Blutrat tun, hinter dem es nur noch einen, den zum Galgen, gab. Er starb auf dem Markt von Brüssel, wie tausend Männer vor ihm, tausend nach ihm. Über ein Jahr hatte ich in Deutschland nichts

von daheim vernommen, die Kunde von seinem Tode war die erste, die mir zuteil wurde."

„Preise Gott, daß du nicht daheim warst," fiel ihm finster der Führer des „Egmont" in die Rede. „Es haben mehr Söhne in den Niederlanden auf Albas Befehl am Blocke ihres Vaters stehen müssen, und ich wenigstens weiß, warum kein Spanier am Leben bleibt, zwischen dem und diesem Messer nur mein Wille liegt."

„Ich preise Gott nicht, — ich wollte, der Herzog hätte mich gezwungen, meines Vaters Tod zu schauen," fuhr Erich Engelbrecht auf. „Weil ich nicht daheim war, weil ich mich in der Fremde ausweinte, erst kam, nachdem schon zwei Jahre vorüber waren, nur darum habe ich nicht zu den ersten gehört, die auf die Geusenschiffe stiegen. Wohl tobte ich, schwur Rache und wollte unter Ludwig Nassaus Fahnen treten, als er von Deutschland nach den Provinzen zog. Aber der rechte Zorn, der nur atmet, nur ißt und trinkt, weil er Zeit zur Vergeltung braucht, ward nicht lebendig in mir. Ich mußte friedlich heimkehren, Mutter und Schwestern saßen bettelarm zu Leyden — natürlich hatte der Blutrat all unser Gut für den frommen König Philipp eingezogen und Ludwig Engelbrecht nur sterben müssen, weil sie einen Schrein mit harten Talern in seinem Besitz wußten. Jetzt war's an mir, für die Darbenden zu sorgen; ich übte meine Kunst und erwarb eben so viel, daß sie nicht bittre Not litten. Meine Schwestern wurden trotz des Elends der Zeit von denen heimgeführt, mit denen sie versprochen waren, bald lebte ich mit der Mutter allein. Sie war gebrochen seit des Vaters Tod, kaum setzte sie ihren Fuß aus dem verödeten Hause. Doch so finster sie auch vor sich hinblickte: jeden Abend, wenn ich heimkam, das frische Brot, das ich unter dem Mantel trug,

hervorzog, in zwei Hälften brach und mit ihr teilte — jeden Abend kehrte ein dankbares Lächeln auf ihr liebes Gesicht zurück. Werdet nicht ungeduldig — wenn ihr erst einmal Nacht um euch habt, lernt ihr auch, wie die Kinder, vom letzten Sonnenstrahl reden. Unsere Tage in dem kleinen Hause am Ryn, vor dem Gras wuchs und das keines Menschen Fuß betrat, verflossen nicht heiter, doch wir waren so glücklich, als in dieser bösen Zeit irgendwer in Holland sein konnte. Hoffnung für das Land schien nirgends — und ich zwang mich, an nichts zu denken, als an meinen Beruf, und die alte Frau, deren Stütze ich war.

Das ging, so lange es gehen konnte, und wenn es je Heilige gegeben hat, so zählte gewiß keiner unter ihnen erst fünfundzwanzig Jahre! Bald sah ich mehr nach den Mädchen von Leyden, als nach meinen Büchern und Kräutern; die Mutter merkte es, daß ich manchen Abend spät heimkam und oft nach dem Imbiß noch einen Gang den Ryn hinab tat. Sie ward darum nicht finsterer, ja, die Hoffnung, bald wieder eine Tochter im Haus zu haben, glättete mehr als eine Falte auf ihrem Gesicht. Sie nickte mir jetzt zu, wenn ich abends unser Brot teilte, und sagte wohl: ‚Erich, bald wirst du dreimal teilen müssen und trägst es nicht selbst mehr unterm Mantel heim!‘ Hätte sie damals schon gewußt, welchen Weg ich am liebsten nahm, so hätte sie nicht so gesprochen, und noch heute weiß ich nicht, wie ich ihre hoffenden Worte je anhören konnte, ohne in Scham zu erglühen. Es lag damals eine kleine Schar spanischer Musketiere von Julian Romeros Brigade zu Leyden im Quartier. Ich war, wie wir alle, den spanischen Teufeln auf Schritt und Tritt ausgewichen — zwar fühlte ich nicht den rechten Haß, den ich heute hege,

gegen sie, aber mir hätte doch gegraut, einem die Hand zu reichen oder Becher an Becher mit ihm zu sitzen. Da wollt' es der Satan, daß ich bei der Obermühle, wo der Kapitän Alfuente hauste, während ich ausging, die schöne Müllerstochter zu grüßen, eines andern Mädchens ansichtig wurde, in dem ich freilich die Spanierin zur Stelle erkannte, deren schöne Augen mich aber zwangen, ihr näher zu kommen. Sie blickte nicht nach mir hin, sie sah in den Strom, der matt zu ihren Füßen schlich, und ich konnte sie unbemerkt belauschen. Schön war sie, wie kaum ein Mädchen in den Provinzen, das sag' ich noch heute, obschon ich ihr wahres Gesicht seither schauen mußte. Aber damals, als ich sie zuerst sah, schienen mir ihre Züge voll Milde, und mich trieb's hin zu ihr, um auch ihre Stimme zu vernehmen. Ich redete sie an, sie verstand unsere Sprache ein wenig, und ich sah, wie ihr Gesicht bei meinen Worten froh aufleuchtete. Sie sagte sogleich: ‚Ich danke Euch für Euren Gruß, er tut wohl, hier, wo niemand von Eurem Volke mit uns spricht!‘ Und in dem Augenblicke vergaß ich den Herzog, den Blutrat und alles, und dachte nur mit Scham daran, daß ich stets vom Wein aufgestanden war, wenn ein Spanier in die Schenke trat.

Manuelita hieß sie, war Kapitän Alfuentes Tochter, hatte in Leyden ihre Mutter verloren und fühlte sich fremd und verlassen genug, mir zum Abschied zu sagen: ‚Laßt Euch wiedersehen!‘ Und ich — kam heute, kam morgen, kam alle Tage, zählte die Stunden, bis die siebente schlug, ich brach an unserm Abendtische das Brod mit Hast und aß es voll Ungeduld, während die Mutter heimlich schlau lächelte. Die dunkeläugige Spanierin ward mein Sinnen und Trachten, sie bestrickte mich so, daß ich bald vergaß, über welches Pflaster ich schritt und auf welchen Fluß

wir blickten, sie entrückte mich allem, was mir sonst lieb war! Nach ihren ersten Küssen war ich nicht mehr derselbe Mann wie zuvor. Sonst hätte ich keinen Schatten im Antlitz meiner Mutter sehen können, ohne daß mir das Herz schwer ward, und jetzt saß ich leichten Mutes bei ihr, ließ sie von einem Töchterlein aus der Rynmühle träumen und lechzte indes nach den Lippen Manuelitas. Ob diese mich je geliebt hat, weiß ich euch nicht zu sagen, aber ich sollte es denken, wenn ich mich erinnere, vor wie stattlichen Landsleuten, die bei Ihres Vaters Fahne standen, sie mir den Vorzug gab. Wie ich sie geliebt, möget ihr an dem Ende ermessen, das es mit meinen Leydener Tagen nahm.

Nie erfuhr ich, wer meiner Mutter zuerst die Kunde gebracht, warum ich allabendlich zur Rynmühle eilte und wen ich dort in meine Arme schloß. Vielleicht schalt bereits ganz Leyden über mich, ehe der alten Frau ein Wort zu Ohren kam. Aber eines Abends, da ich heimkehrte und ihr am Tisch gegenüber saß, nahm ich wahr, daß sie nicht mehr lächelte, sondern daß schwere Tropfen über ihr Gesicht rollten und daß sie mir finster nachsah, als ich, ihren Tränen zum Trotz, den Hut in die Stirn drückte und davonstürmte. Und just an diesem Abende mußte Manuelita zärtlicher, heißer, selbstvergessener als zuvor sein, an dem Abend wußte sie mir den Eid abzuküssen, daß ich sie nie und nimmer verlassen wolle. Ich schwur, während mir vor Augen stand, daß der Mann einer Spanierin von seinen Mitbürgern gemieden sein würde, daß ich das Mädchen nie in meines Vaters Haus führen könne. Ich sah es vor mir, daß ich zuletzt an ihrer Seite aus dem Lande wandern müsse, und ich schwur dennoch! Daß die Entscheidung so nahe sei, ahnte ich

nicht, ja, ich wähnte, wie jeder in seinen Freveln, daß sich eine Hand vom Himmel strecken werde, das Geschick zu wenden, das der Mensch sich selbst bereitet.

Am nächsten Tage flog durch Leyden die Nachricht, daß ihr gesiegt hättet, daß Brill von den Wassergeusen genommen sei. Alle Herzen in Holland pochten ungestüm bei dieser Kunde. Zum erstenmal seit vier entsetzlichen, trostlosen Jahren erwachte die Hoffnung, daß es noch Freiheit und Rettung geben könnte. Mit kaum verhaltenem Jubel sahen die Bürger Hauptmann Alfuentes Fähnlein aufbrechen, das Brill wiedererobern helfen sollte. Noch marschierten die Dränger trotzig genug durch die Gassen von Leyden, aber sie lasen schon auf allen Gesichtern, daß ihnen niemand mehr von den Provinzen als ein Grab im Dünensande oder im Meere gönnte. Niemand außer mir! Ich zitterte jetzt nicht, wie alle andern, um das Schicksal von Holland, sondern um das von Manuelita. Als ich diesen Abend in den Flur trat, fand ich die Mutter meiner harrend, sie rief mir auf der Schwelle entgegen, ob ich gehört, daß auch Enkhuyzen sich für Oranien erhoben habe, daß die Spanier im ganzen Lande vertrieben werden sollten. Ich horchte auf und trat betroffen vor den blitzenden Augen der alten Frau zurück. ‚Ende das schnöde Spiel, Erich, es wird Zeit, — zieht dich's nicht zu den Geusen?‘ Ich schüttelte den Kopf und wir saßen uns am Tische stumm gegenüber. Als ich mich zum Gehen erhob, klang mir aus dem Munde der Mutter nach: ‚Es kann dein Ernst nicht sein, Erich, du wirst nimmer vergessen, wo ich dich geboren habe und wie dein Vater gestorben ist!‘

Die Mahnung an den Tod meines Vaters schnitt mir durch die Seele, und doch zog's mich zu Manuelita. Diese fand ich in tiefer Bestürzung: der plötzliche Marschbefehl,

den ihr Vater erhalten, die feindlichen Blicke ringsum hatten ihr heiße Tränen entlockt, und sie bat flehentlich, meiner Liebe nicht zu vergessen. Vielleicht sind Leute unter euch, die solchen Bitten eines Weibes widerstanden hätten — aber ich gelobte ihr, was sie begehrte, und als ich mich in der Nacht endlich losriß, als ich heimschritt, verfluchte ich die Erhebung meines Volkes und den Krieg, der mein Glück zu stören drohte! — Laßt mich kurz sein über diese Tage. Mit jedem neuen Morgenlicht kam eine neue Kunde von Aufstand und Sieg, mit jedem Tag schaute die Mutter strenger, prüfender in mein Gesicht, mit jedem Abend ward ihr Blick verächtlicher, schien sie mehr und mehr zu zögern, ob sie das Nachtmahl mit mir teilen solle. Ich aber verschloß mein Ohr vor allen Mahnungen, die ertönten, ich hörte nur die Manuelitas, die sich an mich hielt, wie an den Balken, der im Schiffbruch die Rettung verbürgt, und den ihr mit dem Fuße hinwegstoßt, nachdem ihr ihn erst mit Armen umklammert habt!

Auch Leyden erhob sich endlich und vertrieb die wenigen Beamten Albas, die noch zurückgeblieben waren. Am Tage, wo vom Rathaus Oranien zum Statthalter ausgerufen wurde, verließ meine Mutter das Haus und zog mit dem strömenden Volkshaufen zum Markt. Gewiß trieb sie die Hoffnung dahin, ihren Erich trotz allem unter den Männern zu erblicken, die zu den Waffen gegriffen hatten. Doch der Sohn weilte indessen bei Manuelita, ließ die Tränen seiner Mutter fließen und bemühte sich, die zu trocknen, die das spanische Mädchen über Hauptmann Alfuentes Fall weinte. Von Brill war die Todespost an eben dem Morgen angelangt, wo die Leydener ein Herz faßten, und war mir schon zuvor ihr Trachten gleichgültig, ja verhaßt gewesen, so brachte mich an diesem Morgen der tosende

Jubel in den Straßen, während ich die Liebste in ihrer Kammer klagend und weinend fand, schier zur Wut. Warum sollte unsere Liebe unter den bösen Tagen leiden, an denen nicht ich, nicht Manuelita schuld trug? So sagte ich ihr und mir, und sie mit plötzlichem Entschluß rief mir zu: ‚Laß uns aus diesem Lande, das nur Blut trinkt, entfliehen. Ich habe ein kleines mütterliches Erbe zu San Ciprian in Spanien, dort werden wir glücklich sein, und das Meer wird zwischen uns und diesem Unglücksboden rollen!‘ — ‚Und meine Mutter?‘ frug ich. ‚Gib ihr alles, was du hast; laß deine Sippen für sie sorgen — aber komm mit mir. Habe ich nicht auch Vater und Mutter verloren? Bleibt mir mehr, als dir?‘ Halb in Küssen, halb in Tränen erstickte sie jedes Wort, was ich noch zu sagen gedachte, nur mein Versprechen: ‚Sei es, wie du willst — ich folge dir durch die Welt!‘ durfte über meine Lippen gleiten. Ich blieb bei ihr den ganzen langen Frühlingstag, über dem Ryn strahlte die Sonne, aus dem Garten der Mühle lachte mir frisches Grün entgegen, aber als mir durch den Sinn flog, daß ich dies alles bald nicht mehr und nie wieder sehen würde, preßte ich Manuelita nur heftiger in meine Arme. Wir kamen überein, daß ich meine Angelegenheiten in nächster Woche ordnen, dann heimlich mit Manuelita nach der nächsten, von den Spaniern noch besetzten Hafenstadt abreisen sollte. Ich schritt diesen Abend meinem Hause zu — Gott vergebe mir's heut und in Ewigkeit — als hätte ich einem tyrannischen Herrn zu trotzen, nicht als gälte es einer alten Mutter das Herz zu brechen. Ich trat ein und war nicht zu sehr betroffen, sie bitter weinend zu finden, hatte ich doch sie und mich seit guter Zeit daran gewöhnt. Sie forschte nicht, wo ich gewesen war, sondern sagte mit

halb erstickter Stimme: ‚Die Waffen, die dein Vater getragen, sind dir zu schwer, mein Sohn? Ich sah dich am Rathaus nicht mit ihnen.‘ — ‚Es wäre uns allen besser, wir dächten nicht an Waffen, und hätten nie daran gedacht,‘ gab ich gereizt zur Antwort. Dies gesagt, glaubte ich einen Blitz aus den Augen meiner Mutter zucken zu sehen, mindestens wurden sie trocken und blieben starr auf mich gerichtet. ‚Damit du eine spanische Dirne herzen und ungescheut mit ihr buhlen könntest, möchte das Land unter den Füßen der Spanier zertreten werden?‘ sagte sie kalt. ‚Wer gibt Euch ein Recht, so verächtlich von meiner Liebsten zu reden?‘ fuhr ich auf. ‚Liebste?‘ fragte die alte Frau höhnisch zurück. ‚Nennst du das Liebe, wenn du dich an ein Weib hängst, vor der du geflohen sein würdest bis ans Ende der Welt — wenn du ein Herz hättest? Kannst du vergessen, daß sie aus dem Volke stammt, zwischen dem und uns ein Strom unschuldig vergossenen Blutes fließt? Vergessen, daß bei deines Vaters Todesgang Hauptmann Alfuente die Trommel rühren ließ, — so frag' ich dich nur, ob du meinst, daß dies Mädchen dich liebt, wie ein Weib den Mann lieben soll?! Hat sie den Segen deiner Mutter begehrt, hat sie je verlangt, daß du sie in dein Haus führst? Erich, ich sage dir, wo ein Mann liebt und geliebt wird, da wachsen alle guten Kräfte in ihm, da rafft er sich empor, selbst aus der Schande! Du aber versinkst darein, du vergissest, was dir obliegt, hörst den Ruf deines Landes und die Mahnung aus dem Grabe des Vaters nicht, du spottest meiner, und das nennst du Liebe!‘ Ich ward verwirrt, im Gewissen fühlte ich die Wahrheit jedes Wortes, aber trotzig sagte ich: ‚Mein Weib soll Manuelita werden, deinen Segen erbitte ich. Nur in dies Haus konnt' ich sie nicht führen,

selbst wenn sie es möchte, Haß und Mißtrauen würden sie auf der Schwelle belauern. Wozu sollten wir hier bleiben? Die Welt ist weit, und in diesem Lande steht ohnehin kein Glück mehr zu hoffen!‘

Niemals vergeß’ ich den Augenblick, wo diese Worte aus meinem Munde kamen! Ich saß der Mutter gegenüber und während ich mit den Lippen frevelte, brachen meine Hände das Brot, das wir bis zu diesem Tage treu geteilt hatten. Da sprang sie auf einmal empor, stieß den Schemel um, auf dem sie gesessen hatte, schleuderte das Brot zur Erde, und stieß mich, als ich ihr nahekam, mit zitternden Händen hinweg. ‚Ich sehe, was du mit deiner Liebe geworden bist!‘ rief sie. ‚Ein Sohn, der den Tod seines Vaters ungerächt läßt, ein Mann, der in dieser Zeit, wo Weiber und Kinder von Krieg träumen, an Glück denkt! Hebe dich weg, Erich! Ich schwör’s zu Gott, daß diese Hand so wenig wieder einen Bissen aus der deinen nehmen, als dir den Segen zur Sünde geben soll! Tue, was du nicht lassen kannst; wer Vater und Vaterland seiner Lust opfert, gibt auch noch die Mutter drein.‘ Und während ich keines Wortes mächtig stand, wendete sie ihren Blick von mir hinweg, eilte aus dem Flur und schloß die Tür des Gemachs, in das sie vor mir flüchtete. Ich habe ihr Gesicht nicht wieder erblickt, und sie steht vor meinen Augen, wie sie das Brot, das ihr meine Hand reichte, zur Erde warf und den Fluch über mich sprach!

Während er noch in meinem Ohre klang, fühlt’ ich’s nicht, daß er verdient sei. Grollend und rasch entschlossen eilte ich aus dem Vaterhause und stürmte zu Manuelita, die erstaunt war, mich noch an diesem Abend wiederzusehen, und die ich gefaßter fand, als ich nach dem Schmerz, in dem ich sie verlassen hatte, denken durfte. Jetzt war’s an ihr,

mich zu trösten, und sie tat es mit Liebesworten und schnellem Entschluß. Was ich an Gold und Geld besaß — wenig genug — schaffte ich herzu, auch Kapitän Alfuentes Hinterlassenschaft war schnell zusammenzuraffen. Ich weiß noch heute nicht, ob es nur die Furcht vor den Leydenern war, die das Mädchen trieb und drängte, oder ob sie fürchtete, daß bei mir, wenn die erste Erregung vorüber, das Gewissen erwachen würde. Sie war mir jetzt alles, und ich sah in dieser und mancher folgenden Nacht nur sie, — kaum im Traum schreckte mich der Anblick der armen, alten, zürnenden Frau! Wir schlugen den Weg nach Süden ein, in Brabant und Flandern waren die Spanier noch Herren. Bevor wir zum Hafen von Antwerpen kamen, hatte Manuelita, mit der mich ein Feldpater im ersten spanischen Lager traute, ihre alte Munterkeit wieder erlangt. Hörte ich sie doch mit ihrem Vetter, einem Fähnrich Alonzo, über den Tod ihres Vaters und noch mehr darüber scherzen, wie sie einen Holländer davor bewahre, Ketzer und Rebell zu werden. Als ich solchen Ton vernahm und dazu das Augenspiel mit Alonzo sah, überkam mich plötzliche Furcht; in meiner Seele wachten die drohenden Worte der alten Mutter auf, aber noch ehe wir ins Schiff stiegen, hatten ihre Lippen alle Furcht hinweggeküßt, und ich fuhr als ein Glücklicher mit ihr nach Spanien.

Mancher von euch ist zur Walfischjagd mit ins Nordmeer gefahren. Hat keiner dort Schiffbruch erlebt, ist keinem da begegnet, was ich aus dem Munde so vieler gehört habe? Wenn ein Fahrzeug nach wochenlangem Kampf mit dem Eise zerschellt, die Mannschaft in die Tiefe versinkt, da soll es vorkommen, daß einer und der andere sich auf eine Scholle rettet und auf ihr wie auf einem

Boote im Meer dahintreibt. Aber die Kälte, das flimmernde Eis, die roten Nordlichter und die Sonne um Mitternacht verwirren ihm Seele und Sinne: er meint zwischen Gärten und Wiesen zu fahren, er lacht, er jauchzt, er singt die Lieder seiner Jugend, wähnt sich selig tage- und nächtelang, bis er aus seinem Fieber erwacht und die Eisberge und das kalte wüste Meer um sich sieht. Wer das erlebt hätte, dem braucht' ich nicht zu sagen, wie mir's erging und was ich erfuhr! Wir kamen nach San Ciprian, wo Manuelita ein Häuschen mit Garten und Weinberg hart am Hafen besaß. Die kleine spanische Stadt, am Meer zwischen hohen Bergen gelegen, würde mir besser behagt haben, wenn ich nicht verwunderten, wenig freundlichen Blicken auf jedem Schritt begegnet wäre. Ich sah die Spanier niemals ihr Mißtrauen, kaum ihre hochmütige Verachtung gegen unser Volk verbergen. Noch vergaß und verschmerzte ich alles, wenn ich bei meinem Weibe war und sie liebreich um ihren lieben Holländer waltete. Noch träumt' ich von Glück — aber schon wallte mein niederländisch Blut empor, wenn ich die Männer von San Ciprian über König Philipps Krieg mit den ketzerischen Abtrünnigen sprechen und uns tausendfach zur Hölle hinabfluchen hörte. Schon hatte ich Tage, wo ich über das Meer hinblickte, ob kein Geusenschiff Jagd auf spanische Gallionen mache! Was mir daheim am Ryn und zwischen den Gassen von Leyden so gleichgültig erschienen war, begann nun an meiner Seele zu nagen. Und bald mocht' ich tun, was ich wollte, ich sah die Mutter vor mir und hörte ihre letzten Worte; nur in Manuelitas Arm verschwand, was mich peinigte; wenn ich an ihrem Munde hing, vergaß ich noch immer Heimat und Welt! Eben darum empfand ich's sofort, als ihre Lippen meinen Kuß minder heiß erwiderten, ihre Augen

minder hell glänzten. Was kümmerte sie auch das Weh, das an meinem Herzen nagte, was die Reue, die mich nachts emporschreckte! Aber sie sah mich oft mißmutig, finster, unhold, und wenn sie mich je geliebt hatte, so verkehrte sich nun ihre Glut in Kälte, ihre Hingebung in Widerwillen. Nicht an einem Tage, nicht so, daß ich's schon gewußt hätte, als ich's zu fürchten begann. Leise und schweigend zog die Gewißheit, Manuelita sei meiner satt und überdrüssig, mir in die Seele, und nun erst fand ich mich elend, wie ich's verdient hatte. Die verlassene, verratene Heimat trat mir allstündlich vor Augen, ein brennendes Verlangen erfaßte mich, die Mutter wiederzusehen, den Fluch abzuwenden, der auf meinem Haupt ruht. Manuelita dachte nicht mehr daran, solche Gedanken hinwegzuschmeicheln, ich mochte mich jetzt mit ihnen aufs Lager strecken, mit ihnen erwachen, sie blieb teilnahmlos. Und als Vetter Alonzo, der Fähnrich, in San Ciprian erschien, wußte ich bald genug, daß er meine Stelle in ihrem Herzen einnahm. War er zugegen, so sah ich wieder die lachende, lockende Manuelita, sah wieder den Sonnenschein auf ihrem Gesicht, der mir sonst heller schien, als jener, der über der blauen Bai vor unsern Fenstern glänzte. Und wenn ich jetzt bedachte, was ich meinem Weibe geopfert, um ihretwillen hinter mich geworfen hatte, und nahm die verstohlenen Blicke wahr, die mit Alonzo getauscht wurden, die Blicke, die deutlich genug sprachen: ‚Wie traurig, daß der Holländer zwischen uns steht,‘ so erfaßte mich trotzige Wut. Seit mich dieser Verdacht quälte, verließ mich selbst die Sehnsucht nach daheim, ich nahm's für mein vorbestimmtes Schicksal, ein fremdes Weib zu freien und dann argwöhnisch über sie zu wachen. Fahrt nicht ungeduldig empor; weil es anders ward, darf ich sagen, wie es sonst

war. Ich weiß nur zu wohl, daß in den letzten Tagen, die ich in Spanien verlebt, Manuelita noch einmal meine ganze Seele erfüllte, nur daß Eifersucht und Zorn an die Stelle der Liebe getreten waren. Der ‚Egmont‘ kreuzte eben vor dem Hafen von San Ciprian, und ich dachte nicht an die Heimkehr, um die ich zuvor gebetet hatte. Tag und Nacht prüfte ich jeden Schritt, den Alonzo zu meinem Weibe tat, fest entschlossen, die Schmach, die sie mir sannen, nicht zu erdulden. Ich fürchtete nur ihre Untreue, nichts mehr, nichts weniger. Und als ich endlich an einem Mittag, wo ich das Haus verließ, mich aber wachsam in der Nähe hielt, Alonzo Alfuente meine Schwelle betreten sah, als ich bereit stand, beide zu überraschen, ward ich selbst durch ihren unerwarteten Austritt aus dem Hause betroffen. Noch folgte ich dem Paare nach, überzeugt, daß sie eine Stätte für ihre buhlerische Liebe suchten. Noch lag meine Hand am Schwertgriff, ich meinte, gegen Alonzo ziehen zu müssen, und schritt, zitternd vor Erwartung, bei welcher Kupplerin sie sich bergen würden, hinter beiden drein. Aber als ich sie eine gewisse Straße von San Ciprian betreten sah, überkam mich plötzlich ein anderer Verdacht, der mich wie ein eisiger Hauch durchschauerte und mich augenblicklich stille stehen hieß. In dieser Straße wohnte Fray Sebastiano, ein Dominikanermönch, der Beauftragte der heiligen Inquisition. Von der Furcht erfaßt, daß Manuelita samt ihrem Vetter über dessen Schwelle treten könne, blickte ich ihnen unbeweglich nach. Sie blieben vor der Tür des Mönchs stehen, mein Weib schien einen Augenblick zu zögern und umkehren zu wollen. Ich sah den Fähnrich eifrig zu ihr sprechen, sie bei der Hand fassen und an die Tür pochen, ich sah beide in der geöffneten verschwinden. Was in mir in jener Stunde vorging, will

ich euch und mir erlassen! Ich zweifelte nicht einen Augenblick, daß Manuelita und Alonzo mich vor dem höllischen Tribunal, das sie dort das heilige Amt taufen, als Ketzer anklagen würden. Ich wußte, daß mir ein Kerker, und danach der Scheiterhaufen gewiß sei, auch hatte ich, seit ich in Spanien lebte, schon erfahren, wie blitzschnell das heilige Amt seine Opfer zu ergreifen pflegte, und wie viel hundert Arme ihm in jeder Stunde zu Gebot waren. Und dennoch dachte ich kaum an Rettung durch das Schiff, das vor dem Hafen auf der See schaukelte. Dennoch wollte ich bleiben und schwur, Manuelita und ihren Buhlen den Preis der nichtswürdigen Tat nicht erwerben zu lassen. Ich dachte Alonzo niederzustoßen, mochte mir dann das Ärgste geschehen. Aber das Paar trat nicht allein wieder aus dem Hause, sie erschienen im Geleit des Fray Sebastiano, der lächelnd und mit sichtlichem Eifer an ihrer Seite schritt. Zur Stelle rief er zwei, drei Bürger an, die eben die Straße daher kamen, und jetzt waren Manuelita und der Fähnrich von so vielen umgeben, daß ich darauf verzichten mußte, die Nichtswürdigen zu treffen! Hinter Häusern und Hecken verborgen folgte ich der Schar, sie schlug den Weg zum Hafen ein. Woran ich noch nicht gedacht hatte, das befürchtete der Mönch: er eilte, mir jeden Weg zur Flucht und Rettung abzuschneiden, und Manuelita, um deretwillen ich am Heiligsten gefrevelt hatte, war an seiner Seite! So überwältigt von Schmerz und Groll war ich noch nicht, daß nicht sofort, als ich den Vorsatz Fray Sebastianos begriff, der Wunsch nach Rettung in mir aufgestiegen wäre. Auf raschen Füßen, den Mönch samt seiner Begleitung weit hinter mir lassend, erreichte ich den Hafen. In den ersten Kahn sprang ich, löste Kette und Ruder, legte ein und befahl mich der

Gnade Gottes! Ich kam fast bis zum Ausgang, ehe Frau Sebastiano, Manuelita und Alonzo des Hafens und meiner ansichtig wurden. Der Dominikaner schrie laut auf, als er mich auf dem Wasser erblickte, Manuelita rief meinen Namen, es war der letzte Laut, den der Wind vom Lande zu mir trug. Auf einen Wink sah ich Alonzo, und ihm nach wohl ein Dutzend Männer, in ein Boot springen, sah am Hafendamm die halbe Stadt zusammenströmen. Die Verfolger rührten zehn Ruder zugleich, ich hatte nur eines — weit draußen lag der ‚Egmont‘, und kürzer und kürzer ward der Vorsprung, den ich gewonnen hatte! Doch raffte ich unverzagt die letzten Kräfte zusammen — wenn der Fluch der Mutter an mir erfüllt werden muß, so sollte es nicht durch das Weib sein, um das ich ihn auf mich nahm. Cornelies ter Decken hat euch gesagt, wie ich zu ihm an Bord kam, und ich meine, ihr wißt nun, warum ich wie von Sinnen zwischen den Männern stand, die für ihre Heimat gekämpft hatten, derweil ich kosend und buhlend im Lande des Todfeindes saß, zwischen Männern, deren Hand die Provinzen segnen, während die meine so verachtet ist, daß eine alte Mutter kein Stück Brot mehr aus ihr nehmen mochte!“

„Du hast deine Hand seitdem wohl gebraucht, es ist kein Besserer unter uns,“ unterbrach Jan von der Goos den Erzählenden, dessen Ton immer grollender und schmerzlicher geworden war.

„Meint ihr?“ rief Erich Engelbrecht emporspringend. „Ich muß es erfahren, bevor ich glauben kann, daß meine Sünde gebüßt ist. Ihr wißt, wie es in Leyden steht — und nur darum hoffe ich! Sie hungern alle drinnen — auch die alte Frau wird hungern, wird nach Brot verlangen und vielleicht der Tage gedenken, wo ihr Sohn mit ihr

teilte. Und wenn ich ihr nahe, in der einen Hand das Schwert, das ich im Kampfe geführt, in der andern die Labung, nach der sie lechzt: denkt ihr nicht, daß sie ihren Schwur vergessen und, wie dereinst, nehmen wird, was ich ihr biete? Das hoffe ich, darum lebe ich, und hier liegen wir und kommen nicht vorwärts. Aber länger trag' ich's nicht, ich will der Erste in Leyden sein und sollt' ich auch der Letzte werden, der bleibt!"

„Verlaßt Euch darauf, Ihr sollt der Erste sein!" sagte hier plötzlich eine Stimme, bei deren Klang der dicht um Erich Engelbrecht geschlossene Kreis sich weit öffnete. Wilhelm von Oranien, der mit seinen Begleitern, von allen unbemerkt, dem Schiffe näher gekommen war und dasselbe bestiegen hatte, stand schon längst hinter der Gruppe der Geusen, hatte mit einem Wink Schweigen geboten und die Erzählung des Leydeners mehr als halb vernommen. Jetzt, als er sprach und gegen Erich und ter Decken vorschritt, brachen die Männer vom „Egmont" und vom „Verlornen Sohn" in den betäubenden Jubel aus, der den Prinzen rings auf der Flotte begrüßt hatte. Erfüllt von einem Gedanken, achtete er kaum auf die Jauchzenden und streckte Erich Engelbrecht seine Rechte entgegen.

„Schlagt ein, Herr Engelbrecht!" fuhr er fort. „Ich habe ein Wörtlein von Eurer Geschichte vernommen, ich muß Euch loben, daß Ihr Verlangen tragt, allen voran in Leyden einzuziehen. Nur den Lammer Damm und den Durchbruch gilt es noch; wollt Ihr dort im Kampf morgen voranstehen, so wird Euch nichts hindern, mit Eurem Schiffe der Erste in der bedrängten Stadt zu sein. Ihr seid nicht der Mann, ein paar spanische Kugeln und Schwerthiebe zu scheuen — wollt Ihr?"

„Ob ich will!" rief der Gefragte. „Nennt mich einen

Hund, wenn mich dies Wasser lebend zurückträgt, bevor ich den Lammer Damm überstiegen. Gebt Befehl, erlauchter Herr, daß von meinem Schiffe, sobald der Morgen graut, der erste Schuß fallen darf, und ich steh' Euch für den Damm und den Durchbruch!"

„Sei es, wie Ihr sagt," entgegnete der Oranier. „Gute Nacht, ihr Männer, und bessern Tag morgen! So Gott will, gehen unsere Brüder in Leyden heute zum letztenmal hungrig schlafen — auch Eure Mutter, Erich Engelbrecht! Kommt, Boisot, ich muß noch zur Nacht wieder gen Delft!"

Freundlich grüßend, noch einen festen, vielbedeutenden Blick auf Engelbrecht zurückwerfend, sprang der Prinz vom Deck des „Verlornen Sohnes" in seine Barke und nahm den Weg zum Schiffe Boisots. Der Geusenadmiral gab, ihm folgend, kurze Befehle; nach ihm und dem Prinzen verließen auch die Männer des „Egmont" das Fahrzeug. Erich aber schritt wieder zu seinem alten Platz auf dem Vorderdeck und schaute, wie zuvor, unverwandt nach Ost, wo Leyden lag und die ersten Schimmer des Tages aufdämmern mußten.

Wilhelm von Oranien und seine Begleiter blieben schweigend, so lange der Klang ihrer Stimmen auf den Schiffen noch hörbar sein konnte. Als dann die Barke weiter zwischen Baumwipfeln und Dächern hinglitt, holte der Prinz tief Atem und sagte zu Boisot: „Es hat sich wohl gefügt, daß wir den rechten, den besten Mann trafen. Ich fasse Mut, daß der Durchbruch gelingt, denn auf der ganzen Flotte mag es keinen Zweiten geben, dessen Leben und Hoffen nur hinter den Wällen der Stadt liegt."

Der Admiral und ein zweiter Begleiter des Prinzen gaben durch Gebärden ihre lebhafte Zustimmung zu er=

kennen. Der kleine französische Herr, der dicht neben Wilhelm von Oranien stand, zuckte die Schultern, — wie er glaubte, unmerklich. Aber dem scharfen Blick des Statthalters entging die Bewegung nicht, und mit einigem Unmut sagte er:

„Ihr scheint auch diesmal anderer Meinung, Herr de la Chaillerie, und glaubt, daß ich einen bessern Mann in das Vordertreffen der Flotte hätte stellen sollen. Dünkt es Euch nicht genug und nahezu ein Wunder, daß ich diesen fand? Alle die Tausende auf der Flotte hegen noch andern Wunsch und Willen als den: Brot nach Leyden zu bringen; ihm hängt Heil und Seligkeit daran, seine Seele ist nur davon erfüllt!"

„Ihr mögt recht haben, Monseigneur, Ihr seid ein Menschenkenner," entgegnete der Franzose mit höflichem Lächeln. „Nur schien mir, der wackre Kapitän verschmerzte die Untreue seines Weibes noch nicht so, daß kein Gedanke, als der an seine Mutter, auf dem Grunde seiner Seele Raum hätte."

„Nun, die Dame Manuelita — hieß sie nicht so? — wird doch der Satan nicht zum zweitenmal nach Holland führen?" rief Boisot, und der Prinz bekräftigte dies Wort durch einen verweisenden Blick auf den französischen Edelmann. Herr de la Chaillerie äußerte nichts mehr, die Fahrt zum Admiralsschiff ward schweigend zurückgelegt. Hier angekommen, versammelte Wilhelm von Oranien noch einmal die Befehlshaber, nahm Abschied von ihnen und dem Schiffsvolk, und schickte sich zur Rückfahrt nach Delft an, von wo er am Nachmittag gekommen war. Seine Mienen zeigten Hoffnung und Besorgnis zugleich; Herr de la Chaillerie, der seinen Platz neben ihm behauptete, mochte wahrnehmen, daß die Augen des Prinzen sich noch

lange nach jenen drei Schiffen hinwendeten, die beim Scheine der brennenden Dörfer auf der Flut sichtbar waren. Zuletzt von der ganzen Flotte entschwanden sie den Blicken, und der Franzose wußte, daß Wilhelm von Oranien auf der weitern Fahrt nur ihrer und vor allem des „Verlornen Sohnes“ gedachte. Die ernste Stimmung des Prinzen schien auch Chaillerie zu bedrücken, er blieb stumm, bis die Barke unterwegs bei einem einsamen Landhaus anlangte, das auf einem Hügel aus der Überschwemmung hervorragte. Hier verabschiedete er sich von dem Statthalter, dem Weiterfahrenden noch von der Türstufe des Hauses nachrufend:

„Ich wünsche, morgen der Erste zu sein, gnädiger Herr, der Euch Nachricht vom Entsatz bringt. Ich bin hier dem Kampfe um zwei Stunden näher als Ihr, und wenn ich auch, dem Befehl meines Königs gehorchend, nicht an Bord der Flotte gehen darf, so werden mein Fernrohr und meine besten Wünsche ihrem Vordringen folgen.“

„Tut so und habt gute Nacht, Herr de la Chaillerie,“ rief der Prinz herüber, und der Franzose verharrte ehrerbietig so lange auf der Schwelle, als er die davonfliegende Barke noch wahrnehmen konnte. Ehe er dann an die Tür pochte, ward ihm von innen geöffnet, und er erblickte seinen Diener, der mit einiger Ängstlichkeit den Herrn begrüßte.

„Was hast du, Baudry? Was gibt es?“ fragte dieser und erhielt zur Antwort, daß er schon seit dem Nachmittag erwartet werde. Ein Bote des Obersten Valdez, des spanischen Befehlshabers vor Leyden, habe Wein und Früchte gebracht und dabei dringend eine Rücksprache mit Herrn de la Chaillerie begehrt. Die Mienen des französi=

schen Edelmanns wurden bei dieser Meldung verdrossener und finsterer, er eilte mit raschen Schritten die Stiege empor und riß ungestüm die Tür seines Zimmers auf. In einem Sessel ruhend harrte hier ein Spanier, der halb ein Soldat, halb Diener zu sein schien, und Herrn de la Chaillerie ehrerbietig emporspringend begrüßte. Ehe er Zeit fand, ein Wort hervorzubringen, rief der Franzose hastig:

„Was wollt und sucht Ihr bei mir, Geronimo? Warum bringt der Oberst meine Ehre durch geheime Sendung in Gefahr? Was denkt Valdez? Soll ich beim Prinzen von Oranien für einen Spion gelten?“

„Der Oberst versieht sich zu Eurer Freundschaft des Besten,“ entgegnete der Bote. „Stets hat er Euer als Freund gedacht und mich gesendet, um zu erfahren, ob Ihr ihm in seiner Bedrängnis einen Rat verweigern werdet.“

„Sagt Eurem Herrn, wenn er sich wahrhaft als meinen Freund erweisen wolle, so möge er auf jeden Verkehr mit mir verzichten, so lange mich des Königs Befehl an den Prinzen von Oranien fesselt. Gottes Tod! ich brauch' ihn nicht wissen zu lassen, daß ich von Herzen bei Euch und nicht bei den holländischen Rebellen bin. Aber da mein König für gut befindet, mit ihnen zu verhandeln, und mich damit betraut, so muß ich eben vergessen, daß ich im spanischen Lager Freunde habe. Nehmt Euren Wein — ich will keinen Tropfen davon. Doch sagt Oberst Valdez, daß, wenn ich auch nur Sumpfwasser bei den Holländern bekäme, ich keinen Becher leeren würde, ohne seine Gesundheit zu trinken! Und seht wohl zu, Geronimo, wie Ihr sicher wieder ins spanische Lager kommt: die Holländer sind auf der Flut wachsam, und trocknen Fußes fandet Ihr keinen Weg hierher!“

„Das laßt meine Sorge sein, gnädiger Herr! Aber soll ich meinem Obersten, der in Bedrängnis ist, nichts als diesen Euren Gruß bringen? Wißt Ihr nicht, daß am Ausgange der Belagerung Ehre und Kriegsruhm Eures Freundes hängt? Er fordert nicht, daß Ihr für ihn die Schiffe der Geusen zählen, ihm die Pläne Oraniens schreiben sollt. Aber er sagte mir: ‚Frag' um Rat, Geronimo, und wenn de la Chaillerie einen hat, so wird er ihn seinem Freunde Valdez nicht verweigern!'

Der französische Edelmann kämpfte sichtlich zwischen der Pflicht, zu schweigen, und dem Verlangen, zu sprechen. Endlich winkte er den vertrauten Diener des Oberst Valdez näher zu sich und sagte mit Nachdruck:

„Geht, Geronimo, geht auf der Stelle! Wenn Valdez sein Auge über den Lammer Damm wachen läßt, wird er wohltun. Und hat er, wie ich glaube, einen jungen Kapitän namens Alonzo Alfuente bei seinen Fahnen, so mag er diesem den Platz bei der Durchfahrt vertrauen. Mehr darf ich und will ich nicht sagen. Gott befohlen!"

Der Spanier lauschte den Worten so gespannt, als ob er ihren Klang und Sinn zugleich überbringen wollte. Den Wink des Edelmannes wohlverstehend, verschwand er fast in dem Augenblicke aus dem Zimmer, wo dieser das letzte Wort sprach. Herr de la Chaillerie stand einige Minuten wie halb beschämt, dann kehrte das heitere Lächeln auf sein Gesicht zurück und er murmelte vor sich hin:

„Mag es Valdez gedeihen und den Prinzen ein wenig beschämen. War er doch zu sicher, daß jener verlorene Sohn nichts in der Welt mehr empfinde, als den Drang, sein Brot nach Leyden zu tragen und mit seiner Törin von Mutter zu teilen!"

Während der Stunden, in denen all dies geschah, stiegen die Wasser, die sich meilenweit über das Land breiteten, höher und höher. Bei den Schiffen der Geusen maß man mit wachsender Zuversicht die anschwellende Flut; in den spanischen Verschanzungen, die sich zwischen der Flotte und dem bedrängten Leyden erhoben, sahen die tiefer stehenden Wachen das Wasser ihre Füße benetzen und wichen auf die Dämme zurück. Hier wie dort wurde der Morgen klopfenden Herzens erwartet. Doch so laut auch Belagerern und Befreiern das Herz schlagen mochte: eine Stunde landeinwärts, hinter den Wällen der Stadt, sahen Tausende dem Lichte mit bangerer, verzehrender Sehnsucht entgegen. Tagelang hatten die Hungernden von allen Türmen Leydens die Geusenflotte wahrgenommen, tagelang mit bald hochflackernder, bald verlöschender Hoffnung das Wasser vor ihren Mauern wachsen, sinken und wiederum wachsen gesehen. Schon seit mancher Nacht erquickte auch die Erschöpftesten kein Schlaf mehr; in der Stunde, in der vielleicht der Hunger schwieg, wurden sie von der Erwartung emporgescheucht. „Sie kommen! sie kommen!“ war schon hundertmal von freudebebenden Lippen ertönt und so oft wieder in Tränen der Enttäuschung erstickt worden, daß gestern, als die Flotte näher und näher kam, die stumme Erwartung, die wiederum jede Brust erfüllte, keinen Laut mehr fand. Auch heut, in den Stunden zwischen Mitternacht und Dämmerung, schritten die Bürger, die von den Wällen abgelöst wurden, mit manchen andern, die brennende Unruhe und der Jammer ihres Hauses auf die Straßen trieb, dem hohen Wartturm entgegen, der dem Dorfe Lammen zunächst lag. Sie klommen zu seiner Spitze empor und sahen mit einer Art düsterer Freude den Feuerschein der brennenden Dörfer am nachtdunklen

Himmel. Lauschend vernahmen sie die unruhige Bewegung im Lager der Dränger, hörten von den Dämmen den Taktschritt marschierender Truppen, den Schall spanischer Kommandoworte. Von Viertelstunde zu Viertelstunde wuchs die Zahl derer, die auf der Höhe des Wartturms dichtgedrängt ihren] Platz fanden. Mit der Morgendämmerung stiegen auch Frauen die schmalen Wendeltreppen auf und ab, und in müden, verweinten Augen blitzte ein Strahl der Freude auf, wenn sie sich der Gegend zuwandten, wo Masten und Wimpel der Geusenschiffe sichtbar waren. Das Frühlicht ließ nur bleiche, abgezehrte Gesichter, nur matte, schwankende Bewegungen bei allen hier Versammelten erkennen. Selbst Herr Adrian van der Werft, der Bürgermeister der Stadt, der eine würdige, stolze Haltung zu bewahren suchte, zitterte merklich, als er um die sechste Stunde den Turm erstieg. Er stützte freilich im Emporsteigen sein junges Weib, dem zwei Knaben folgten, auf deren blasse Gesichter die Mutter mit Bekümmernis zurückblickte. Aber dennoch wäre Herr Adrian fester aufgetreten, wenn ihn nicht, gleich allen, die bange Furcht dieser Stunden überwältigt hätte. Ehrerbietig wichen die Gruppen auf dem Turm zur Seite; er winkte sie zu sich heran, indem er ausrief: „Wir teilen gleiche Not, und mögen also auch die Hoffnung teilen!“ Dann trat er an die Brüstung und blickte mit den andern in die Ebene hinaus, in welcher die stundenbreite Flut, graue Nebel und Oktoberhimmel nur wenige bestimmte Umrisse erkennen ließen. Mit Spannung wartete auch Herr Adrian auf den Donner der Geschütze.

Dicht zur Seite des Bürgermeisters und neben dessen Frau drängte sich jetzt eine Greisin, die allen Umstehenden bekannt schien. Keiner hatte acht auf sie, obschon ihr

Gebaren jedermann seltsam dünken mußte. Denn unablässig strich sie die silberweißen Flechten, die breit über ihrer Stirn lagen, zurück, als könne sie dadurch die Sehkraft der halberloschenen Augen erhöhen. Und unermüdlich bewegten sich ihre Lippen in leisem Gebet, erhob sich ihr Gesicht mit flehendem Aufblick zum Himmel. Die Entbehrung stand mit noch tieferen Runen in diesem Gesicht geschrieben, als in dem der andern, und doch blieb sie die Einzige, die nicht hastig um sich blickte, als der Diener Adrian van der Werfts mit einer irdenen Schüssel erschien, auf der eine Art von Gebäck rauchte. In jedem Auge, außer dem der alten Frau, glänzte Lüsternheit. Der Bürgermeister sagte schmerzlich: „Dies ist Brot von Kleien und Nesseln — wenn noch eine Nacht ohne Hilfe verstreicht, werden wir morgen auch das vermissen!“ Er zerteilte den schwarzen Klumpen und bot die Stücke an alle, die sich um ihn drängten. Auch der Greisin reichte er eins der Stücke, sie wies es aufwallend zurück:

„Um meiner Sünden willen darbt ihr alle — wie dürft' ich euch den Bissen vom Munde nehmen?!“

Schon trat ein anderer herzu, um die traurige Spende gierig aus der Hand van der Werfts zu nehmen, dessen junge Frau, während sie zu essen versuchte, in bittere Tränen ausbrach. Der Bürgermeister, der den Hut tiefer in die Stirn drückte, um seine eigenen feuchten Augen nicht sehen zu lassen, rief mit erzwungner Strenge: „Warum bist du nicht im Haus geblieben, Siegbrit? Daß ihr Frauen doch stets zuerst die Not unerträglich finden, unser Herz zu allem Kummer mit unnützen Tränen beschweren müßt!“ — —

Er unterbrach sich plötzlich und eine glühende Schamröte überflog sein Gesicht. Er hatte, während der rauhen

Worte, seinen Teil des elenden Mahles rasch verzehrt und sah jetzt, wie sein Weib den ihren zu drei Vierteilen an die beiden Knaben gab, die mit hungrigem Verlangen zu ihr aufblickten. Sich wegwendend und an die dunklen Worte anknüpfend, die ihm die alte Frau vorhin erwidert hatte, sprach er rasch zu dieser:

„Ihr tut übel, Frau Engelbrecht, daß Ihr Euch zu allem Elend dieser Tage noch eine Reue aufbürdet, die Euch nicht zukommt. Daß Ihr Eurem pflichtvergessenen Sohn die Tür gewiesen und lieber gedarbt, als aus seiner Hand genommen habt, was Ihr zum Leben braucht, das wird Euch von keinem zur Unehre gerechnet. Und wenn Ihr nicht andere Sünden zu bereuen habt, warum fürchtet Ihr dann, daß dies Unheil um Euretwillen die Vaterstadt betroffen hat? Warum wollt Ihr auf Eure alten Schultern die Last nehmen, die uns allen auferlegt ward?"

„Ihr habt unrecht, nicht ich, Herr van der Werft," entgegnete die Greisin in heftiger Erregung. „Will Gott Euch prüfen, so will er mich strafen. Habe ich damals meinem Erich anders als hart zugesprochen, habe ich seiner geschont, wie eine Mutter doch soll? Mußt' ich alte Frau die erste sein, die vergaß, daß heißes Jugendblut oft wider den edlen Sinn im Menschen streitet? Mußt' ich ihn hinwegstoßen, wo ich ihn an mein Herz hätte ziehen sollen, damit er zur Besinnung komme? Hab' ich je einen Schritt getan, ihm zu zeigen, daß er seine Liebe an eine Unwürdige dahinwarf? Ihr — Ihr hättet ein Recht gehabt, ihn streng an seine Pflicht gegen Stadt und Land zu mahnen; ich hätte gedenken sollen, wie treu und wacker er sich zuvor gegen mich erwiesen! Redet mir nichts, — das Brot, das ich ihm, der so redlich mit mir teilte, vor die Füße warf, wird mir und euch allen mit bitterm Hunger heimgezahlt!"

Der Bürgermeister wollte offenbar der Greisin antworten. Aber ehe er die Lippen öffnete, schlug an sein und aller übrigen Ohr der beginnende Kanonendonner. Vom Lammer Damm herüber krachten die Geschütze der Spanier und der Geusenflotte, die Tore der Stadt wurden gleichzeitig von den Belagerern beschossen. Mit wilder Spannung lauschten Männer und Frauen, selbst die Knaben Adrian van der Werfts, nach dem Schall des Kampfes bei den Dämmen. Auf dem Turme begann ein fortwährendes Auf- und Abwogen, Boten aus allen Teilen der Stadt kamen zu dem Bürgermeister oder wurden von ihm entsendet, Bürger eilten die schmale Stiege hinab, den ihrigen das gewisse Nahen der Helfer zu verkünden, während viele andere empordrängten, um gleichfalls einen Blick hinaus zu tun. Stunde um Stunde verging — jede schien heute sechstausend für sechzig Minuten zu zählen. Denn der Mittag kam heran, und noch immer war nichts zu erschauen als dunkles Gewühl und hoch aufwallende Pulverwolken. Die Angst wie die Freude der Erwartung malten sich auf allen Gesichtern, nur Adrian van der Werft zeigte jetzt wieder entschlossene Ruhe. Die Greisin dicht neben ihm stand in zuckender und nach stummen Pausen laut aufstöhnender Ungeduld. Um die zweite Stunde mochte es sein, als sich durch die Menge auf dem Turm ein Bewaffneter drängte, schweiß- und staubbedeckt, in seinen Zügen wilde Erregung. Nach dem Bürgermeister rufend, begann er mit fliegender Hast:

„Sie kommen gewiß — sie kommen! Der Damm von Zoeterwoude ist überstiegen, die Geusen sind diesseits. Drei Schiffe, den andern voran, kanonieren mit den Schanzen bei Lammen, — dort müssen sie durchbrechen,

dort stehen die Spanier mauerdicht. Wenn sie Hilfe aus der Stadt erhielten . . .!“ —

Tief aufatmend, vollendete er nicht, aber rings erklang es: „Er hat recht, — wir müssen hinaus! Ein Ausfall! ein Ausfall!“ Adrian van der Werft gebot mit einem Blicke seines Auges Stille; rasch frug er: „Sahest du selbst, was du eben berichtest?“

„Ich und Pieter Kollenbusch wagten uns hinaus, und kamen schwimmend und watend bis zum Lammer Holz. Von dort konnten wir den Damm und das Wasser bis Zoetervoude überschauen. Ich sah die Geusenschiffe wenden, konnte die Männer auf ihnen unterscheiden. Ja, fast wollt' ich schwören, ich hätte an Bord des vordersten Schiffes Jan Erich Engelbrecht, der früher hier Medikus war, erkannt. Euren Sohn, keinen andern, Frau Engelbrecht!“

Selbst in diesem Augenblick, wo die vernommene Kunde die Versammelten überwältigte, blickten dennoch alle auf die Greisin. Diese starrte erst wie betäubt den Sprechenden an, dann leuchteten ihre Augen, sie richtete sich empor und rief dem Bürgermeister eifernd zu:

„Mein Erich auf den Schiffen? Mein Sohn bei den Geusen! Seht Ihr nun, wie ich an ihm gesündigt habe? Er kommt, er hat den Gedanken nicht ertragen, daß seine Mutter hier verschmachten soll! Er ist da und sucht die, die ihn mit Füßen von sich stieß. Und ich stehe hier und fliege ihm nicht entgegen? Er naht auch für Euch, und Ihr zaudert, ihm die Tore zu öffnen! Was zögert und wartet Ihr? Er hat einen weiten Weg zurückgelegt und darf wohl hoffen, daß wir ihm auf der letzten Strecke entgegenkommen!“

Van der Werft und die Männer, die sie umgaben,

suchten mitleidig die wild erregte Greisin zurückzuhalten. Aber Frau Engelbrecht stieß sie alle mit plötzlichem Entschluß und ungeahnter Kraft zur Seite und flog die schmal gewundenen Stufen so blitzschnell hinab, daß ein seltsam jauchzender Ton zur Platte emporklang, ehe nur einer ihr nachgeeilt war.

„Gebe Gott," rief droben van der Werft, „daß deine Augen dich nicht täuschten, Jan, daß du wirklich Erich Engelbrecht gesehen hast. Ein Ausfall wird sicher von unsern Helfern erwartet, und wir wollen eilen, ihn zu ordnen. Aber laßt kein Weib aus dem Tore, und am wenigsten diese, die den Tod finden würde, ehe sie ihren Sohn in die Arme geschlossen hätte. Ruft die Bürgerhauptleute zu mir, haltet euch alle mit euren Waffen bereit, und dann laßt uns sehen, wo wir den Befreiern nützen können!"

Aber während dies noch gesprochen ward, erreichte drunten die Greisin im hastigen Lauf das Ausfallpförtchen zunächst dem Turm. Noch hatte es der Wächter, der Pieter Kollenbusch und dessen Gefährten eingelassen, nicht wieder verschlossen. Hätte sich jetzt zur offenstehenden Tür ein spanischer Musketier hereingedrängt — er würde den wackern Bürger minder bestürzt haben, als die plötzliche Erscheinung der alten Frau, die ohne Zögern, ohne ein anderes Wort, als den lauten Ausruf: „Sie kommen! Mein Sohn kommt!" hinausstürzte und schon nach zwei Minuten zwischen den Trümmern der eingeäscherten Vorstadt verschwunden war. Kanonendonner und Musketenfeuer erschollen in diesem Augenblick stärker als zuvor, und der Wachthaltende besann sich, daß der einzige schmale Pfad, der hier noch über das Wasser hervorragte, unmittelbar auf Lammen hinführe. Kein

Wunder, daß er tief aufseufzte und den heraneilenden Bürgermeister samt seiner zum Ausfall gerüsteten Schar auf die Frage nach Frau Engelbrecht nur mit einer Gebärde stummen Bedauerns antwortete. Niemand forschte weiter — aller Herzen waren von banger Erwartung und Hoffnung erfüllt und keiner stand der alten Frau näher. Hunderte von matten Kämpfern, von blassen, abgezehrten Gestalten zeigten sich rings auf den Mauern und sanken sich in die Arme oder blickten tränenlos zu Boden, je nachdem der Schall des Kampfes sich zu nähern oder zu entfernen schien. Wer hätte der Greisin gedenken sollen, die, ihrer Sinne nicht mächtig, ihrer Umgebung nicht achtend, zwischen der Flut und der Zerstörung ringsum dem in Geschützrauch gehüllten Damme zustrebte? Mit nachtwandlerischer Sicherheit schritt sie dahin. Vor sich erblickte sie die spanischen Schanzen, rechts und links marschierende Truppen, oder Böte, mit Bewaffneten angefüllt. Am Tore von Leyden, das schon weiter hinter ihr lag, nahm sie das Gewühl eines Kampfes wahr und wußte, daß Adrian van der Werft mit den Seinen die Dränger angegriffen. Sie murrte verdrossen: „Warum kommen sie nicht auf diesem Weg meinem wackern Erich entgegen?“ und stieg den Hügel empor, der sich vor ihr erhob. Zu ihren Füßen lag der Lammer Damm mit dem Gewimmel seiner Verteidiger. Ihr Herz schlug heftig, als sie auf der Flut die Segel dreier Geusenschiffe und weiter die der ganzen Flotte heranschwellen sah. Kein Gedanke an Gefahr kam in ihre Seele, entschlossener, eiliger als zuvor setzte sie ihren Weg fort, der auf die spanische Schanze zu führen schien. Wunderbar genug blieb die Greisin von all den Tausenden unbemerkt, die zu dieser Stunde die Dämme und Pfade ringsum bedeckten. Jedes

Auge schien gleich dem ihren nur nach dem Wasser und den Schiffen gerichtet, und so konnte es geschehen, daß sie zwischen den spanischen Piken und Musketen der Schanze auf dem Damm und bei der Durchfahrt näher und näher kam.

Dort aber blitzte es auf und ab, leuchteten Waffen und erscholl das Getöse harten Kampfes. Erst um Mittag hatte Admiral Boisot seine Geusenflotte den letzten spanischen Werken entgegengeführt. Und während die holländischen Schiffe auf der ganzen Linie den Geschützkampf gegen die spanischen Werke eröffneten, trieben der „Verlorene Sohn“ und der „Egmont“ hart vor den Lammer Damm, und mit kundigem Auge ersah Cornelis ter Decken die mächtigen erdwallgeschützten Schleusentore, durch die die Flotte gelangen mußte. Mitten im Kugelregen deutete er dem Führer des „Verlorenen Sohnes“ die Richtung an und ließ ihm dann den vorderen Platz. Erich Engelbrecht stand heut auf seinem Schiffe wie am Abend zuvor, finster entschlossen, fast unbeweglich, das Auge nach den Türmen von Leyden gerichtet, aber seine Befehle so kurz, so scharf erteilend, daß die Männer seines Schiffes stolz auf ihn blickten. Im Gürtel trug er neben Schwert und Dolchmesser ein Brot, er zeigte es den Gefährten und rief mit lauter, weitschallender Stimme: „Will's Gott, so wird dies heut am Abend nicht verschmäht!“ Im Augenblick, wo die Mannschaft beider Schiffe dem Ruf des Führers zujauchzte, stießen sie auf die spanischen Wachtböte, die dicht vor der Schleuse lagen und aus denen ein rollendes Musketenfeuer den „Verlorenen Sohn“ wie den „Egmont“ begrüßte. Rechts und links stürzten tapfere Männer über den Schiffsrand in die trübe Flut, mehr als einer lag blutend auf dem Deck und mühte sich trotz der Wunde, sein Beil nach den verhaßten Spaniern zu schleudern.

Erich Engelbrecht stand aufrecht wie zuvor; aber der Ausdruck seiner Züge war wunderbar verändert. Die breiten Narben, die sein Gesicht entstellten, unterliefen plötzlich mit Blut, sein Auge, eben nur auf das Dammtor und die Schanze gerichtet, heftete sich jetzt stier auf den Trupp der spanischen Musketiere. Cornelis ter Deckens Stimme erscholl: „Vorwärts, vorwärts an das Tor!" Aber für Erich bedurfte es des Zurufs nicht; einem Rasenden gleich, befahl er seinem Steuermann, mit dem Schiff auf den Damm zu stoßen. Und ehe noch dem Befehl genügt war, maß er die Höhe der Schanze, sprang mit gewaltigem Satze vom Schiff auf den Damm und rief seine Leute, von denen ihm nur eine Anzahl folgte, zum Sturm. Mit einem Schlage schien die Besonnenheit Erichs zu toller Wut umgewandelt; aus dem Gürtel hatte er sein Schwert gerissen, sah nicht vorwärts, nicht zurück, nur über sich nach der Schanze, wo neben dem spanischen Feldzeichen ein Kapitän der feindlichen Musketiere stand. Höhnisch lachte dieser auf die anstürmenden Geusen, und deren Führer zumal, herunter. Mit Blicken des tödlichsten Hasses spähte Erich Engelbrecht empor — jenen allein hatte er im Auge, als er rasend, seine Schiffsgenossen weit hinter sich, den Wall hinaufstürmte. Aus zwei Wunden blutend fand er sich wenige Augenblicke später zurückgeschleudert — doch ohne Besinnen sammelte er seine gelichtete Schar zu neuem Anlauf. Keiner, außer Erich, hatte noch des spanischen Kapitäns acht, über dessen bräunlich schönes Gesicht das Hohnlächeln ging. Aber so oft Erich dies Gesicht wahrnahm, faßte ihn rasender Zorn, und fort und fort suchte er in gewaltigen Anläufen den spanischen Wall zu stürmen. Cornelis ter Decken, der bisher noch auf seinem Schiff geblieben war, sprang jetzt gleichfalls auf den Damm,

eine spanische Kugel streifte zum Willkomm sein Gesicht. Er achtete ihrer nicht, sondern faßte Erich Engelbrechts Arm:

„Besinne dich, Bruder — hier wird es nicht gehen! Wir verlieren die Kraft und die Leute, laß uns zur Sammlung kommen!“

„Aber wir müssen hier durch!“ schrie Erich Engelbrecht auf. „Soll uns dieser Dreckhaufen hindern? Soll der Bube, mit dem ich noch abzurechnen habe, hinter uns drein lachen und sich dann am Jammer der verschmachtenden Stadt weiden? Ihn muß ich treffen und stürzt' ich mich mit ihm zugleich in die Flut hinab!“

Cornelis ter Decken folgte dem Blick Erich Engelbrechts. Er sah zu der spanischen Schanze hinauf, wo der Kapitän zwischen halb verzogenen Rauchwolken stand; er frug hastig: „Wer? Wen mußt du treffen?“ und hörte fast zugleich den erbitterten Ausruf: „Alonzo! Alonzo Alfuente!“ und einen neuen Befehl zum Sturm. Nur ein Trupp der Geusen stürmte waffenrasselnd hinter dem Führer drein, dessen Ungestüm mehr lähmend als befeuernd auf die Männer zu wirken schien. Auf der Höhe des Walls aber schwang der spanische Kapitän die Partisane, seine Musketiere mit höhnischen Worten zum Widerstand anfeuernd: „Schlagt drein! Stürzt sie hinab! Ihr Führer entsprang dem heiligen Amt und dem Scheiterhaufen — greift ihn lebendig! Steht fest — er wußte sein Ehebett nicht gegen mich zu schirmen und wird uns die Schanze nicht nehmen!“ Wildes Jauchzen und rohes Gelächter beantwortete droben, ein lauter Aufschrei der Wut drunten den Spott Alfuentes. Im nächsten Augenblick kreuzten sich Piken und Schwerter der Spanier und Geusen. Erich Engelbrecht faßte dem Kapitän gegenüber auf dem Walle festen Fuß, vor der Wucht seines breiten Schwertes wich

Alfuente abwehrend einige Schritte zurück. Kaum sah er ihn weichen, so stützte sich der Führer des „Verlorenen Sohnes“, dessen Erbitterung mit jeder Sekunde wuchs, auf seine Waffe und schwang sich empor. Mit der einen Hand das spanische Feldzeichen umklammernd, mit der andern das Schwert schwingend, stand er dem gehaßten Feinde gegenüber. Die spanischen Soldaten drängten zurück, die Geusen auf Erichs Zuruf vorwärts — einen Augenblick schwankte die Entscheidung. Aber mit einer Kraft des Hasses, die jener, die aus den Augen des Leydeners blitzte, nichts nachgab, warf sich Alonzo Alfuente dem Wütenden aufs neue entgegen. Blitzschnell, übergewandt fing er die wuchtigen Streiche Erichs auf, und plötzlich rollte dieser, vom Schwerte des spanischen Kapitäns getroffen, den Wall hinab. Mit neuem Mut erfüllt fochten die Spanier, während die Geusen, durch den Fall ihres Führers verwirrt, den Wall verließen, zum Teil schon in die Flut zurücksprangen und schwimmend ihre Schiffe zu erreichen suchten. Cornelis ter Deckens Stimme drang umsonst befehlend, beschwörend durch das Getümmel, das Vertrauen aller hatte zu fest auf dem gestanden, der blutend am Boden lag, und auf den der Spanier lautspottend herablachte. Wenige Männer eilten zu ihm hin, ter Decken rief weithinschallend:

„Vorwärts, vorwärts, ihr Männer! — Was befällt euch? — was zaudert ihr? Dort hinauf, die hungernde Stadt sieht uns entgegen!“

In diesem Augenblick richtete sich der Verwundete halb empor. Seine Augen öffneten sich weit und blickten wiederum aufwärts, aber nicht nach dem höhnenden Gegner. Mit letzten Kräften sprang er auf seine Füße, beide Arme ausbreitend, neubelebt!

„Die hungernde Stadt?“ klang seine Stimme. „Die

hungernde Mutter willst du sagen, Cornel! Siehst du sie nicht, dort, dort oben, wie sie mir flehend die Arme entgegenstreckt?“

Überwältigt vom Anblick hielt er einen Augenblick inne. Hoch auf der spanischen Schanze, noch über den Häuptern der Kämpfer, zeigte sich eine Frauengestalt und schien hilfeflehend herabzusehen. Ihr weißes Haar, von einem Strahl der Abendsonne beleuchtet, ihre gefalteten Hände waren allen erkennbar. Aber ehe noch die wunderbare Erscheinung von den Spaniern wahrgenommen ward, raffte Erich Engelbrecht das Schwert auf, das ihm vorhin entfallen war, und sprang dröhnend, allen unerwartet, noch einmal empor. Mit so gewaltiger Kraft und Erbitterung unterlief er den höhnenden Alfuente, daß dieser vom bloßen Anprall zur Erde stürzte und nur vom Blut aus der Wunde seines Gegners überströmt ward. Mit stählernen Armen riß Erich den Spanier wieder auf und schleuderte ihn, zwei Schritt zurückspringend, vom Wall hinab in die Flut. Unter schallendem Jubel brachen gleichzeitig rechts und links die Geusen durch die Reihen der Spanier, die plötzliche Erscheinung der alten Frau, die gewaltige Erhebung ihres Führers riß sie zu einem letzten siegreichen Sturme fort. Den Damm entlang flohen die erschrockenen Verteidiger, sprangen in die Flut oder wurden hinabgestürzt. Und betäubend mischte sich mit den Schlachtrufen der Angreifer, dem Getümmel der Geschlagenen, neuer Geschützdonner.

Erich Engelbrecht schien taub beim Todesgestöhn und Siegesjubel, blind für das Gewühl ringsum. Als aber — allen andern im Schlachtlärm unhörbar — eine schwache Stimme den Namen „Erich“ rief und zwischen den Rauchwolken auf der Höhe des spanischen Werkes ein dunkles

Frauengewand, eine wankende Gestalt sichtbar wurden, da horchte er jauchzend auf und stürzte trotz seiner Wunde vorwärts: er hörte, er sah die Mutter! Dort stand sie, mit leuchtenden Augen, wie aus einem wüsten Traum erwacht, sah den Sohn zu ihren Füßen und war im Begriff, sich zu den Seinen zu werfen, als er sie in seinen Armen auffing. Er sprach in der Erschütterung des Augenblicks kein Wort zu ihr, aber als ihr Auge an seinem Gesicht, seiner Gestalt niederglitt, sah der starke Mann, der Krieger, der vom Blut seiner Wunden bedeckt war, die alte Frau demütig bittend an, und fast zitternd bot er ihr das Brot dar, das er im Gürtel trug. Sie nahm es, ihre Augen leuchteten, ihre welke, zitternde Hand brach ein Stück Krume davon und wehrte dabei den heißen Küssen nicht, mit denen Erich sie bedeckte. Die Kampfgenossen aber, die sich rasch herzugefunden hatten, jauchzten laut auf, als sie sahen, wie Mutter und Sohn zwischen den Trümmern der Schlacht und der Verwüstung sich fest umschlossen. Keiner frug, wie die Greisin zur Höhe der spanischen Schanze gelangt sei, nur Erich sagte bebend: „Dich haben Engel Gottes hierhergetragen und beschirmt!"

„Ich fand nur diesen Weg aus der Stadt," antwortete sie, die Wunden des Sohnes geschäftig verbindend. „Ich sah nur nach euren Schiffen und ward von den Feinden nicht erblickt. Ich hörte, daß du kämst, und mußte dir doch ein paar arme Schritte entgegentun! Auch trug ich's nicht länger, daß die Stadt um meinetwillen litt — ich wußte, daß du da warst, ihre wie meine Not zu enden!"

Wie eine Mahnung erklangen die Worte der Greisin. Erich Engelbrecht schloß die Mutter nochmals in seine Arme, dann hoben die Geusen ihn und sie in ihre Schiffe.

Krachend waren schon die Pforten der Durchfahrt zerschlagen worden, rauschend die Wasser von rechts und links zusammengeströmt. Auf ihnen schwammen jetzt der „Verlorene Sohn“ und der „Egmont“, gefolgt von wohl hundert Schiffen, den großen Kanal hinab, der nach Leyden führte. Von den Türmen klangen ihnen die Glocken entgegen, und im letzten Abendlicht fuhr die Flotte der Geusen zwischen den Mauern und Häusern der geretteten Stadt ein. Tausende standen erwartend, freudeweinend, erlösungstrunken zu ihrem Empfang. Auf dem Deck des ersten Schiffes erblickten die Bürger Erich Engelbrecht, der seine Mutter umschlungen hielt. Hundertstimmig, mit betäubendem Jubel grüßten sie den Sohn Leydens, als den ersten der Retter. Der Führer des „Verlorenen Sohnes“ aber blickte schamrot nieder und schloß der freudebebenden Greisin den Mund, als sie ihn pries. „Lobe mich keiner!“ rief er ihr zu. „Was wäre geschehen, wenn ich dich nicht erblickt hätte? Glaubt' ich nicht, als ich vorhin verwundet zu Boden stürzte, daß ich nicht würdig sei zur Rettung der Stadt? Hab' ich Anteil an ihr, so hab' ich ihn nur durch dich. Gott hatt dein Herz gelenkt, daß du dem Reuigen auf halbem Wege entgegenkamst — dich und deine Liebe mögen sie preisen!“ —

Am nächsten Nachmittag fuhr Wilhelm von Oranien auf der Barke, mit der er vor zwei Tagen die Flotte besucht hatte, nach Leyden. Die gleichen Begleiter wie vorgestern waren um ihn, auf die gleiche Flut blickte sein Auge, aber hinter den halb in Trümmer gesunkenen spanischen Werken lag die befreite, jubelerfüllte Stadt, die im Überfluß die Tage des Mangels vergaß. Ringsum zeigten sich die Spuren des Kampfes vom Tag zuvor — der Prinz achtete kaum darauf, sondern lauschte dem Bericht

Boisots über die letzten Stunden der Belagerung und den Entsatz. Als aber der Geusenadmiral Erich Engelbrechts und dessen gedachte, was sich mit ihm begeben hatte, rief Wilhelm von Oranien dem französischen Edelmann an seiner Seite triumphierend zu: „Und was meint Ihr nun? Was sagt Ihr jetzt? Hatte ich nicht den Rechten und den Besten gewählt?“

Herr de la Chaillerie fuhr bei der Frage des Statthalters aus trüben Gedanken empor. Unter den spanischen Leichen, die den Schanzen bei Lammen zunächst von der Flut auf den Damm geschleudert waren, hatte er den jungen Musketierkapitän Alonzo Alfuente erkannt und war bei diesem Anblick erblaßt. Sich zusammenraffend, gewaltsam lächelnd, sagte er:

„Der Erfolg entscheidet für Euch, Monseigneur. Doch habt Ihr schwerlich voraussehen können, daß Eurem Helden die Mutter mitten unter den Piken und Musketen der Spanier entgegenstürzt, — oder liegt auch das im Glauben an die Vorherbestimmung?“

„Gewiß nicht,“ entgegnete ruhig, fast feierlich Wilhelm von Oranien. „Aber ich vertraute und werde allezeit vertrauen, daß einer Reue wie der Erich Engelbrechts, einem Willen zur Umkehr gleich dem seinen, auf halbem Wege Hilfe zuteil wird, wenn er ihrer bedarf. Ich zweifle so wenig daran, wie am Himmel selbst, und Ihr mögt vielleicht meinen Glauben teilen, da Ihr jetzt das Freudengeläut von den Türmen Leydens vernehmt!“

Die Wiedertäufer.

Es war Hochsommertag und das Emstal hinab leuchteten die hellen Garben von den Feldern, und hoben sich gegen Wiesen und Baumgrün nicht minder scharf ab, als der lichte Streif des Flußgebietes von der dunkeln Ebene nach Westen. Das Auge mochte auf diese hinausblickend dem Emstal zunächst grüne Sumpfstellen unterscheiden, die im Sonnenstrahl glitzerten, oder Streifen erkennen, die die rote Blüte des Heidekrautes bedeckte, — sonst aber lag das stundenbreite mächtige Moor, aus dem Dünste und Dämpfe schwelten, in brauner unabsehbarer Einförmigkeit. Hart am Moor waren noch dürftige Felder mit Buchweizen bestellt, ein Torfbruch bildete die letzte Spur des Lebens, und ein dunkles, trübseliges Wasser, das der Ems zuschlich, schien der einzige Weg zu sein, der von den Wohnstätten der Menschen in die Wüste hineinführte, die sich an der Grenze zwischen dem Münsterland, Ostfriesland und den „Provinzen" erstreckte, wie sie zu dieser Zeit — im letzten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts — noch genannt wurden. Die Straße im Emstal lief längs des Stromes hin und mindestens geschah es selten, daß ein ganzer Zug von Reitern den Weg hart am Moor herab suchte und zum Frühmahl auf dem letzten baumbewachsenen Hügel rastete, an dessen Fuß der braune Moorboden heranragte.

So selten es aber geschah: heute war es der Fall. Einer von den Reitern war im scharfen Trab vorauf-

geeilt und hatte, den Hügel überschauend, die andern herzugewinkt. Sie kamen, und der Anblick der moosbewachsenen Anhöhe mit drei riesigen schattengebenden Linden schien allen zu behagen. Sie stiegen ab und pflöckten die Gäule am Abhange an, wo hartes Gras in verlorenen Halmen wuchs. Dann schritt der, der zuerst angelangt war und sein Roß noch am Zügel führte, den beiden älteren Männern entgegen, denen die übrigen den Vortritt ließen. Der eine, ein hochgewachsener Fünfziger, dessen Gestalt vorzeiten schlank gewesen sein mochte, nun aber mit Überfülle prangte, lachte beifällig:

„Ihr habt recht, Jungherr, der Platz ist gut zur Rast und einem Morgenimbiß. Man sollte nicht meinen, daß ein so wüster Fleck Erde mit so erquicklichem Schatten gesegnet sei, und ich lobe Euer scharfes Auge, daß Ihr ihn zuerst wahrgenommen."

Der Belobte, ein junger Mann, der fünfundzwanzig Jahre zählen konnte und vor den andern Reitern durch Haltung und Tracht ausgezeichnet war, wollte just an den beiden vorüber und das Saumroß mit den Vorräten entlasten helfen. Aber er sah sich von dem Zweiten der Alten verhindert, der mit gedämpftem, doch gebieterischem Tone sprach:

„Laß das, Friedrich! Es war genug und schon zu viel, daß du voraufrittest, was einer von den Knechten verrichten konnte. Jetzt mögen sie das Frühmahl beschicken und du sitzest zu uns."

„Mein Roß überlaß ich keinem," entgegnete halb gehorchend, halb trotzig der Jungherr. In seinem blauen Auge blitzte es dabei flüchtig auf, — aber er wich dem strafenden Blick des Älteren aus und schien nur auf den grauen vlämischen Hengst, den er führte, zu achten.

Er gab sicher zu dem hohen, starkgebauten Rosse einen trefflichen Reiter ab, sein Wuchs war stattlich, sein längliches Gesicht jugendlich frisch und vom vollen dunkelblonden Bart wohl eingerahmt. Obschon er wildlederne Unterkleider, wie die umstehenden Reiter, und ein Schwert am Gürtel trug, verriet mancher kleine Zug, daß er kein Krieger sei. Mit dem ältern Manne, der zuletzt gesprochen, verband ihn Geschlechtsähnlichkeit und ein Ausdruck steifehrbarer Würde, der zur Zeit mehr in Ratssälen, als in Feldlagern heimisch war. Nur schien der Jüngere in unbewachten Augenblicken lebendiger, beweglicher, während der Ältere keine unbewachten Augenblicke haben mochte.

Der letztere war mit seinem Altersgenossen zuerst auf dem Hügel angelangt, wo beide im Schatten der mächtigsten Linde niedersaßen, durch deren Veräſtungen kaum ein Streif des blauen Mittagshimmels schimmerte. Herr Kurt tom Plan, der Ratsherr von Emden, streckte sich behaglich auf das Moos und nestelte seine Waffe vom Gürtel. Der andere aber hielt sich auch jetzt, als ob er auf dem Richterstuhle säße, und sah argwöhnisch nach der Stelle, wo sein junger Vetter den grauen Hengst festband, während die Reisigen einen Weinkrug, mächtige Wildbraten und Schinken herzutrugen. Herr Kurt griff frisch nach Becher und Messer, um einen Schluck und Schnitt vorzukosten, ehe die Tafel völlig bestellt war. Dabei sagte er:

„Greift zu, Herr Nicolaus, daß uns der Vorrang etwas nütze. Ich glaube, Ihr seid noch im Zorn über den Jungherrn, und muß Euch sagen, daß Ihr unrecht habt. Was hat es dem jungen Burschen geschadet, daß er den Platz zum Frühtrunk für uns suchte? Und wahrhaftig, auch wenn er das Saumroß abladen half, wäre ihm der

Pelz noch nicht von der Schaube gefallen, und er bliebe noch immer Herr Friedrich Lorenzen!"

„Das versteht Ihr nicht," entgegnete Herr Nicolaus nicht ohne Hochmut. „Der Teufel der Neuerung geht in der Welt umher und verschlingt mehr Seelen, als wir zählen können, Herr Kurt. In Hamburg und Lübeck, auch anderorts, haben die alten Geschlechter Mühe genug, ihre Rechte und Ehren zu wahren, und müssen wach bleiben, daß sie nicht über Nacht unter den Pöbel fallen. Wenn unsere jungen Leute selbst vergessen, wozu sie geboren sind, wenn sie den Herrn leichtfertig zur Seite werfen, so wird zu böser Stunde niemand den Herrn in ihnen erkennen!"

„Gemach! gemach!" rief der Ratsherr von Emden. „Es kann einer sein Schwert zu führen verstehn, braucht es aber nicht blank auf Märkten und Kirchweihen zu tragen. Ihr seid übersorglich, Herr Nicolaus, doch wird zu Hamburg vieles anders sein als bei uns, und Ihr sprecht vielleicht aus übler Erfahrung."

Herr Nicolaus Lorenzen richtete sich, fast heftig, noch mehr in die Höhe und versuchte seinen Kopf aus den breiten Schultern zu heben, was ihm nur unvollkommen gelang. Sein rotes rundes Gesicht mit scharfen grauen Augen, das zuvor nur Hochmut und beobachtende Schlauheit zeigte, drückte in diesem Augenblicke noch ein Etwas aus, das sich Herr Kurt tom Plan nicht zu erklären wußte. Die scharfen Blicke des Hamburger Herrn waren plötzlich von dem jungen Manne hinweg und dem Emdener zugewandt. Herr Friedrich kam indessen näher, die Reiter hatten sich längst unter den beiden andern Bäumen gelagert. Der Ratsherr von Emden, dem die Lauerblicke des Herrn Nicolaus lästig fallen mochten, rückte ein Stück von ihm hinweg und gab dem jungen Manne zwischen

sich und seinem Vetter Raum. Friedrich dankte jedoch und setzte sich an der andern Seite des bunten Teppichs nieder, der Tafeltuch und Tisch zugleich bildete. Er begann schweigsam zu essen, und da auch die beiden ihm gegenüber kein Verlangen zeigten, ihre Zwiesprache wieder aufzunehmen, so hörte man nur die Worte der Reiter, die während des Mahls karg genug fielen.

Der Mittag mochte herangekommen sein, selbst im Schatten der Linden ward die Luft schwül, und nach Osten über der Ems zeigten sich weißliche, dichter werdende Wolken. Die Reiter, der Jungherr, auch Herr Kurt tom Plan achteten mehr auf den Schinken und ihren Wein, als auf den Horizont. Herr Nicolaus Lorenzen hatte nach wenigen Bissen sein Mahl beendet und leerte seinen Becher, während er die Augen schon längst wieder in der weiten Ebene umhersandte. Das Moor hatte er gleich den andern jetzt im Rücken, vor ihm lag das grüne Flußtal, in dem er Weiler und Kirchtürme unterschied, und das im Gegensatz zu dem Wege, den sie gekommen waren, ihm erquicklich und anmutig dünken mußte. Gleichwohl zeigte sein Gesicht eher Mißmut und einige Minuten lang ein düsteres, gezwungenes Lächeln, das von den Begleitern unbemerkt blieb. Er kehrte sich zuletzt wieder zu diesen und fragte mit scheinbarer Gleichgültigkeit:

„Was tun wir nach der Rast, Herr Kurt? Wie weit sind wir herabgeritten, und wo weilen wir eigentlich jetzt?"

Der Emdener Ratsherr gab rasch Bescheid:

„Fünf Stunden von Leer mögen wir sein, Herr Nicolaus, und zwischen den Wegen haben wir nun zu wählen. Gerade hier herab am Flusse hin können wir heut Dörpen und morgen Meppen erreichen. Gehen wir über die Ems und halten uns südwärts, so kommen wir

nach Sögel. Alles wohl überlegt, ist dies vielleicht die geratenste Straße. In den Wäldern am Hümmling birgt sich mancherlei Gesindel, warum soll nicht auch eine Bande von Wiedertäufern da Zuflucht gesucht haben?"

Das Gespräch zwischen beiden Herren ward laut genug geführt, daß die Reiter jedes Wort hören konnten. Sie achteten indes nicht früher darauf, als bis sie Herrn Nicolaus mit Nachdruck und schneller als sonst entgegnen hörten:

„Ihr irrt, Herr tom Plan, Ihr irrt. Ich habe es schon diesen Morgen gesagt, daß wir zu weit abwärts ritten, — jetzt mein' ich, wir müssen bald an den Grenzen des Bischofs von Münster sein? Auf dem Hümmling mögen Ägypter und Landstreicher hausen — doch keine Wiedertäufer! Hättet Ihr mich gehört — nach West oder Ost mußten wir von Emden reiten, nicht hierher. Jetzt hat unser Zug Lärm im Lande gemacht und es soll mich nicht wundernehmen, wenn die Schwarmgeister und Antichristen ihre Schlupfwinkel mit andern vertauscht haben."

„Es wird ihnen doch schwer werden, uns zu entgehen," sagte der Ratsherr von Emden, dessen behagliche Rast durch den scheltenden Widerspruch des Hamburgers gestört war. „Ich versteh' Euch indessen noch immer nicht, Herr Nicolaus. Warum sollen wir nicht im Münsterschen so gut suchen, als in unserer Nachbarschaft? Die Spuren, die wir haben, weisen hier her, warum ihnen nicht folgen?"

„Der Rat von Hamburg hat mich nicht gesandt, daß ich unnütz unsichern Spuren folge. Weil das Unwesen der Täufer sich bei uns wiederum gezeigt, weil wir sichere Wissenschaft haben, daß ihre Sendboten von Friesland bis zu uns streichen, darum kam ich nach Emden. Ihr ließt mich hoffen, daß wir einträchtig handeln und das Unheil an der Wurzel fassen würden, und jetzt reiten wir

ins Blaue und suchen Wiedertäufer — im Münsterlande!"

Der Hamburger Senator lachte bei seinen letzten Worten höhnisch auf, Herr Kurt dagegen blickte immer verdrossener auf den Sprecher, der dann gemessener weiterredete:

„Wißt Ihr nicht, welches Gericht vor vierzig Jahren die Taufgesinnten in Münster getroffen hat? Glaubt Ihr im Ernst, daß dort noch ein Wiedertäufer haust? Mich dünkt, daß uns des Bischofs Amtleute ins Gesicht spotten werden, wenn wir die Missetäter bei ihnen suchen, wo sie vor Menschengedenken mit Feuer und Schwert ausgerottet sind! Nein, Herr Kurt — wir müssen andere Straßen einschlagen, wenn wir zum Ziel kommen wollen, sonst verstreicht der Sommer und wir haben nur die Reiter zu zahlen."

Für den Ratsherrn von Emden war es mit den Freuden des Mahls vorüber, selbst den eben gefüllten Becher ließ er unausgetrunken. Er fühlte das Gewicht der Gründe, die Herr Nicolaus Lorenzen vortrug — und doch wollte er sich nicht überwunden geben. Ehe er antworten konnte, mischte sich auch einer der Reiter in den Wortwechsel. Es war ein kräftiger Mann, der einige vierzig Jahre zählen und seit mehr als zwanzig Jahren vielen Herren gedient haben mochte:

„Ihr habt recht, gestrenger Herr! Ich bin in der bischöflichen Stadt Warendorf zu Haus und kann mich gut erinnern, wie mit den Täufern zur Zeit verfahren ward, als sie den großen Aufruhr in Münster erregt und den Schneider Jan von Leiden zu ihrem König gekrönt hatten. Als ein Bube von acht Jahren sah ich zehn Wiedertäufer an einem Tage radbrechen — und der heilige Lambert weiß, wieviel ihrer sonst gerichtet wurden!"

Der Hamburger Ratsherr schien durch die unverhoffte Bundesgenossenschaft so wenig erbaut, als der von Emden, ja der Jungherr, der ihm gegenüber saß, und während all dieser Reden seinen ältern Vetter kaum beobachtet hatte, glaubte jetzt ein flüchtiges Zittern desselben wahrzunehmen.

„Laßt Eure alten Blutgeschichten, Veit — Herr tom Plan weiß selbst, was zu tun ist," sagte Herr Nicolaus, ungeduldig den Reiter zurückweisend. Der schwieg und ließ mit seinen Genossen die Reste des Mahls verschwinden. Eine peinliche Stille trat ein, Nicolaus Lorenzen wartete sichtlich auf die Entschließung des Emdeners und dieser warf endlich kurz und mürrisch hin:

„So meint Ihr, daß wir umkehren sollen? Und den Amtleuten zu Meppen und Sögel nicht einmal Nachricht geben von dem, was uns hierhergeführt hat?"

„Das mögen wir mit einem Brief tun," erwiderte der Hamburger. „Wir aber kehren nach Leer zurück und nehmen unsern Weg durch das Reiderland nach Gröningen. Ihr werdet sehen, wir kommen zum Zweck: aus den Provinzen schleicht sich das Gift der Wiedertäuferei in unsere Städte, und zu jedem Teufelsreis, das auf Eurem oder unserm Grund und Boden aufwuchert, ist der Same von dort herübergeweht."

„Ich könnte Euch mit Eurer eigenen Waffe schlagen," lächelte Herr Kurt, der seinen Gleichmut wiedergewann. „In den Provinzen fehlt es nicht an Hinrichtungen der Elenden, und doch meint Ihr sie zahlreich dort zu finden?"

„Nur in den großen Städten, im volkreichen Brabant und Holland herrscht die Strenge und flößt Schrecken ein," entgegnete der Ratsherr von Hamburg. „Hier an unsern Grenzen, zwischen den Mooren, in den verborgenen kleinen

Städten haben die Irrlehrer und Sektierer Zuflucht gefunden und — Ihr werdet sehen! — finden sie noch."

Herr Kurt tom Plan nickte einverstanden, der Wortwechsel begann ihn zu ermüden. Er sah wie zufällig in die Landschaft hinaus und nahm die weißen Wolken im Ost wahr.

„So reiten wir, wie und wohin Ihr wollt," sagte er dann. „Vor Nacht mag es ein Wetter geben — aber jetzt haben wir noch Zeit zur Rast, die uns not tut. Laßt uns eine Glockenstunde schlummern und dann die Pferde ein wenig antreiben. Zur Vorsicht können wir auf dem Rückweg dem Voigt zu Steenfelde einschärfen, daß er auf die Gegend hier acht hat."

Der wackere Senator von Emden hatte sein Haupt schon auf das Moos niedergelegt, wo es zwischen den Wurzeln der Linde am üppigsten wuchs. Nach kurzem Besinnen folgte auch Herr Nicolaus Lorenzen dem Beispiel, nachdem er zuvor noch den jüngern Vetter angesprochen und ihn angewiesen hatte, die Knechte alles Nötige tun zu lassen und sie lediglich in Obacht zu nehmen. Herr Friedrich machte ein flüchtiges Zeichen des Gehorsams und blieb aufrecht neben den schlafenden Männern, während ein Reiter die Becher, den Teppich und was sonst zum Mahl gedient hatte, wieder hinwegnahm. Ein anderer schritt dem Abhang zu und sah nach den Pferden; die übrigen, deren in allem wohl fünfzehn waren, streckten sich gleichfalls zum Schlummer. Bald stand der Jungherr auf dem Hügel allein aufrecht, und da er sich an den breiten Stamm der Linde lehnte und seine Hand auf dem Schwertgriff ruhte, gewann es den Anschein, als bewache er die Ruhe, die hier gepflogen ward.

Der Ratsherr von Hamburg hatte noch einigemal

aufgeblickt, er schien so wenig schlummern, als vorhin essen zu wollen. Zuletzt gewannen es die Hitze des Tages und der weiche Moosboden über ihn. Er schlief bald fester als die andern — doch stiegen aus den Lindenzweigen keine guten Traumgeister zu ihm herab. Er stöhnte, röchelte schwer, und sein junger Verwandter sah ihn erschreckt zusammenzucken. Herr Friedrich wendete sich kurz um und sagte vor sich hin:

„Er hat wieder soviel von Autorität, Gottes Ordnung, unseren Ehren und Rechten gesprochen, daß er nur von Aufruhr träumt. Gewiß wälzt sich ein Haufe den Jungfernstieg herauf und will Bäcker und Pelzer unter die Ehrbaren vom Rat eindrängen. Oder er ist nahe dran, die heimlichen Wiedertäufer zu greifen, und sie entkommen ihm ins Blaue, ins Moor hinein!"

Der junge Mann stieg über einige der Schlafenden hinweg, um an den jenseitigen Rand des Hügels zu gelangen. Seine Augen schlossen sich unwillkürlich, als er aus dem Baumschatten in das volle Mittagslicht trat, das über dem Moor glänzte. Gleichgültig, ohne zu spähen, sah er auf die einförmige braune Fläche hinaus. Aber jedes Zeichen des Lebens mußte in dieser Öde von selbst in die Augen fallen. Und so ward er plötzlich jenseit der letzten Buchweizenfelder, zwischen Rissen und Brüchen des Moors, einer menschlichen Gestalt ansichtig, die mit schneller Bewegung über die Fläche dahinglitt. Sie mochte vorher bis zum Rand des Hügels gekommen sein, — konnte zwischen dem Gestrüpp an seinem Fuß gelauscht haben. Von Zeit zu Zeit verschwand sie völlig, ohne daß Herr Friedrich das Wie und Wohin begriff, — dann tauchte sie behend wieder auf. Der junge Mann folgte ihren Bewegungen, seine Teilnahme wuchs, als er wahrnahm, daß es ein

Weib sei, das allein über den wüsten und traurigen Boden hinschritt. Er blickte noch einmal auf die Schläfer zurück, sprang den niederen Hügel hinab und arbeitete sich ohne viel Besinnen längs der Buchweizenfelder durch den fußhohen Staub. Bald vertauschte er diesen mit Sumpf, sein Fuß trat auf unsichere Stellen, — schon ward er unschlüssig, als sich mit einem Male vor seinen Augen ein schmaler, tiefer, in mannigfachen Windungen gehöhlter Graben auftat, den er vom Hügel herab nicht wahrgenommen hatte. Kein Zweifel, daß die Gestalt diesen wunderlichen Pfad verfolgt hatte. Herr Friedrich fühlte sich durch seine unerwartete Entdeckung zu entschlossener Eile angespornt. Er drängte sich in dem Graben vorwärts, der nur jetzt, im Hochsommer, einen trocknen Weg bieten mochte und ebenso plötzlich wieder endete als er begonnen hatte. Der junge Mann stand einige Augenblicke nachsinnend. Vorsichtig sah er über den Rand der Höhlung, die ungefähr Mannestiefe hatte. Er blickte auf eine weitere Fläche des Moorlandes, dicht vor Augen lag ein dunkles Gewässer, auf dem braungrüne Binsen wucherten. Jenseit der Flut zeigte sich eine leichte Schwellung des Bodens — auf ihr ruhte die weibliche Gestalt, die Herr Friedrich jetzt deutlich erkannte. Er unterschied die Züge des jugendlichen Gesichts, die Farbe des Gewandes, — er meinte, sie mit wenigen Schritten erreichen zu können.

Entschlossen schwang er sich aus der Vertiefung empor und stand an dem dunklen Wasser. Im gleichen Augenblick aber hatte ihn das Mädchen, deren Augen scharf schienen, wahrgenommen. Sie ließ einen kurzen Aufschrei hören, sprang von der Stelle, auf der sie ruhte, hinweg und wandte sich zur Flucht. Die Hülle ihres Hauptes entglitt ihr, eine Fülle blauschwarzen Haars fiel über den

Nacken und das grobe wollene Gewand, das ihre schlanken Glieder nur bedeckte, nicht verbarg. Arme und Füße waren nackt, von großer Schönheit. Friedrichs Anruf klang zu ihr hinüber, sie bedachte sich einen Augenblick und wandte noch einmal ihr Gesicht dem Rufer zu. Ihre Züge waren von Angst entstellt, die dunkeln Augen schlossen sich halb, als sie nach ihm hinsah. Und ehe er seine Stimme erheben konnte, war sie dicht vor seinen Blicken entschwunden, im Boden versunken oder wie sonst entrückt?

Der junge Mann stand in heftiger Erregung in der schweigenden Einsamkeit. Die Erscheinung, plötzlich und fremdartig, glich einem Trug der Heide, und dennoch war alles so lebendig, so greifbar wirklich gewesen. Das grobe Gewand um die Glieder, die nackten Füße mit den Spuren des Moorbodens, über den sie dahingeeilt waren, die herabrollenden schwarzen Haare konnten keinem Luftgebild angehören. Zum Überfluß lag dort drüben im Staube die Kopfhülle von bräunlicher Wolle! Herr Friedrich sagte sich wohl, daß das Mädchen zu den Torfgräbern gehören möge, die im Moor hausten; aber er ward nicht ruhig, nicht gleichmütig dabei. Das angstvolle, scheue Gesicht trat ihm wieder vor Augen, und er sann vergebens, warum der erste Anblick ihn so wundersam ergriffen habe. Prüfend sah er noch einmal auf die dunkle Flut, durch die es eine Furt geben mußte. Als er nichts entdeckte, schlug er zögernd den Rückweg nach dem Hügel ein. Zweimal kam er auf der kurzen Strecke in Gefahr, die trügerische Decke der Sümpfe zu betreten, die ihn umgaben. Ehe er den Lagerort erreichte, begegneten ihm schon einige von den Reitern, die er schlummernd verlassen hatte. Sie suchten unter Rufen und mit so hastigem Eifer nach dem Jungherrn, daß sie das Buchweizenfeld am Fuße des Hügels

zertraten. Und von oben herab tönte dem Rückkehrenden die rauhe Stimme des Ratsherrn von Hamburg entgegen:

„Wo schweifst du umher, Friedrich? Läßt uns unnütze Zeit verlieren, und streichst durchs Moor, wie ein Torfgräber? Die Reiter haben gesattelt, Herr Kurt, der die Wetter kennt, treibt zur Eile, und der Jungherr steigt ohne ein Wort zu sagen davon. Hast du gedacht, im Sumpf dort die Schätze zu finden, nach denen dir der Sinn steht?“

Friedrich ward hochrot, aber er schien gewöhnt zu schweigen. Erst nach einigen Augenblicken, in denen Herr Nicolaus vor sich hinmurrte, entgegnete er ruhig: „Ihr wißt, daß Ihr irrt, Herr! Ich habe einen Gang in das Moor hineingetan, weil mir schien, daß es hier Wege gibt, und Ihr selbst befahlt, auf alles acht zu haben, was uns auf eine Spur führen kann.“

„Spuren hier — wo nichts Lebendiges haust bis Holland, als die Moorteufel!“ höhnte Herr Nicolaus. „Du wärst just der Mann, einen Reiterzug zu führen und mit Mann und Roß im Schlamm zu verschwinden!“

„Ihr schlugt einen gefährlichen Pfad ein, Jungherr,“ fiel Kurt tom Plan ein. „Wer nicht landkundig ist und hier geboren, meidet solchen Weg, und für uns ist dort nichts zu erholen.“

Der junge Mann hatte das Wort schon auf den Lippen, das die beiden Ehrenfesten beschämen mußte. Aber es war ihm, als sähe er das angstvolle Gesicht der Gestalt im Moor vor sich, und er würgte seine Rede schier gewaltsam hinab, denn auch von den Reitern lachte einer und der andere laut auf. — Schweigend ging er nach seinem Pferde, — Herr Kurt rief zwei Knechte herzu, die ihm in den Sattel helfen mußten. Der Ratsherr von Hamburg

schwang sich für seine Jahre gewandt und behend auf. Wie er auf dem Rappen saß und ihn lenkte, schaute er stattlicher drein, als zuvor im Moose des Hügels. Man sah, ihm war nur wohl, wenn er befahl und in unzugänglicher Würde auf andere herabblickte. Herr Kurt tom Plan sprach beim Ritt in das Flußtal vertraulich mit den Söldnern seiner Stadt. Der Ratsherr von Hamburg verlor an die Seinigen nicht ein Wort, selbst mit dem eignen Vetter pflog er kein Gespräch, außer daß er im Augenblick des Aufbruchs den Rappen dicht an ihn hinanlenkte und, von den andern ungehört, sagte:

„Du suchst eigene Wege — hüte dich wohl! Rede nichts dawider, ich habe, seit wir von Ritzebüttel aufbrachen, die Augen nicht nur für die Wiedertäufer offen gehalten. Achte auf meinen Pfad und sei gewiß, daß jeder andere dir nicht zum Heil gereicht! Für den Zweck unseres Rittes laß mich sorgen, dich kümmere nur mein Geheiß!"

Er überließ es dem jungen Mann, die Worte, die mit finsterem Blick und schneidig herbem Ton gesprochen wurden, zu bedenken. Eine Minute später ritt er neben dem Ratsherrn von Emden, der den Pfad ins Emstal einschlug und tief aufatmete, als der kleine Zug sich zwischen Kornfeldern und einzelnen grünen Hecken bewegte. Das weiße Gewölk am Horizont war dichter und dunkler geworden, die Luft schwüler, ein heißer Windhauch fuhr über die ungemähten Felder dahin und raschelte auf den gemähten zwischen den Garben. Beide Ratsherren und der alte Reiter an der Spitze des Zugs zeigten Besorgnis, ob vor dem heranziehenden Wetter der nächste Weiler oder einsam liegende Hof zu erreichen sein werde. Sie lenkten die Pferde nach dem Strome hinab, an dessen Lauf sie zu Wohnungen gelangen mußten.

Indes war Herr Friedrich mit einem der jüngern Reisigen hinter dem ganzen Zuge zurückgeblieben. Er wiederholte die eben gehörte Ansprache seines Vetters und fügte dann, gegen den Reiter gewendet, mit unverhaltnem Grimm hinzu:

„Du hörst und siehst, wie es zwischen uns steht. Möchte ich nicht gleich hier den Hengst herumreißen und das Weite suchen, ehe ich dies länger trage? Was sagst du, Walter?"

„Und wohin wollt Ihr?" fragte der jugendliche Reiter, dessen Gesicht Teilnahme aussprach. „Mir folgen? Der Werbetrommel zulaufen? Euer Blut für fünf Reichsgulden im Mond feilbieten? Nein, Jungherr — ich hab's Euch zuvorgetan und rate keinem, mir's nachzutun! Mich dünkte das Leben daheim zu karg, der Alte zu hart, der Ohm zu mürrisch, das Gewerbe nicht lustig! Jetzt friert mich nach daheim und ich sag' Euch, Ihr würdet nach Eurem Herde klappern, sowie Ihr Handgeld genommen hättet."

„Du hast Vater und Mutter zu Haus — nicht, Walter? Säßest jetzt vielleicht auf der Meisterbank, hättest eine schmucke Dirne von Erfurt heimgeführt — wenn du geblieben wärst! Was hab' ich vom Bleiben, was hält mich daheim? Meine Eltern hab' ich kaum gekannt, unter seiner Zucht bin ich aufgewachsen," erwiderte Friedrich, nach Herrn Nicolaus deutend. „So lang' ich denken kann, war ich Holz in seinen Händen, er schnitzte und färbte mich, wie ihm recht dünkt! Wenn ich's weiß, daß ich eigen Fleisch und Blut habe — Vetter Nicolaus trägt keine Schuld daran. In ganz Hamburg ist kein Mann, der seinen Sohn hielte, wie er mich! In strenger Ehrbarkeit wachsen Tausende auf: hochmütig sind alle, die Ehren und

Güter haben, — aber ihm tut es in Hochmut und sträflichen Mienen keiner zuvor. Da ist nicht ein Tag, an dem er nicht strenger würde und sich mächtiger spreizte! Die Armensünder, die in seine Hände fallen, geben sich verloren, und über wen er Gewalt hat, der verlernt Lachen und Hoffen! Ich bin der Ehrbarkeit, des ganzen Treibens matt und müd', und lieber wär' ich ein Reiter oder Schiffer, als der Vetter des Amtmanns von Ritzebüttel!"

„Das läßt Euch der Zorn sagen," versetzte Walter. „Wenn Ihr Herrn Nicolaus in Amt und Reichtum folgt, wird Euch anders zumut sein, und lieft Ihr in die Welt, so würdet Ihr nie vergessen, daß Ihr in Hamburg Ratmann und Gebietiger sein könntet. Es liegt sich weich auf der Hoffnung und gar hart, wenn sie verloren ist!"

„Hoffnung?!" rief Friedrich mit vollem Ingrimm. „Nennst du eine Hoffnung, daß er mir nicht gestattet die Handelschaft zu treiben, klein zu beginnen, gleich hundert andern? Mein Vater ist arm gestorben, Herr Nicolaus sagt, daß er ein Vergeuder gewesen sei — ich muß es glauben. Aber mehr wie zehnmal hätte ich mir ein eigenes Wesen gründen können, und nie hat er geduldet, daß ich mich von ihm löste! Er hat selbst Söhne, Walter, von seinen Gütern habe ich nichts zu erwarten — aber ich mußte der Jungherr bleiben, damit er in seiner Sippe keinen kleinen Kaufmann, keinen Kramer und Makler hat! Ich wollte aus Hamburg gehen, nach London oder Bergen, und ihm so ersparen, was ihm Schimpf dünkt. Er aber läßt mich nicht davon, ich soll seine Faust auf meinem Nacken fühlen, ich soll ihm Ehre bringen, in den Rat treten, und damit das alles sein kann, denkt er mich an Elsbeth Langenscheidt, die Tochter des großen Brüggefahrers, zu verkuppeln. Ihr Antlitz ist gelb, trotz einer

Quitte, sie ist kaum größer als die Hofzwergin der Herzogin von Celle, doch für jeden Zoll, der ihr fehlt, hat sie tausend Mark zu bringen! Ich sträube mich wie ein Dieb wider den Galgen — aber wie will ich zuletzt widerstehen? Das ist die Hoffnung, auf der ich mich betten soll, Walter!"

„Ich nähme jedes Weib, wenn ich heimkommen könnte und dürfte, Jungherr!" entgegnete der Reiter.

„Aber ich nicht!" sagte Herr Friedrich entschlossen. „Mich verlangt nicht nach daheim, mich ekelt das ganze Wesen, in dem ich bin wie ein Gefangener. Steif, ehrbar, gespreizt wie die Pfauen, unbarmherzig gegen die Armen und Niedern, in der Gottesfurcht finster und sauer, so ist der Vetter, so sind seine Söhne und sein Haus. Nicht regen und rühren soll ich mich, und ich bin des prunkhaften Elends zum Tode müd'! Ich habe einen Freund, einen jungen Kaufherrn in London, der mich mehr als einmal schon übers Wasser gefordert hat, auch geh' ich noch hinüber, und wenn es des Gestrengen letztes Stündlein würde! — Sie mögen sich andere Helfer zu ihrem Regiment und ihren Blutgerichten suchen!"

Der Reiter erschrak bei den letzten Worten des jungen Mannes sichtlich, während er die ersten mit heiterm Wohlgefallen vernommen hatte. Beide hatten sich dem Zug wieder angeschlossen, und Walter wagte nicht eher zu sprechen, als bis sie abermals zurückblieben. Dann sagte er:

„Um Christi willen, Jungherr, Ihr haltet zu den Wiedertäufern?"

Friedrich Lorenzen wandte sich erzürnt nach dem Frager, alle seine Mienen zeigten unverhohlenen Abscheu:

„Zu den Täufern?! Rasest du, Walter, oder was fällt dir bei? Wollte Gott, daß nie einer von ihnen Ham=

burg heimlich betreten hätte! Ich weiß nichts von ihrem Irrglauben, und du hältst nicht fester am Evangelium als ich! Vielleicht sind sie todeswürdig — aber wäre es nicht genug, denen nachzustellen, die in die Städte kommen und lehren? Sie aufspüren in ihren Schlupfwinkeln, sie hetzen wie Wölfe und Luchse, Reiterzüge rüsten, um ein Dutzend foltern und abtun zu können, dünkt mich grausam und niedrig! Im Rat zu Hamburg sprachen viele wider die Sendung meines Vetters, fanden hinreichend, wenn man die Schwärmer bei sich strafe und den Bremern und Emdenern überlasse, an ihrem Teil das Gleiche zu tun. Herr Nicolaus aber, der ein blutiger und gewaltiger Widersacher der Täufer und aller Schwarmgeister ist, ließ nicht ab in die Väter der Stadt zu dringen, bis man ihn nach Emden sandte und uns mit ihm. Im Schloß von Ritzebüttel griff er selten Missetäter, und ihm ist's zuzeiten so not, den Stab zu brechen, wie einem andern ein guter Trunk oder ein Reigen!"

Herr Friedrich hätte vielleicht noch nicht geendet, wäre nicht sein Name von der Spitze des kleinen Reiterzugs erklungen. Er trabte rasch an der Schar vorüber; der junge Walter murmelte ihm nach:

„Straff muß die Zucht des Gestrengen sein; selbst mit dem Groll wider ihn auf der Lippe läßt ihn der Jungherr nicht warten!"

In der Tat hielt Friedrich schon neben den beiden Ratsherren, die ihn herzugerufen hatten. Sie schienen unschlüssig, ob sie den Weg fortsetzen sollten. Zur Seite, hart am Fluß, sah man Mauern und Dächer eines Gehöfts, von Baumwuchs umgeben. Das Wetter aber, das vorhin von fern gedroht, hing jetzt gleichsam über ihren Häuptern. Herr tom Plan verlangte Einkehr im Moorhof, Herr

Nicolaus Lorenzen wollte weiterreiten und verhehlte seinen Unmut nicht, als auch Friedrich für das Bleiben sprach.

„Auf eure Weise verlieren wir diesen ganzen Tag, und können Wochen brauchen, bis wir nach Leer oder nach Groningen hinüberkommen," sagte er grollend. „Das Wetter verweht der gleiche Wind, der es herangetrieben hat!"

Ein Blitz aus der dunkeln Wolke, die über ihnen stand, und raschfolgender Donner sparten dem Ratsherrn von Emden die Erwiderung. Die Reiter drängten sich zusammen und in dichter Schar trabten sie in den Moorhof ein, wo die Knechte sich mühten, die Garbenladung zweier riesiger Wagen unter Dach zu bringen. Der Anblick des Reiterzugs lähmte ihre Arme und Mienen zugleich, sie starrten die Eindringlinge unbeweglich an und ließen sie im Regen halten, der eben herabzurauschen begann. Herr tom Plan frug in der Mundart des Landes nach dem Hofwirt, erpreßte aber nur zögernde, mißtrauisch wortkarge Antwort:

„Der Moorbauer ist blind und seit vierzig Jahren nicht über sein Wesen hinausgekommen. Was könnt Ihr von ihm wollen, was sucht Ihr hier?"

„Schutz vor dem Unwetter, ihr Narren, nichts weiter! Wo ist der Sohn des Alten?" rief Herr Kurt.

„Bei den Schafen in der Heide!" sagten die Knechte. Der Ratsherr sah sich zweifelnd um, Herr Nicolaus Lorenzen suchte auch im Unwetter seine Haltung zu behaupten, die Reisigen fluchten und lärmten. Da fiel tom Plans Auge auf den großen, aus Torf erbauten Stall an der rechten Hofseite. Er zeigte auf ihn hin, im Nu sprangen die Reiter von den Pferden und rissen die Tür desselben auf. Die Hürden verrieten, daß er für Rosse nicht bestimmt sei, doch war das Rasendach dicht und bot

eine Zuflucht. Buntes, lautes Getümmel erfüllte in wenig Augenblicken die Mauern, während an der Scheuer gegenüber die Knechte noch immer in starrer Verwunderung lehnten. Im offenen Tor des Hauses, über dessen Balkengiebel altersschwarze plumpgeschnitzte Pferdeköpfe prangten, zeigte sich jetzt der Besitzer des Hofes: ein weißhaariger Siebziger, dessen mächtiger Leib vom Alter nicht gebeugt, dessen Antlitz wetterhart und faltig, doch bei alledem frisch erschien. Er war erblindet, aber in seinem eigenen Haus und Hof trat er mit der Sicherheit eines Sehenden auf. Sein Ruf drang durch den rauschenden Regen zu den Knechten, wie zu den Fremden. Die Reiter, in der Tür des Stalles gedrängt, hatten nicht acht auf den Ratsherrn von Hamburg, der bei der Erscheinung des Alten dessen Knechten wunderlich glich, so starr, regungslos und besorgt hafteten Lorenzens Blicke auf ihm.

„Wer seid ihr? Was begehrt ihr hier?" hatte der Blinde gefragt und von Herrn Kurt die gleiche Antwort erhalten wie seine Leute. Der Moorbauer hörte den Embener nickend an, dann lud er die unerwarteten Gäste unter sein Dach. Das Ungewitter ward mit jedem Augenblick heftiger; unter herabstürzenden schweren Güssen durchschritt die Schar noch einmal den Hof und trat in den großen Raum des altsächsischen Bauernhauses, wo auf mächtigem Herd das Torffeuer glühte und rauchte. Der Alte rief einen Knecht, ließ hölzerne Schemel zum Herde rücken und hieß die Herren und ihre Begleiter willkommen. Die Reiter, deren Wämser und Koller durchnäßt waren, strebten zum Feuer, Herr Nicolaus sonderte sich auch jetzt von ihnen und rückte zur Seite, so daß er im dunkelsten Winkel des fensterlosen Raumes saß, den innen die glühende Asche nur wenig erhellte. Von Zeit zu Zeit ließ ein

leuchtender Blitz die Züge und Gestalten derer erkennen, die zunächst am Tor blieben, unter ihnen der Hausherr und der junge Friedrich. Als dieser vorhin zur Einkehr im Moorhof riet, hatte ihn nicht die Sorge vor dem Unwetter bewegt. Aber er spürte geheimes Verlangen, über die Gestalt, die er wenige Stunden zuvor im Hochmoor erblickt hatte, eine Kunde zu erhalten. Die Leute im Hof mußten alle Bewohner der Einöde jenseit des Emstals kennen. Herr Friedrich stand jetzt längst neben dem Alten, ohne eine Frage zu tun. Die Reiter schwatzten lärmend, Herr tom Plan und der Senator von Hamburg erwarteten stumm das Aufhören des Gewitters. Der Blinde ließ auf den Tisch von Eichenholz in der Mitte des Raumes einen schweren Block des landüblichen Brotes, Salz und Rauchfleisch aufstellen und lud seine Gäste hinzu. Nur einige der Reisigen kamen näher, andere riefen, daß sie sich erst vor kurzem vom Mahle erhoben hätten. Aber der Greis achtete darauf so wenig, als auf alle anderen Reden. Er verriet keine Neugier, so ungewöhnlich die Erscheinung von Reisigen in dieser einsamen Gegend auch war, er schien völlig anteillos. Herr Friedrich mußte sich entschließen, das Eis zu brechen, die erste Frage zu tun:

„Ihr lebt hier einsam, von aller Menschenhilfe weit entfernt!“

„Von Menschenhilfe? Ja! Gott ist überall!“ sagte der Blinde und wendete sich nach der Seite des Raumes, wo am geschwärzten Pfosten ein hölzernes Kruzifix und ein Heiligenbild hingen. Der junge Mann schloß daraus, daß der Moorbauer mit den Seinen der alten Kirche angehören müsse. Er entgegnete daher nur:

„Ihr habt recht — aber einsam liegt Euer Hof

darum doch! Wie weit habt Ihr zu den nächsten Menschenstätten?"

„Den Fluß hinab zwei und hinauf drei Stunden. Über dem Wasser ist ein anderer Hof, auch wohnen Kohlenbrenner am Busch."

„Und dort nach West hinüber — im Moor?" fragte der Hamburger und verriet durch die Lebhaftigkeit seines Tones dem scharfen Ohr des Blinden, daß er diese Frage hauptsächlich habe tun wollen. Der Greis verbarg eine flüchtige Bewegung seines Gesichts, indem er sich umwandte. Dann sagte er ruhig:

„Nach West? Im Moor? Wer sollte dort wohnen! Arme Leute bauen sich Hütten zum Torfgraben und verlassen sie wieder — wie Zugvögel ihre Nester! Ich habe Nachbarn rechts und links gehabt, gediehen ist keiner, das Moor gibt nicht so viel, daß sie nur ihr Leben fristen mögen!"

„Und wer wohnt jetzt dort drüben, beim Hügel mit den großen Linden?" fuhr der junge Mann hartnäckig fort.

„Beim Hügel mit den Linden! Ich wüßte nicht, daß im letzten Jahre dort Hütten gestanden hätten. Aber seht selbst zu — es wühlen vielleicht ein paar arme Torfgräber dort herum. Auf dem Moorhof hat sich keiner gezeigt."

Der Ton des Alten blieb ruhig, teilnahmlos. Er beschickte kleine Hausgeschäfte und kehrte sich an das Getümmel um ihn her wenig. Herr Kurt tom Plan, der die Unterredung zwischen dem Bauer und dem Jungherrn vernommen hatte, war von seinem Sitz am Feuer aufgestanden. Er trat ans Tor und sah hinaus: das Gewitter zog hinweg, seine Donner verrollten in der Flußniederung, aber der Regen rauschte unablässig herab. Indem der

Ratsherr nur darauf zu achten schien, behielt er den Blinden im Auge. Mit plötzlicher Wendung gegen ihn sagte er dann:

„Ihr müßt ob der Fragen des Jungherrn nicht erstaunen, Alter. Wir ziehen im Land umher, Missetäter zu greifen. Zu Hamburg, zu Bremen und Emden sind Wiedertäufer gesehen worden, es heißt, daß sie auch in Eurer Gegend hausen."

„Wiedertäufer?" sagte der Greis mit verändertem Tone. „Wiedertäufer? Meint Ihr solche, die vor vierzig Jahren den Stuhl des Bischofs von Münster umgestürzt, die Türme vom Dom geworfen und ganz Münster mit Blut und Greueln gefüllt haben? Sucht Ihr die, die zehn Jungfrauen zu Weibern nahmen, und im Elend verderben ließen, was sie in Schmach gestürzt hatten? Die blutigen Schwärmer und Propheten, oder wen sonst?"

„Ei, Moorhofbauer, du scheinst wohlerfahren in den alten Geschichten," sagte von seinem Sitz der Herr Nicolaus. „Schlimm, daß du blind bist, du könntest uns sonst vielleicht helfen, die Schwarmgeister auszurotten."

„Ich bin blind," entgegnete der Alte langsam, jede Silbe wägend, „ich bin blind, aber ich höre wohl. Hier auf den Hof kommen jahraus, jahrein wenige Menschen, und wes Menschenstimme ich einmal vernommen habe, den vergess' ich nicht und erkenne ihn mit meinem Ohre wieder!"

Herr Nicolaus antwortete mit keinem Laut, er hatte sich an einen Balken zurückgelehnt und saß völlig im Dunkel. Der Emdener Ratsherr aber fuhr ungeduldig gegen den Alten fort:

„Nein, deine blutigen Propheten suchen wir nicht. Sie modern längst auf den Richtstätten, aber ihr Wahn hat Söhne und Enkel angesteckt, und wir wollen sie ihr

Wesen nicht treiben lassen, bis es zum zweitenmal kommt, wie in Münster. Ihr wißt nichts von Wiedertäufern?"

„Nichts, als was sich vor vierzig Jahren begeben," rief der Blinde. „Als wär' es gestern geschehen, weiß ich, wie damals Entflohene aus Münster ins Emstal kamen, vor den Bluträchern Schutz zu suchen, und wie sie in die Welt zerstoben."

Herr tom Plan wendete sich nach dem Herd zurück und gab Friedrich einen Wink, ihm zu folgen. Gleich darauf verließ der Moorhofbauer den Raum und man sah ihn quer über den Hof nach seiner Scheuer schreiten. Tom Plans Blicke flogen ihm nach, dabei sagte der Ratsherr: „Dieser Mann weiß etwas — wir dürfen nicht ohne weiteres hinweg von hier!"

„Weiß etwas!" — fiel spöttelnd Herr Nicolaus ein. „Jawohl, die alten Geschichten von Matthiesen und Jan von Leyden, von Knipperdolling und Krechting, gut beim Torffeuer, um spinnenden Dirnen die Haut fröſteln zu machen."

„Ihr versteht Euch schlecht auf das Volk hierzuland, Herr Nicolaus," rief der Emdener gereizt. „Der Alte war heftig erregt, schon die harmlosen Fragen des Jungherrn nach den Leuten im Moor machten sein Gesicht zucken, und da er von den Täufern in Münster sprach, klang seine Stimme zitternd und seltsam! Der Alte weiß etwas — alt oder neu — und ich meine, wir sollten nicht alle von dannen reiten."

„Wenn er ein heimlicher Wiedertäufer ist, so habt Ihr einen wundersamen Weg eingeschlagen, Herr Kurt," sagte Nicolaus Lorenzen. „Ihr habt ihm rundweg gesagt, daß wir den Täufern nachstellen, und er kann sich nun hüten. Aber tut, was Ihr mögt, greift ihn und laßt ihn peinlich befragen!"

In Friedrichs Gesicht schlug bei diesen Worten helle Glut auf, der Ratsherr von Emden schüttelte mit sichtlichem Verdruß das Haupt:

„Der Moorhofbauer ein Täufer? Mit Vergunst, Herr Niclas, so viel wissen wir bei uns von den Leuten im Emstal, daß es nicht der peinlichen Frage bedarf! Der Alte verabscheut die Wiedertäufer wie uns Evangelische — trotzdem kann er von ihren Schlupfwinkeln und Wegen wissen! Ich bin der Meinung, daß wir hier auf dem Hof den Jungherrn mit einigen Reitern lassen, um jeden, der kommt und geht, wohl zu überwachen. Wir reiten nach Leer und schicken Streifer nach beiden Seiten des Flusses — Ihr werdet sehen, daß wir zum Ziel kommen.“

Herr Nicolaus Lorenzen schien währenddes die Frage erwogen zu haben und zu einem Entschluß gekommen zu sein. In seinem Gesicht zeigte sich der harte, hochmütige Ausdruck wieder, und er sagte aufstehend:

„Ihr werdet sehen, daß wir Zeit und Mühe verlieren. Aber es sei, wie Ihr sagt! Nur meine ich, daß wir hier Veit mit drei Knechten und nicht den Jungherrn lassen, der mit uns reiten mag.“

Herr Friedrich, dessen Antlitz sich beim Vorschlag des Emdeners fröhlich erhellt hatte, wendete sich jetzt unmutig hinweg. Der junge Walter stand in seiner Nähe, er flüsterte ihm zu: „Du siehst, er trägt den Gedanken nicht, daß ich vierundzwanzig Stunden frei von ihm bleibe!“ und strebte vom Herd wieder dem Haustor zu. Doch hielt er inne, als er die Antwort tom Plans vernahm:

„Nicht also, Herr Nicolaus! Ihr dürft schon der Reiter halber dem Veit nicht höhere Ehre zuwenden, als Eurem leiblichen Vetter! Der Jungherr muß bleiben, und ich will für ihn einstehen, daß er's an sich nicht fehlen läßt.“

„Du hast einen rasch vertrauenden Freund an Herrn Kurt gewonnen,“ sagte der Ratsherr von Hamburg zu dem jungen Mann, der wieder zum Feuer trat. „Ich will keinen Einspruch tun, halte dich klug und gehab' dich wohl! Laßt uns aufbrechen, Herr tom Plan — damit wir vor Nacht nach Leer kommen.“

„Ihr seid heute seltsam, Herr Nicolaus, bald kalt, bald hitzig!“ entgegnete der Emdener. „Erst muß Euer Vetter wissen, was er zu tun hat, wir haben Abrede über Weg und Zeit zu nehmen.“

„Tut, was Ihr wollt,“ sprach Herr Nicolaus. „Ihr treibt diese Sache, Ihr mögt sie auch ordnen. Ich will indes die Reiter satteln lassen, und hoffe, daß Ihr nicht zu lang' verzieht.“ Damit stand er von dem Schemel auf und ging über den Hof, nach dem Stall, in dem sie vorhin die Rosse geborgen hatten.

Die Reiter folgten ihm großenteils nach, nur Walter und zwei andere hielt Friedrich zurück.

„Ihr bleibt mit mir, wir werden einige Tage hier im Hof hausen! Was sagen wir dem Bauern, Herr Kurt? Soll ich ihn als Gast ansprechen oder wie im Krieg ohne Worte im Haus bleiben?“

„Tut das erstere. Ihr werdet besser wählen,“ antwortete der Ratsherr von Emden. „Behaltet alles wohl im Auge, spürt in der Umgegend, hört, ob dem Blinden oder seinen Knechten ein Wort entfällt. Streift Ihr nach dem Moor, so laßt die Rosse dahinten und schaut Euch lieber nach einem Kahn um. Entdeckt Ihr etwas, so sendet uns Botschaft nach Leer. Vor allem habt acht, ob Leute auf dem Hof einsprechen, die der Bauer nicht an seinem Herde sitzen läßt.“

Der junge Mann hörte aufmerksam die Worte Herrn

Kurts und geleitete diesen auf den Hof hinaus. Eben zogen die Reiter ihre Pferde aus dem Stall, im Getümmel des Aufbruchs erteilte Herr Nicolaus mit lauter Stimme seine Befehle, und niemand achtete auf den Hofherrn, der am Tor seiner Scheuer stand und lauschte. Der Regen begann nachzulassen, ein Strahl der untergehenden Sonne blitzte zwischen den Wolken hindurch und beleuchtete das Bild, das der Hof darbot. Die Reiter, die sich aufschwangen, die Knechte des Bauern, die auf die klirrenden Waffen und die bunten Wämser mit Neugier hinstarrten, sahen nicht, wie Herr Nicolaus seinen jungen Verwandten herzuwinkte. Selbst Herr tom Plan vernahm nichts von der Zwiesprache der beiden. „Achte wohl auf mein Wort," sagte der Ratsherr von seinem Pferde herab. „Bist du ein Mann, der auf eignen Füßen zu stehen vermag, wie du dich oft wider mich gerühmt hast, so zeig es hier. Ich glaube nicht, daß Herr tom Plan recht hat. Hat er aber, stößest du auf Täufer und Taufgesinnte, so triff sie ohne Zaudern mit der Schärfe des Schwerts. Rotte die Frevler aus, tilge sie hinweg!"

„Ohne Verhör — ohne Urteil und Recht?" fiel der junge Mann ein, dessen Züge sein innerstes Erschrecken deutlich genug aussprachen.

„Ich sehe schon, daß du zum Regiment nicht geschaffen bist," entgegnete höhnisch Herr Nicolaus. „Glaubst du, daß es unsere Absicht sei, die Gefängnisse von Hamburg mit den Rottenstiftern und Schwärmern zu füllen? Tu, wie ich dir sage — zeig dich wie ein Mann, der Dank des Rats soll dir nicht fehlen, und erkenn' ich, daß ich mich in dir geirrt, so will ich abstehen von der Heirat mit Langenscheidts Tochter, und du sollst dir ein Weib suchen, das dir gefällt. Bringst du mir aber Gefangene,

bürdest Hamburg die Kosten und mir die Last auf — so sprich nie wieder ein Wort, daß du auf eigenen Füßen stehen willst und kannst!“ —

Ohne ein anderes Abschiedswort ritt der Ratsherr dem Ausgang des Gehöfts zu, Herr Kurt tom Plan grüßte vom Rosse herab die Zurückbleibenden, und gönnte selbst dem blinden Bauer einen kargen Dank für die Aufnahme. Herr Friedrich, betäubt und bestürzt vom Zuletztgehörten, blickte den Abziehenden so unverwandt nach, daß sein Vetter drohend auf ihn zurückschaute. Walter mußte den Jungherrn erinnern, daß der blinde Bauer um weitere Herberge angesprochen werden solle. Friedrich wandte sich zum Alten und teilte kurz sein Begehr mit. Der Moorhofbauer tat wiederum keine Frage, er wies auf ein Gelaß, in dem er Stroh und Heu bewahrte, und sagte kurz: „Herrenraum hab' ich nicht im Haus, und wollt Ihr bleiben, so müßt Ihr Euch strecken und fügen! Wer ungeladen kömmt, darf um Bett und Mahl nicht rechten!“

Damit ging er hinweg. Friedrich befahl den Reitern, die müßig umherlehnten, auf alles im Hause ein Auge zu haben — doch den Blinden und sein Gesinde schalten zu lassen. Mägde kamen erst jetzt herzu und wagten die Ställe zu beschicken. Vorhin, beim Hereinbruch so vieler Bewaffneten, waren sie in das Dunkel der Scheuern geflüchtet. Es war sehr leicht zu sehen, daß allen im Gehöft das Bleiben der Fremden lästig dünkte. Aber auch Friedrich wäre jetzt lieber aufgebrochen. Ihn hatte es verlangt, fern von Herrn Nicolaus zu bleiben, — insgeheim blitzte der Wunsch auf, der Erscheinung im Moor nachzuspüren. Erst bei den Worten des Ratsherrn, seines Vetters, trat ihm der erteilte Auftrag mit seinen möglichen Folgen vor Augen. Wohl dachte er daran, mit welchem

Widerwillen er diesem Zug gefolgt sei, und schwur sich, der blutigen Weisung nicht zu gehorchen, was auch kommen möge. Und doch konnte er nicht hindern, daß ihn beim Gedanken an den verheißenen Lohn ein Schauer erfaßte, daß er tief Atem holen mußte! Er sollte frei vom Druck werden, sollte die schwere Hand nicht mehr über sich fühlen! Fast hätte er beten mögen, daß sein Zurückbleiben vergeblich sei, daß die Stunde der Versuchung ihm fern bleibe. Als sein Blick auf Walter fiel, erinnerte er sich der Zwiesprache vom Nachmittag, und einen Augenblick überkam ihn das Verlangen, jetzt zu tun, was er so oft geträumt: den grauen Hengst aus dem Stalle zu ziehen und die Straße nach Westen zu suchen. Aber in der nächsten Minute verwarf er den Gedanken und schalt ihn Fahnenflucht.

Während er zwiespältig, unschlüssig Vergangenes und Künftiges bedachte, entging dem jungen Mann das Gegenwärtige. Mit einiger Unruhe bemerkte er nun, daß der blinde Hofherr weder in seiner Scheuer, noch drinnen am Herd zu erblicken war. Walter und die beiden andern Reiter hatten ihn nicht beobachtet, eine Frage an die Knechte blieb ohne Antwort. Herr Friedrich streifte durch den Hof, trat in das Eichengehölz, das das Haus vor dem Nordwestwind schirmte. Er prüfte achtsam die Wege nach dem Fluß, die ganzen Umgebungen des Moorhofs. Weder den Bauer noch sonst einen Menschen nahm er wahr, und verdrossen entfernte er sich mehr und mehr in die Felder, die um den Hof herum und längs der Ems lagen. Er stieß auf Knechte des Blinden, dieser selbst war nicht zu sehen.

Und doch hatte der Alte, dicht vor den Augen des Jungherrn, denselben Stall betreten, in dem die Pferde der Fremden noch wieherten. Von einem Gerüst an der

Hinterwand störte sein Anruf einen Schläfer auf, der vorhin, während die Reiter eindrangen, nicht einmal erwacht schien, jetzt aber bei seinem Namen sich aus dem Stroh wirrte, in dem er lag.

„Was soll's?" fragte er den Blinden, der dicht vor ihm stand.

„Kennst du den Weg nach dem Friesenhof im Moor? Zu den Hütten beim Friesenhof, Hinrich?" klang die Gegenfrage. Der Liegende, ein alter Heideschäfer, dessen brauner Kittel von der Wolle seiner Tiere bereitet war, blickte erschrocken auf den greisen Bauern und sagte zögernd:

„Den Weg zum Friesenhof? — Ich bin ihn vor zwanzig Jahren einmal gegangen — dann habt Ihr verboten, daß einer von uns nach jener Seite des Moors treibe. Ich weiß kaum, ob der Friesenhof noch steht!"

„Aber die Leute dort leben? Das weißt du doch?" fuhr der blinde Hofherr fort. Der Schäfer richtete sich vollends auf und sprang auf seine Füße, um sich zu vergewissern, daß er nicht falsch höre. Den ernsten, fast feierlichen Ausdruck im Gesicht seines Herrn sah er auch im Halbdunkel des Stalls und entgegnete nun:

„Ich denk' es und habe seit lange nicht gehört, daß eines unter ihnen gestorben wäre! Sie senden hier und da zu mir nach Kräutern, und wenn ihre Kühe nicht Milch gaben, haben sie manchmal einen Eimer vom Moorhof erbeten. Wollt Ihr auch das nicht dulden?"

„Du mußt diese Nacht den Weg zum Friesenhof machen. Du mußt den Leuten dort sagen, daß Reiter im Land streifen, daß ihre Missetat noch nicht vergessen ist unter den Menschen, und daß sie Zuflucht suchen mögen, wo sie können!" sprach der Blinde.

„Ihr laßt die Leute dort warnen — Ihr, der sie

scheut wie die Pest — und nie einen von ihnen sahet und spracht?“ rief der Schäfer.

„Ich lasse sie warnen, Hinrich, weil Gott sie ansehen und richten wird. Sie haben mit Kindern und Kindeskindern seit vierzig Jahren fern von den Menschen im Moor gelebt, ich glaube, die Menschen haben ihr Recht an sie verloren. Und die heute hier waren, hatten nie ein Recht! Such den Weg zum Friesenhof und sage ihnen, was ich dir geheißen.“

„Ich will es tun, sobald der Tag graut. Bei Nacht fänd' ich den Weg nicht,“ antwortete Hinrich. „Der Hof liegt drei Stunden von hier, mitten zwischen dem nassen Moor. Auch haben sie Gräben gezogen und den Bach vertieft, ich glaube nicht, daß einer zu ihrer Wohnstätte gelangt, den sie nicht einmal selbst geführt haben.“

Der Blinde sagte kein Wort mehr, er verließ den Schäfer und schritt sicher zwischen den Hürden dem Stalltor zu. Er befahl Hinrich noch, den fremden Pferden Futter zu reichen, und ging dann zu seinem Wohnhaus. Am Herdfeuer saßen zwei der Reiter und Herr Friedrich. Walter strich noch zwischen den Scheuern umher. Der Jungherr war von seinem vergeblichen Weg in Busch und Feld gereizt zurückgekommen, er rief dem Greise entgegen:

„Wo wart Ihr geblieben? Wir riefen nach Euch!“

„In meinem Schafstalle,“ sagte der Bauer ruhig. „Ihr habt eure Pferde dort, und wenn ich nicht Sorge für sie getragen hätte, würden sie sich übel genug befinden.“ Friedrich wendete sich ab, obschon der Blinde die Röte der Beschämung, die seine Wangen überflog, unmöglich sehen konnte. Er schichtete frischen Torf auf das Herdfeuer und suchte mit den Knechten, die ihr Nachtmahl ein=

nahmen, zu sprechen. Aber bald ward er, bald wurden seine Reiter der einsilbigen verdrossenen Erwiderungen müde.

Friedrich erhob sich zuerst, um den Raum zum Schlafen aufzusuchen. Er ließ den Bauern und dessen Knechte vernehmen, daß er eine wechselnde Nachtwache ordnete, und beobachtete scharf ihre Mienen dabei. Aber diese blieben gleichmütig, es schien, daß alles Tun und Treiben der ungeladenen Gäste die Bewohner des Moorhofs nicht berührte. Sie boten, bis auf den Hofherrn, keinen Nachtgruß, und unter Fluchen über das ungastliche Volk warfen sich endlich die Reiter auf ihre Strohbündel. Bald verstummte alles im Moorhof, nur der Tritt des Wachthaltenden klang auf dem festgeschlagenen Boden. Stunde um Stunde verrann, kein Laut, außer dem Aufbrüllen einer Kuh, dem Wiehern der eigenen Rosse, ward von dem sorglich Lauschenden gehört. Die Felder umher, der Eichenkamp und der Strom lagen schweigend, von den Nebeln der feuchtkühlen Sommernacht umwogt. Kein Wunder, daß der Wachteifer der Reiter erlahmte. Als mit der ersten Dämmerung Herr Friedrich selbst aus der Scheuer trat, um Walters Stelle einzunehmen, blickten beide umher und nahmen so wenig wahr, als die andern zuvor. Denn Hinrich, der Schäfer, der in diesem Augenblick aus einer Luke des Gehöfts in den anstoßenden Busch stieg, drückte sich lautlos und ohne einen Zweig zu verschieben hinter dem grünen Wall hinweg, kroch in seinem braunen Kittel über den Weg und richtete sich erst in die Höhe, sobald er wußte, daß ihn die dichten Nebel über dem Moor verbargen. Dann schritt er frank und mit voller Sicherheit dem dunklen Wasser zu, das vom Moor herüber zur Ems schlich.

Auf dem Gehöft blieb es auch nachher tief ruhig,

bis sich die Knechte zur Morgenarbeit erhoben und die Reiter ihre Pferde nach dem Strom führten, sie zu tränken und zu reinigen. Herr Friedrich sah währenddes vom Herdfeuer aus, wohin ihm der Moorhofbauer Milch und Brot bringen ließ, dem kommenden Tag ins Auge. Es war der erste, den er mit dem Gefühle, frei und Herr seiner Schritte zu sein, begrüßte. Er durfte heute seinen Weg selbst suchen, und war sicher, ihn von Herrn Nicolaus' grollendem Antlitz nicht gekreuzt zu sehen. Er hätte aufatmen, aufjauchzen mögen, — doch das Bewußtsein seines finstern Auftrags verließ ihn nicht und der Zweifel, was er zunächst zu tun habe, gesellte sich hinzu. Walter, der zuerst kam, um das Frühmahl zu teilen, riet ihm, gemeinsam vom Strom aus an einem Nebenfluß vorzudringen; er hatte erkundet, daß alte Wege vom Emstal durch das Moor nach Westfriesland hinüberführten. Nach kurzem Besinnen wies indes der Jungherr den Vorschlag des Reiters zurück:

„Wir würden viele Tage brauchen, bis wir nur eine erste Spur fänden, wenn wir ungeteilt bleiben, Walter. Diesen Morgen wollen wir uns zerstreuen, und jeder mag vom Strom aus ein Stück die Pfade erspähen, die nach West und Ost ins Land führen. Es muß sich zeigen, welche betreten sind, — am Abend finden wir uns hier zusammen und morgen wählen wir einen mit Bedacht und nicht auf gut Glück!" Walter blickte den jungen Gebieter überrascht und mit Besorgnis an. Friedrich erriet leicht, was ihm durch den Sinn blitzte. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Gewiß, Walter — am Abend finden wir uns zusammen, ich reite nicht heimlich von dannen!" Er verschwieg aber auch jetzt die Begegnung vom Mittag des gestrigen Tages und verriet nicht, warum er für sich den rückwärts nach

dem Lindenhügel liegenden Teil des Landes wählte, um die Pfade zu erkunden. Der Hofherr und seine Leute, die im Raum ab und zu gingen, achteten weniger als je auf die Fremden. Sie sahen ihnen nicht nach, als diese gemeinsam durch den Eichenkamp schritten, und nur weil einige Knechte auf das Feld zogen, nahmen sie wahr, daß sich die Reiter, die ihre Pferde im Gehöft zurückließen, oberhalb der Felder trennten. Der Jungherr wendete sich nach Südwest, die drei andern in verschiedenen Richtungen gegen das Moor hin.

Die Sonne war inzwischen aufgegangen, lichter Tag lag über der weiten Ebene, der Tau auf den Wiesen verschwand schon, der warme Morgen ließ einen glutheißen Mittag ahnen. Friedrich Lorenzen schritt denselben Weg, den er gestern mit den beiden Ratsherrn und der Reiterschar gekommen war. Sobald er sich allein sah, strebte er eifrig, und ohne auf die Gegend umher und die Pfade, die sich vielfach verschlangen und kreuzten, zu achten, dem Hügel mit den Linden zu. Was ihn trieb und drängte, wußte er selbst kaum. Er sagte sich lachend: „Wenn Vetter Niclas meinen Weg ahnte, würd' er höhnend sagen, hab' ich nicht recht über ihn? Kaum sieht er sich frei — so gelüstet's ihn, einer fremden Dirne nachzulaufen!" — aber er tat darum keinen Schritt zögernder. Das Bild des Mädchens stand lebendig vor seiner Seele, er wollte und mußte wissen, wer sie war und warum ihn ihre Erscheinung fremd und doch wieder vertraut ergriffen hatte. Friedrich hatte niemals Torheit und Freiheit der Jugend gekostet — das neue Gefühl, von keinem Auge bewacht, keinem Einspruch gehemmt dahinzuschreiten, erfüllte ihn ganz, seine Brust hob sich, und mit immer schnellern Schritten gelangte er nach der grünen Anhöhe, die weit

über die Gegend hin mit ihren mächtigen Baumkronen sichtbar war.

Er klomm den Hügel hinan, wo sie gestern die Pferde angepflöckt hatten. Im feuchten Moos stieß er auf die Spuren des Mahls, er sah die Stelle, wo Herr tom Plan geruht, und blickte vom Abhang jenseit der Linden auf das Moor hinaus. Die dürftigen Buchweizenfelder, die Gräben, die Lachen zwischen den dunkeln Erhebungen des Bodens, fernhin eine Sandzunge mit wucherndem Heidekraut unterschied er jetzt im Morgenlicht besser, als gestern in der Mittagsglut. Aber die Gestalt war nicht zu gewahren und, so scharf er weithin spähte, kein anderes Zeichen von Leben erkennbar, als was er schon am Tage zuvor entdeckt hatte. Die Sonne zerteilte auch über der fernen Fläche die Nebel, der Umkreis erweiterte sich, aber in all der Öde erblickte er keinen Punkt, der ihm Hoffnung eines Zieles eingeflößt hätte. Der junge Mann stieg endlich hinab und versuchte den Pfad wieder zu finden, dem er gestern gefolgt war. Er gelangte bald genug zu der braunen Flut, jenseit deren er das Mädchen zuerst und zuletzt deutlich erblickt, ihre Züge und die Schönheit ihrer Gestalt erkannt hatte. Unschlüssig wie gestern prüfte er die Lache, und da er nirgend eine Furt entdeckte, entschloß er sich rasch, sie zu umgehen. Doch fand er es schwierig, zwischen den nassen, einsinkenden Stellen des Moors die zu erreichen, die einen Pfad abgaben, und je höher der Tag stieg, um so unsicherer wurde der Gang. Im flirrenden Sonnenstrahl schien der Boden oft trocken, und wich dennoch unter den tastenden Tritten des jungen Mannes. Nach stundenlangem Mühen gewann er die Heidestrecke, die gleich einer Insel aus der braunen Einöde des Moors ragte. Schwärme surrender Insekten flogen

um die roten Blüten, die Heide, in die sich Friedrich zu kurzer Rast streckte, war brennend heiß. Und vor sich und hinter sich blickte er auf eintönig dunkle Flächen, so daß ihn fast ein Grauen überkam. Jetzt erst schalt er das Suchen nach dem fremden Mädchen Torheit! Wie wollt' er die finden, die vielleicht am äußersten Saum der stundenweiten Ebene lebte, vielleicht in einer der Heiden, deren sich mehrere in der Ferne vom dunkeln Boden abhoben. Wie er da lag mit müden Gliedern, mit brennendem Durst, mit mattem Blick auf die Moorferne, hätte ihn der Vetter Ratsherr schauen sollen, um des Abenteuerlustigen zu spotten! Und doch — sobald er des Ratsherrn und seiner Sippen und Hamburgs gedachte, faßte ihn ein trotziges Entzücken, so weltfern, so frei und allein zu sein. Wär' es mit gesunden Sinnen zu träumen gewesen — er hätte in diesen Einöden bleiben mögen, allem Druck von daheim für immer zu entrinnen.

So indes mußte er an den Rückweg denken, der Tag war verloren. „Gebe Gott, daß Walter und die andern auf ihrer schnöden Suche nicht glücklicher gewesen sind, als ich auf der meinen," murmelte er im Erheben vor sich hin. Der Pfad war jetzt leichter zu finden, — so sehr auch Friedrichs Seele vorhin von einem Wunsch und Gedanken erfüllt war, er hatte doch scharf auf jede Windung des gewonnenen Weges geachtet, und gelangte in nicht halb der Zeit zur Umgebung des Lindenhügels, die er beim Vorwärtsdringen gebraucht hatte. Daß er minder wohlgemut daherschritt, als am Morgen, nahm ihn nicht wunder. Als er in die Nähe der Stelle kam, wo gestern das Mädchen verschwunden war, stand plötzlich das Bild wieder vor seinen Augen, wie ihr im Entfliehen die Kopfhülle entfiel. Und als er nun wahrnahm, daß

diese jetzt nicht mehr auf jener Stelle liege, durchzuckte ihn die Gewißheit, daß die Fremde wiedergekehrt sein müsse. Hatte sie noch gestern im Unwetter oder heut am Morgen diesen Boden betreten, war sie ihm entgangen, während er eifrig nach ihr suchte? Mit verstärkter Gewalt kehrte die Empfindung zurück, die ihn gestern erfaßt und diesen Morgen durch die Einöde getrieben hatte! Er stieg die Höhe hinan — aber ehe er droben war, klang ein plötzlicher Schreckruf mit seinem eignen freudigen Aufschrei zusammen: und indem er mit einem Sprung empor auf dem Hügel stand, hinderte er den Sprung abwärts, den eine Fliehende versuchen wollte. Zitternd sank sie dicht vor Friedrichs Füßen nieder: es war das fremde Mädchen, das er gestern erblickt hatte und das jetzt aus dem Schatten der Linden aufgescheucht war. Ihr Gesicht, aus dem große dunkle Augen hervorleuchteten, richtete sich flehend zu ihm empor. — Er war seiner selbst so wenig mächtig, daß er ihr beinahe den Weg freigegeben hätte, ihm zum zweitenmal zu entrinnen. Er stand vor ihr — kaum minder, nur in anderer Weise erschrocken, und da er die Hand am Schwertgriff hielt, wagte die Unbekannte keinen Schritt. Erst als sie wiederum einen Laut schmerzlicher Angst hören ließ, fand Friedrich ein Wort zu ihr:

„Was zitterst und stöhnst du, Mädchen? Fürchtest du Gewalt — schau' ich aus wie ein Mörder?"

„Wer Gewalt hat, braucht Gewalt; du trägst ein Schwert!" sagte sie, in ihrer Stellung verharrend. Ihre Sprache, ihr Ton klangen anders, als die des Landvolks umher, fremdartig wie ihre Erscheinung. Der junge Mann löste ruhig den Gürtel, an dem er das Schwert trug, so daß es zwischen ihm und ihr in das Moos glitt:

„Bist du nun ruhig? Aber knie nicht vor mir — steh' auf oder sitze, wie es dir gefällt.“

Sie zitterte noch immer. Das blasse bräunliche Antlitz zeigte in jedem Zug ihr Verlangen, zu fliehen, doch auch, daß der Bann der Furcht über ihr lag. Friedrichs Worte schien sie nicht zu hören — und minutenlang war sie wie abwesend. Dann sagte sie stockend, aber leidenschaftlich:

„Willst du nicht Gewalt brauchen — willst du barmherzig sein, so laß mich fliehen und sieh mir nicht nach. Mir bringt es Heil, dir wird's der Vater lohnen, wenn du mir Gnade erweisest.“ Der Jungherr stand bestürzt — beim Worte „der Vater“ erfaßte ihn der Gedanke, daß die Fremde der verhaßten Schwärmersekte angehören möge. Sein Antlitz verfinsterte sich, indem er fragte: „Du bist aus der Gemeinschaft der Täufer?“

„Ich bin — die ich sein muß,“ entgegnete das Mädchen, und zum Ausdruck der Furcht gesellte sich der des Trotzes. „Wenn du mich töten willst, so tue es hier und gleich, laß mich nicht von deinen Genossen quälen.“

Sie beugte sich auf das Moos hernieder, ihren Nacken gleichsam darbietend. Im Herzen des jungen Mannes regte sich tiefes Mitleid mit der Armen, er erschrak vor der Wirkung seiner Frage, und indem er dem blassen bebenden Mädchen die Hand reichte, sie aufzurichten, sagte er rasch:

„Ich schwöre dir, daß ich dir kein Leid tun und dich frei von hier gehen lassen werde, wohin du begehrst!“

„Schwöre nicht! — aber ich will dir glauben,“ rief das Mädchen, wieder emporblickend. Sie zitterte nicht so heftig als zuvor, die Angst verschwand aus ihren Zügen, nur ein scheuer Ausdruck blieb ihr auch jetzt und schien

ihr zu eigen. Statt aufzustehen, sank sie noch mehr zurück, doch kniete sie nicht länger vor dem jungen Manne, sondern saß ihm gegenüber. Friedrich stand unschlüssig, erregt und nach Worten suchend. Je länger er auf diese jugendliche Gestalt in dem groben, einfach geschnittenen Gewande, auf dies Gesicht blickte, um so seltsamer ward ihm zumute. Sein Blut wallte, er fühlte Teilnahme und Furcht zugleich, dabei beschlich ihn wieder und wieder die Empfindung, als kenne er ihr Antlitz nicht erst seit dem vorigen Tage. Er raffte sich zu einer neuen Frage zusammen, die die Fremde unmöglich erschrecken konnte:

„Wie heißest du, Mädchen? Kommst du jeden Tag hierher?“

Sie sah ihn mißtrauisch zaghaft an. Aber Friedrichs blaue Augen, die mit teilnehmendem, nicht forschendem Ausdruck auf ihr ruhten, schienen ihr Mut zur Antwort einzuflößen.

„Hilla heiß' ich,“ versetzte sie. „Hierher kam ich bis heut oft um die Mittagszeit — weil ich diese Bäume liebe. Ich werde niemals wieder hier sein!“

„Und woher kommst du, warum willst du diesen Platz meiden, Hilla?“ fuhr der junge Mann fort. Sie schüttelte den Kopf, ihre Lippen bewegten sich mehrmals, als hielte sie ihre Erwiderung zurück, endlich rief sie herb:

„Wärest du edel und wolltest mild und barmherzig sein, du fragtest mich nicht! Du kommst aus der Welt und gehst in die Welt. Du zitterst nicht, wenn dir Menschen begegnen, und mußt nicht zu Gott um Errettung bitten, wenn du von einem Auge gesehen wirst. Du kannst frei auf allen Wegen gehen und lernst nicht den Tieren in der Heide ab, wie du dich verbergen sollst. Freue dich deines Glücks — aber frage mich nichts mehr!“

Friedrich fühlte sich von der Rede Hillas durchschauert — sie blickte sehnsüchtig verlangend nach dem grünen Emstal, nach der Welt hinüber. Sie pries sein Glück — dem er gern zu jeder Stunde entflohen wäre. Sein Mitleid, sein Anteil wuchs, aber doch konnte er den Ausruf nicht unterdrücken:

„Du trägst die Schuld, Hilla, wenn du zittern und bangen mußt. Reiß den verdammlichen Irrtum aus deinem Herzen, löse dich von der Wiedertäuferrotte, — rette Seele und Leib! —“

Er hielt plötzlich inne; mitten im evangelischen Eifer, der ihn erfaßte, fiel ihm bei, daß sie vielleicht nie ein anderes Wort, als das ihrer Genossen gehört habe und das seine nicht verstehen könne. Aber er traf auf einen Blick des Mädchens, der ihn verwirrte, und sah ihr Antlitz von leichter Glut überhaucht:

„Du bist zur Welt gekommen, wo dein Vater und deine Mutter gelebt haben! Du mußt das Geschick deiner Eltern tragen und wirst nicht gefragt, ob es dir wohlgefällt. Der Vater aber ist überall und wer in ihm ist, kann auch Weh erdulden, das er nicht verschuldet hat!“

Friedrich Lorenzen verstummte vor der Wiedertäuferin, die jetzt aufrecht vor ihm stand. Sie hob ihren Fuß zum gehen, sie sah ihn bittend an — ihm war's, als dürfe er sie nicht von hier lassen. Er hatte schier vergessen, wo und wer er sei, jetzt mahnte ihn der flehende Ausdruck ihres Gesichts daran. Noch eine Frage, eine Warnung hatte er auf der Lippe. Doch war er schon zur Seite getreten, die Gestalt des Mädchens glitt an ihm vorüber. Ihre Hände winkten ihm den Dank, daß er sie entrinnen lasse, und Abschied zugleich. Sie stieg den Hügel hinab — noch sah er ihr nach. Aber vom Rande des Moors

kam ein letzter bittender Blick, er gedachte ihres Worts und trat unter das Laubdach der vordersten Linde, um ihrem Pfad nicht mit den Augen zu folgen. Überwältigt vom Erlebnis wie von der Mühsal des Tags warf er sich in das Moos — auf dem Platze, von dem sie in die Welt geblickt hatte, aus der sie gebannt war.

Hilla folgte zuerst mit flüchtigen Schritten dem Wege, den Friedrich gestern und heute gefunden hatte. Als sie aber an die Flut kam, die den jungen Mann beide Male aufgehalten, stieg sie, das Gewand emporraffend, an der Stelle in das braune Wasser, die am tiefsten schien. Steine mußten hier liegen, leicht und sicher gelangte sie hinüber, jenseits zogen sich Gräben, zwischen den Schilflachen, den einzelnen Höhen des Bodens geführt, oft unterbrochen, daß niemand einen zusammenhängenden Weg dort geahnt hätte. Das Mädchen glitt über den Boden, durch die Gräben, zwischen den Sümpfen schnell dahin. Ihre Art hatte etwas von der eines flüchtigen Tieres. In nicht viel über einer Stunde legte sie einen Weg zurück, der sie weit über eine Meile von dem Lindenhügel hinweg nordwestlich in das Hochmoor hinein führte. So oft sie freie Stellen betrat, die Gräben verließ, blickte sie mit ängstlicher Spannung, aber mit sicherem scharfem Auge um sich, und näherte sich mehr und mehr einer Heidestrecke, die im Glanze der sich tief nach Westen neigenden Sonne schimmerte.

Hier schien ihr Ziel. Aufatmend, mit hochklopfendem Herzen stand sie auf den ersten Matten still. Die Heide senkte sich zwischen zwei Rücken des Hochmoors wie ein Tal, ein dürftiges Kieferngebüsch bestand sie nach Nord, am Moor ragten Hütten aus Reisern und Torf erbaut, aus denen Rauch wirbelte. Lange Buchweizenfelder liefen

von der Heide in ausgetiefte Flächen des Moors — auf ihr selbst weidete eine Zahl von den kleinen braunen Schafen dieser Landstriche.

Aus dem Grund der Vertiefung ragten Tor und Dach eines kleinen Hofes hervor, ein altverfallener Steinbau, der mit dem Torf des Moors, mit Stroh- und Schilfdächern wieder wohnlich gemacht schien. Das Ganze atmete Abgeschlossenheit — ängstlich schienen die dürftigen Felder hinter den Höckern des Moors angelegt, versteckt waren die Körbe, aus denen Bienenschwärme flogen — sorglich wachte der Mann bei den Tieren, daß keines über den Rand der Heide hinausirrte.

Hillas Kommen störte die Beschäftigung niemands. Einige Männer und Frauen schnitten mit Sicheln ein Feld, ein Mädchen von Hillas Alter, die ihr unter dem Tor des Hofes begegnete, trug den Arbeitern Milch zu. Sie grüßte mit freundlichem Nicken, — und schaute verwundert auf, als Hilla hastig und fast zitternd sagte:

„Wo ist Vater Berndt?“

„In seinem Gelaß — was hast du?“ entgegnete die andere, auf deren Gesicht sich fast der gleiche scheue, ängstliche Zug zeigte, den vorhin der junge Mann auf dem Antlitze Hillas gesehen hatte.

Ohne Antwort zu geben, verschwand die Gefragte in dem Haupthaus des Hofes, das vom Erdgeschoß des ehemaligen Steinbaus gebildet wurde. Ihr Tritt hallte durch den Herdraum, zur Seite desselben trennte eine Art Tür, aus Schilf und Binsen kunstreich geflochten, ein kleineres Gemach vom großen Raum. Hinter ihr blickte ein greiser Mann, dessen Antlitz Furche an Furche zeigte, und dessen Kraft von Alter und Krankheit gebrochen schien, der Kommenden entgegen. Das düstre, tief leidende Antlitz

des Alten erhellte sich bei Hillas Erscheinung. Es schwebte etwas wie ein Lächeln um die dünnen Lippen, und die welke, zitternde Hand legte sich in die des Mädchens. Um seine Glieder hing ein langes Gewand, in Stoff und Farbe den Kleidern gleichend, die Hilla und alle Bewohner der einsamen Heide trugen. Er hatte sich von dem mit Fellen belegten Sitz erhoben, der samt einem rohen, zum Tisch dienenden Brett, auf dem wenige Bücher lagen, die ganze Ausstattung des Gemachs bildete. Nur an der grauen Steinwand im Hintergrund hing ein wunderlicher Schmuck: eine schwergoldene Kette, daran eine rohgeprägte Münze, auf der ein scharfes Auge die Jahreszahl 1534 erkennen konnte.

Eine Bibel, die auf den Knien des Alten gelegen hatte, war beim Eintritt Hillas auf den Sitz geglitten. Er hätte sich gebückt, sie zu erheben, allein er nahm die heftige Erregung des Mädchens, ein nie zuvor erblicktes Leuchten ihrer Augen wahr und fragte alles andre vergessend: „Was ist dir begegnet, mein Kind? Was treibt dich heim, Hilla?“

„Ich bin dem Tod entronnen, Vater Berndt,“ sagte Hilla, in der Erinnerung erbebend. „Wider deine Warnung war ich am Mittag zum Lindenhügel gegangen. Ich fand ihn leer und meinte wie in allen Sommern dort ungesehn ruhen und auf die ferne Welt schauen zu können. Aber kaum lag ich im Moos, — so sprang, aus dem Moor kommend, der junge Reiter vor mir auf, der mich gestern verfolgt hat, und diesmal entfloh ich nicht — er ließ mich entrinnen, nachdem er mit mir gesprochen.“

„Und du sagtest ihm, Kind?“ — der Greis sprach nicht aus, er schien vor seiner eigenen Frage zu schauern.

„Nichts — nichts, als daß ich Hilla heiße. Eher

hätt' ich mich töten lassen, als euch verraten. Er weiß nicht, welchen Weg ich ging, er war mild und gütig gegen mich!"

Die Blicke des Greises ruhten auf der jugendlichen Gestalt. Hillas Antlitz war gesenkt, schwere Tränen quollen aus den dunkeln Augen, sie schluchzte heftig:

„Ich werde nie wieder zu den Linden gehn, — ich werde hier beim Hof leben und sterben. Du sagtest sonst oft, daß Gott uns einen Tag senden könnte, Vater Berndt — ich sehe den Tag nicht mehr!"

Der Alte verstand das Gefühl, das die Jugend des Mädchens überwältigte. Sie hatte sich zu seinen Füßen gesetzt und sah wie trostsuchend zu ihm auf. Aber der Ausdruck seines Gesichts war noch schmerzlicher, als der des ihren.

„Gott straft uns am härtesten im Weh derer, die wir lieben," murmelte er. „Zehntausendfach lieber nähme ich nun den Tod auf mich, dem ich entflohen, wenn ich euch allen — zumal dir, Hilla, mein Kind, die Pforten des Lebens öffnen könnte! Das Los der Kinder und Kindeskinder bedachten wir nicht, als wir, in diese Öde flüchtend, in Hunger und Kälte, in jeglichem Mangel unsre Frevel büßten — und uns doch des gewonnenen Daseins erfreuten! Es muß enden, daß ihr unter Sünden leidet, an denen ihr keinen Teil habt! Doch wenn ihr hinaustretet, schutzlos und hilflos — so ist euch das Verderben gewiß! Wirst du den jungen Reiter, will er dich wiedersehen, Hilla?"

„Nie, nimmer!" rief das Mädchen. „Keinen Schritt gehe ich wieder von euch, keinen von dir, Vater Berndt. Aber Detlev sage noch heut und zum letztenmal, daß er nie wieder um mich werben mag. Ich will keines Mannes

Weib sein, es soll kein Kind von mir in der Heide und im Moor seine Höhle graben und vor dem Auge der Menschen fliehen."

Jedes ihrer Worte erschütterte den Greis sichtlich. Er rang nach Entgegnung, doch nur dumpfe, unverständliche Laute des Wehs kamen über seine Lippen. Hilla nahm kaum wahr, daß ihr Schmerz ihn tief beugte, als sie ihre Tränen unterdrückte und schweigsam vor sich niedersah. Aber ehe noch der Greis seiner heftigen Bewegung Herr ward, klangen wieder Tritte und diesmal männliche durch den Herdraum. Ein junger Mann, nach Gesicht und Tracht von verwildertem Aussehen, die Spuren der Arbeit im Moor an sich tragend, das Antlitz gerötet, trat in das enge, kahle Gemach. Er grüßte den Greis und das Mädchen:

„Friede sei mit dir, Vater Berndt! Friede sei mit dir, Hilla! — Ich trage leidige Botschaft. Vor einer Stunde kam zu uns in der Heide, wo wir ein neues Feld zu gewinnen suchen, Steffenhinrich, der Schäfer des Moorbauern draußen an der Ems. Sein Herr läßt uns sagen, daß Reiter im Land streifen, daß unsre Missetat noch nicht vergessen sei unter den Menschen, und wir Zuflucht suchen möchten, wo wir könnten! Etliche der Reisigen lagern im Moorhof, andre sind nordwärts gezogen, und der Schäfer schien zu meinen, daß sie nicht so bald weichen würden."

„Wo sollen wir Zuflucht finden?" fragte Hilla erregt. „Wenn uns die Öde nicht mehr schirmt, wohin sollen wir fliehen?"

„Wir fliehen auch nicht," sagte der junge Mann trotzig entschlossen. „Sie sollen uns schwer finden, und wenn sie vom Moorhof am Wasser herkommen, nimmer.

Selbst Hinrich, der Schäfer, hat den Friesenhof nicht wieder erblickt und ist in vielen Stunden nur zu uns in der Heide gelangt. Kämen sie aber doch, so kann das Moor ihrer viele verschlingen."

Die hellen Augen des jungen Mannes zeigten ein unheimliches Feuer, aber der Greis, der seine Botschaft mit Fassung vernommen hatte, blickte ihn so an, daß er sie niederschlug.

„Lastet nicht Mord auf eure Seelen, haltet euch rein von den Sünden der Väter! Verbergt euch, wenn es zum äußersten kommt — ihr kennt die Stelle. Flüchtet zu rechter Zeit alles Gerät dahin, womit wir uns gefristet und dem Boden das Leben abgewonnen haben. Besser wär's freilich, euer Elend und dies Dasein in der Einöde endete! Lebte Franz von Waldeck noch, der vor vierzig Jahren Bischof zu Münster war, so würd' ich sprechen, gehe hin, Detlev, tritt vor ihn und sage ihm, daß von den Männern, die ihm einst Münster verwüstet, die ihn und die Christenheit bekriegt haben, einer seiner Rache entronnen, einer noch am Leben ist. Sag' ihm, die Zangen, mit denen Johann von Leyden und Knipperdolling zerrissen wurden, könnten noch einmal glühend gemacht werden für den, dessen Zunge zuerst zum Aufruhr gemahnt, dessen Wort Tausend und Abertausend ins Elend gestürzt hat, für Berndt Rothmann! Er würde, wenn er das hörte, euch kein Haar krümmen — des bin ich gewiß."

Der Alte sank matt auf seinen Sitz zurück. Detlev hatte ihn mit düsterem Schweigen gehört. Hilla suchte dem Erschöpften, irr vor sich Hinblickenden beizustehen.

„Höre nicht, was er sagt," flüsterte sie dem jungen Manne zu. „Uns ist er ein Vater — ohne seinen Rat, seinen Zuspruch wären unsre Väter und Mütter hier

elend verdorben! Wenn er nicht mehr ist, dann kommt wohl ein Tag, wo wir von hier fliehen und, so Gott will, ein neues Leben beginnen mögen."

„Das ist dein Traum, Hilla — du allein begehrst hinaus in die Welt," unterbrach sie Detlev finster. „Wir andern verlangen nicht danach, die Felder, die wir dem Moor abgewonnen und mit unserm Schweiße gedüngt haben, zu verlassen. Du allein, seit du dich weigerst, nach dem Willen des Vaters und unserer Sitte mein Weib zu werden, blickst aus unserm Gottesfrieden hinaus!"

Das Mädchen kämpfte sichtlich, bei dem Worte Gottesfrieden nicht in lautes, bittres Lachen auszubrechen. Sie wendete sich von dem Zürnenden hinweg und antwortete ihm erst, als sie sich gefaßt:

„Ihr alle begehrt wie ich, nicht immer Ausgestoßene, Gehetzte, Gebannte zu bleiben. So lange wir hier sind, wird es nie anders sein als heute. Auch wenn keine Reiter nach uns streifen, werden wir die Täufer heißen, und alles Volk umher wird uns scheuen! Der Blinde im Moorhof hat uns Gutes erwiesen, er warnt uns vor der Gefahr, aber an unserm Herd wird er niemals niedersitzen, noch wir an dem seinen!"

Der junge Mann wurde bittrer und gereizter — er faßte das Mädchen unsanft am Arm:

„So geh' doch hinaus in deine Welt — laß uns hier zurück. Du kannst mit uns Schlimmes erfahren, wenn die Reiter Feld und Hof entdecken und wir uns zu den Gruben flüchten müssen! Sie können uns die Ernte zertreten, die Herde davonführen, die Hütten verbrennen — ein harter Winter, Hunger und Leid kann folgen, geh' in deine Welt, so lange die Sonne scheint!"

Da erwachte der Alte aus dem wirren Halbschlummer,

in den er gesunken war. Die Worte Detlevs schienen an sein Ohr geklungen zu sein, aufblickend und strafend rief er:

„Laß Hilla in Frieden! Sie teilt Not und Leid getreu, sie hat vierzehn Wochen an deinem Bett gesessen, als du am Moorfieber daniederlagst!“ — „Laß ihn schelten, Vater Berndt,“ sagte Hilla. „Er weiß, daß ich nicht von hier weichen werde, als bis ihr alle weichen könnt. Und er schmäht mich nur, weil mein Herz sich nicht zu seinem Willen neigt!“

Sie wollte aus dem Gemach eilen, Detlev hielt sie zum zweitenmal zurück. In dem Antlitz des jungen Mannes war ein seltsames Gemisch von Liebe und Zorn, von Trotz und Scheu zugleich ersichtlich. Gepreßt sagte er:

„Wer soll Hilla danken, was sie an uns tut, wenn er doch von ihr verschmäht wird?! Will sie Leid mit uns teilen, warum nicht auch Freud' — warum nicht alles, was wir haben? Wir waren einträchtig, bis du begonnen hast hinauszuverlangen, bis du mir versagtest, was ich in Gottes Namen begehrte.“

„Deinen Dank bedarf ich nicht,“ entgegnete das Mädchen. „Versagt hab' ich's in Gottes Namen, weil ich fühle, daß unser Elend einmal enden muß. Wir müssen es tragen — warum sollen wir's auch Kindern vererben? Ich will zu den Gruben im Moor mit euch gehen, aber nach mir sollt' es niemand, wenn ich euren Sinn zu lenken wüßte! Jetzt komm', Detlev, Vater Berndt zürnt uns noch wegen des leidigen Zwistes! Wir wollen hinaus, wollen beschicken, was not tut!“ Hilla erriet, daß der Greis dem Gespräch der beiden mit wachsendem Wehgefühl lauschte. Ihre eigene Erregung beherrschend, so daß der jüngere Mann nicht ahnen konnte, was das Mädchen eben dem Greis vertraut hatte, zwang sie, voranschreitend,

Detlev, ihr zu folgen. Er schien noch mehr als ein Wort auf dem Herzen und der Lippe zu haben, und ging ihr verdrossen nach. Sie traten miteinander in den Hofraum. Zwischen den Torfmauern stand schon eine Gruppe der Bewohner, Männer und Frauen von reifem Alter, nur ein Knabe und das junge Mädchen, dem Hilla zuerst begegnet, zwischen ihnen. Alle waren beschäftigt, Ackergerät und den dürftigsten Hausrat auf eine hölzerne Schleife zu laden, alle zeigten ängstliche Eile und blickten forschend von Zeit zu Zeit über die blühende Heide und die Öde des Moors dahin. Als Detlev und Hilla sich zu ihnen gesellten, grüßten sie still und fuhren emsig mit ihrem Tun fort. Dann brachen sie auf, um die wertvollste Habe in den Gruben zu bergen, die sie draußen in den Senkungen des Hochmoors angelegt. Es schien nicht das erstemal, daß sie diese Arbeit der Sorge und Furcht verrichteten.

Über der Heide und der endlosen dunkeln Ebene leuchtete währenddes der letzte Abendschimmer. Tief im Abend umgaben rote Wolken die sinkende Sonne, während sonst der Horizont von dem blaßgrünen Duft überhaucht erschien, der der Dämmerung voraufgeht. Keines von allen, die jetzt die Schleife über Heide und Torfhügel dahinzogen, sah nach dem lichten West, aller Augen blieben auf den dunklen Saum des Moors im Ost gerichtet, von woher ihnen die Gefahr kommen sollte. Nur karge einsilbige Worte wurden zwischen ihnen gewechselt, die Männer schienen zu hoffen, daß ihr Hof und ihre Felder den streifenden Reitern entgehen würden.

„Wenn uns nicht einer der wenigen verrät, die draußen von uns wissen,“ sagte Detlev, als sie mit einbrechender Nacht die Gruben erreichten, „so haben wir

diese Arbeit sicher umsonst getan. Der Hof liegt wunderbar versteckt, das haben unsre Väter verstanden."

„Sie hatten es Grund!" erwiderte ein älterer Mann, und der tiefe Seufzer, der seiner Rede folgte, belehrte Hilla, daß nicht ihr allein das Herz schwer war. Sie arbeitete mit heißem Eifer, sie strebte, nur an den Augenblick zu denken und den Mittag zu vergessen. Doch war's vergebens. So oft die Männer von den Spähern, den Verfolgern sprachen, die sie bedrohten, so oft dachte sie des jungen Reiters, der sie hatte entrinnen lassen. Beim Beginn der Nacht sah sie über die weite Fläche, die vor ihr lag, und wenn ihre Augen den Lindenhügel nicht erreichten, so flogen ihre Gedanken weit über ihn hinweg. Sie rührte sich gleich den andern, aber kein Wort kam über ihre Lippen, das jenen Hillas Geheimnis verraten hätte.

Im tiefsten Dunkel war die Arbeit beendet. Die Bewohner des einsamen Hofes rüsteten sich zur Rückkehr. Beim Morgengrauen beschlossen sie ihre Felder zu schneiden und die Frucht zu bergen. Für die Nacht übernahmen Detlev und zwei andere Männer zu wachen — Hilla wollte sich zu ihnen gesellen. Aber der junge Mann wies sie rauh zurück:

„Wir gehen nicht bis in die Welt, Hilla, wir bleiben im Moor! Du magst im Hofe wachen, wenn du nicht ruhen kannst."

Das Mädchen, in deren Antlitz es schmerzlich zuckte, kehrte sich dennoch stillschweigend hinweg. Sie dachte des Greises, der vielleicht ihrer Pflege bedurfte, und ging mit den andern. Doch wandte sie sich mehr als einmal zurück, den Gestalten nachzusehen, die nach Ost über das Moor schritten. Je weiter die Nacht vorrückte, um so mehr wuchs ein Gefühl dumpfer Angst in ihr, bald war ihr,

als müsse sie die Männer, die dort im Dunkel verschwanden, hierherrufen, bald, ihnen nacheilen. Ihr bewahrtes Geheimnis lag wie eine schwere, niederbeugende Last auf ihrer Seele. Und dazu fühlte sie, wie sie ihrer selbst nicht mehr mächtig war. Immer regungsloser, immer unwillkürlicher richtete sich ihr Blick hinüber, wo meilenfern das Emstal lag. Sie sah Strom und Bäume, Mauern und Dächer deutlich vor sich, die sie nie erblickt, wie Schatten glitten die Flächen der Heide, des Hochmoors an ihr vorüber, und plötzlich erkannte sie sich selbst. Mit blassem Gesicht, mit wirr herabfallendem Haar, im braunen Gewande, saß sie auf einem starken grauen Pferde, der junge Reiter hinter ihr, sie stützend. Sie ritten nicht in die Weite, sie sah Roß und Reiter und sich selbst dem einsamen Hof zutraben, aus dem ein einziges halb verdecktes Licht schimmerte. Und wie ihre Augen sich starrer und starrer durch das Dunkel bohrten, sah sie, daß dort der Greis ihr und dem Reiter entgegentrat und vom Pferde half, während sie hier zwischen den Heimkehrenden dem Tore des Hofes erst zustrebte. Da brach ihre Kraft, und mit einem lauten Aufschrei stürzte sie mitten in der Heide zusammen. Die Frauen drängten sich mitleidig um sie, sie aber, sich rasch emporrichtend, sah zitternd noch einmal nach dem Friesenhof. Das einzelne Licht schimmerte nahe dem Boden, das Tor war offen, aber niemand in ihm. Die Erscheinung war verschwunden, und Hilla stand beschämt, zitternd zwischen den Frauen, die sie mit Fragen bestürmten. Sie mußte sich schelten lassen, daß sie angstvoller als alle sei, und erwiderte nichts. Als sie indes dicht an den Hof gelangt war, blickte sie durch das Fenster, das zum Gemach des Greises gehörte. Mit ihr lauschte das andere junge Mädchen.

„Vater Berndt schläft ruhig, Else," sagte Hilla rasch und entschlossen. „Du magst in seiner Nähe bleiben. Mich leidet's in dieser Nacht nicht im Hofe, ich muß zu denen, die über uns wachen. Detlev soll mich nicht wieder zurücktreiben, ich muß!"

Und ehe Else oder eine der Frauen etwas entgegnen konnte, zog sie das dürftige Gewand fester um die Schultern und schritt über die Heide zurück, durch den kühl daherstreichenden Nachtwind und in die dunkle Öde hinaus, — mit Schnelle und Sicherheit der Spur der Männer folgend, die sich vorhin von ihnen geschieden hatten und nach Ost gegangen waren.

Zur Stunde, wo Hilla im wachen Traum den jungen Reiter wiedererblickte, dachte dieser mit banger Teilnahme der Wiedertäuferin. Als sie diesen Mittag in den Moorgräben bei dem grünen Hügel verschwand, hatte sich Friedrich überwunden, ihr nicht nachzusehen. Er war bestürzt und betäubt von der seltsamen Begegnung, die er zuvor so eifrig gesucht hatte. Die Sonne stand schon tief, als er sich endlich vom Moos zwischen den Linden erhob, um den Rückweg zum Moorhof anzutreten, in dem er seine Genossen finden mußte. Er ging den Weg in unschlüssigem Sinnen, wie er das Erlebte vor sich und anderen verbergen solle. Ihn überkam mit eiserner Gewalt die Furcht vor der kommenden Stunde. Wenn einer seiner Reiter, wenn Herr Nicolaus und Herr tom Plan Spuren gefunden hätten, daß im Moor sich Wohnstätten verbargen, — was würde, was konnte geschehen? Der junge Mann eilte rascher zwischen den Feldern dahin, von quälenden Gedanken vorwärts getrieben, in Zweifeln und Sorgen, die er bis diesen Tag nicht gekannt. Was er tun und lassen solle, wußte er nicht, nur eine Gewißheit lebte in ihm:

der Fremden durfte kein Haar gekrümmt werden, er selbst mußte sie, wenn es not tat, schützen. Er sann schon nicht mehr, warum ihn die Erscheinung des Mädchens, bei allem Abscheu vor ihren vermeinten Genossen, so tief ergriff. Es war, und daß es einmal nicht so gewesen, lag in seinem Sinne weit hinter ihm!

Es dämmerte, als er den Moorhof erreichte. Die Herde ward eben eingetrieben, ein Wagen mit Garben schwankte auf dem letzten Teil des Wegs vor ihm her, bei der Scheuer stand, wie gestern, der blinde Hofherr, alles, was vorging, mit seinem Lauschen so gut überwachend und lenkend, als wenn sein Augenlicht nicht erloschen wäre. Er hörte den Jungherrn kommen, hielt aber an sich, bis Friedrichs Gruß erklang.

„Eure Reiter sind oft am Tage hier gewesen und haben nach Euch geforscht. Einer von ihnen ist vor einer Stunde aufgesessen und stromab geritten,“ sagte der Moorbauer rauh, gleichgültig und doch gespannt auf jeden Ton des jungen Mannes lauschend. „Einer! — welcher? warum ist er fort?“ fragte Friedrich erregt.

„Der, den Ihr Walter nennt. Er kam seit Mittag dreimal auf den Hof, er fragte nach Euch und ward mit jedem Mal jäher und rastloser! Zuletzt fluchte er lästerlich, sattelte sein Pferd und sprengte davon, daß mir's noch in den Ohren schallt.“

Friedrichs Herz pochte ungestüm, er atmete schwer — dies alles klang unheilvoll. Hatte Walter Wiedertäufer gefunden und flog den Ratsherren nach, sie auf die Spur zu führen? Einen kargen Trost fand er in der Gewißheit, daß er um die gleiche Stunde, wo Walter zuerst nach ihm gefragt, selbst das Wiedertäufer-Mädchen auch gewarnt hatte. Sie mußte jetzt längst bei den Ihren —

den Schwärmern sein, alle konnten sich geflüchtet haben! — Auf der Schwelle des Herdraumes sah er die beiden andern Reiter, die ihm Herr tom Plan gestern vertraut. Sie waren nach ihrem Bericht weit über die Heide, zwischen den Sümpfen, gestreift, hatten jedoch nichts gefunden, als verlassene Torfgräberhütten, deren es viele im Hochmoore gebe. Von Walter wußten sie nichts, waren ihm nicht begegnet, und zuletzt wieder auf den Hof gekommen, als er schon nach Norden geritten war.

„Aber hier bei dem trotzigen Bauernvolk selbst spür' ich manches," setzte zuletzt Konrad, der langgewachsene Bremer mit dem trotzig rohen Gesicht, hinzu. „Ein alter Bursch im braunen Schäferkittel geht auf dem Hofe ab und zu, raunt mit dem blinden Schelm, der uns Übles sinnt, und ich kann schwören, daß ich ihn sagen hörte, wir würden Not haben, unsere Schwerter und Stiefeln aus dem Moor heimzubringen und nach keinen Gefangenen Begehr tragen."

Friedrich achtete nicht sonderlich auf die Anklage des Reiters, — er trat ins Haus, an den Herd, wo wieder, wie gestern, das Torffeuer glühte, trotz der Tageshitze, die in den offenen Raum gedrungen war. Er schob sich einen Schemel zum Herd und saß lange, ohne ein Wort zu seinen Reitern oder dem Hofherrn zu sprechen, der ihm ins Wohnhaus gefolgt war. Speise und Trank wies er nicht zurück, aber indem er dem Leibe sein Recht gewährte, war leicht zu sehen, daß sein Sinn bei anderen Dingen weilte, als bei dem vor ihm rauchenden Bohnengericht.

Wie es dunkler und dunkler in dem großen Raume wurde, der sein Licht nur durch das offene Tor nach dem Gehöfte hin empfing, wuchs die Unruhe des jungen Mannes. Der heiße Tag hatte ihn ermattet, und doch hätte er um

keinen Preis den beiden Reitern folgen mögen, die zu ihren Strohbündeln gingen und fest schliefen, als Friedrich einen Blick in den Raum tat. Im Hofe schien niemand seine rastlose Weise zu beachten. Die Knechte des Moorbauers verschwanden einer nach dem andern, zuletzt saß nur der Blinde am Herd und lauschte den Schritten seines Gastes, den es vom Wohnhaus über den Hof und vom Hoftor wieder zum Wohnhaus trieb.

Nur einmal brach der Alte das Schweigen. Friedrich war wieder dicht neben ihn getreten und starrte regungslos in die glühende Asche. Plötzlich legte sich die Hand des Blinden auf seine Schulter, und mit eintönig eindringlicher Stimme sagte er: „Wenn Ihr saht, was Ihr nicht suchen solltet, so schließt Eure Augen. Laßt das Gericht dem Herrn und maßt Euch nicht an zu strafen, wo nicht wider Euch gefrevelt ward.“

Der junge Mann fuhr aus seinem finstern Hinbrüten auf und wandte sich zu dem greisen Hofherrn: „Was wißt Ihr von den Leuten im Moor? Wer sind sie? Seit wann leben sie dort?“ — „Ich weiß nichts von Leuten im Moor — mich verlangt es nicht, von ihnen zu wissen,“ entgegnete der Bauer. „Wißt Ihr etwas, so tut nach meinen Worten, und Ihr werdet Ruhe finden.“

Friedrich wollte zürnend erwidern — doch der Alte schritt vom Herd hinweg zur Kammer, in der sein Lager stand. Der junge Mann ging wieder nach dem Gehöft und blickte noch einmal auf die schlummernden Reiter, ohne sich ihnen zuzugesellen. Ihm war so schwer zu Sinn wie nie, selbst in den trübsten Tagen daheim nicht. Noch gestern hatte er von Freiheit, von einem Ritt ins Weite geträumt, und jetzt — um des fremden Mädchens willen hätte er gern zu Hamburg am Abendtisch des Rats-

herrn gesessen und die Schmähungen des Harten ertragen! Er vergaß, was er noch diesen Morgen empfunden hatte, und rechtete bitter mit sich, daß er nicht besser auf Hillas Sicherheit gedacht, um ihrer selbst willen nicht ernster nach ihrem Wohnort geforscht hatte. Der Blinde mußte von ihr und ihrem Wohnort wissen — aber ihm war kein Wort zu entreißen, und so rückte die Nacht Stunde um Stunde vor und Friedrichs stumme Sorge und Rastlosigkeit wuchs.

Er verließ den Hof und stieg durch die Felder zu einer kleinen Anhöhe unweit des Eichenkamps hinauf. Die Nacht war lichtlos — das Tal entlang schied sich nur der Streif des Wassers von der Dunkelheit, in der Felder, Gehege, Baumwuchs und Wiesen zusammenflossen. Nach West, wo das Moor lag, blickte Friedrich unverwandt.

Plötzlich war ihm, als sähe er dort ein Licht auftauchen, verschwinden und wieder auftauchen. Schien es weithin über die Ebene und verriet Hillas Wohnstätte? Oder war es ein Irrlicht aus den Sümpfen, die sich meilenweit über das Land zogen? Er heftete sein Auge schärfer auf den fernen Schein, geraume Zeit trat jener auf einem Punkte aus der Finsternis hervor — dann aber war kein Zweifel, daß er näher und näher kam, sich dem Flußtal zu bewegte. Und jetzt glaubte der junge Mann auch die Art des Lichtes zu erkennen — es mußten Fackeln sein, die hoch getragen wurden. Erregt, des Schlimmsten gewärtig, stieg er von der Anhöhe und suchte den Pfad längs der Ems. Einen Augenblick verschwand der Schein, im nächsten war er auch hier ersichtlich, und zu gleicher Zeit schlug Hufschall an Friedrichs lauschendes Ohr. Kehrte Walter mit den Ratsherren von Leer zurück, oder kamen sie aus dem Hochmoor, aus dessen Richtung

das Licht zuerst erglänzte? Immer schneller wurden die Schritte des Jungherrn dem nahenden Reiter entgegen. Er mußte den andern voraussprengen, denn der Fackelschein, der so grellrot die Nacht durchdrang, war noch nicht zu den Feldern heran und der Hufschlag erklang schon zwischen ihnen. Über die Stoppeln hinweg, auf den Pfad zum Moorhof einlenkend, flog der Reiter näher, als ihn Friedrichs Anruf traf: „Walter! Woher und wohin?“

„Wir haben sie — wir hoben das Teufelsnest aus!“ jauchzte der Reiter, sein Pferd zum Stehen zwingend. „Gott sei Lob, Jungherr, daß Ihr hier seid, wir trugen schon Sorge um Euch!“

„Wen habt Ihr?“ sagte Friedrich tonlos, obschon er keiner Antwort bedurfte.

„Drei Männer und ein Weib,“ rief Walter. „Ich fand diesen Morgen die Spur zu ihren Höhlen im Moor — ein Mann hier vom Hof mußte den Weg kurz zuvor gemacht haben! Ich kam zweimal und dreimal zurück, Euch zu suchen, zuletzt besorgt' ich, daß auch Ihr einen Fund getan hättet, aber in die Hände der Schwarmgeister gefallen wäret. Es litt mich nicht länger, ich jagte nach Leer und mahnte die Herren dort auf. Herr Niclas, Euer Vetter, spottete meiner und glaubte mir nicht, aber Herr tom Plan trieb zum Aufbruch. Wir kamen bei Nacht auf das Moor und ich verlor schon den Weg, auf den ich so sicher gemerkt. Aber unsere Reiter streiften rechts und links — den armen Werner von Osnabrück haben wir leider im Sumpf verloren. Und just um Mitternacht wird's gewesen sein, als wir plötzlich ein Feuer sahen und es umstellten. Vier fielen in unsre Hand — dort kommen sie! — Hellauf, Jungherr, wünscht mir Glück, es war mein erstes Reiterstücklein!“

Doch kein Laut kam über Friedrichs Lippen. Hätte der Reiter im Nachtdunkel das Gesicht des jungen Mannes zu erkennen vermocht, so todesblaß, so verzerrt von Entsetzen und ohnmächtigem Grimm, ihn würde ein Grauen erfaßt haben. Dort herab leuchteten die Fackeln, dort klang der Lärm des herankommenden Reitertrupps, ihm sah Friedrich mit einer letzten verschwindenden Hoffnung entgegen.

„Welch ein Weib fingt ihr? Eine Alte?“ preßte er mühsam, halb von Sinnen, hervor.

„Nein, eine junge Dirne — soviel ich bei Nacht sah, eine schöne Teufelin!“ sagte Walter lustig, und rief zugleich über das Feld die Kommenden an: „Der Jungherr lebt, ist nicht in die Hände der Baalsrotte gefallen!“

Aus dem Reiterzug ließen sich grüßende Stimmen vernehmen. Friedrich zwang sich, einige Schritte vorwärts zu tun, und da er die Augen nicht hinwegwenden konnte, starrte er wie gelähmt auf die Kommenden. Zwischen den Reitern, den Fackeln, deren schwarzer Rauch im Nachtwind weithin quoll, erkannte er schon jetzt Hilla! Ein Strang schnürte ihren Arm an den Sattel . . . sie wankte mit halbgeschlossenem Auge daher. Detlev und die zwei andern Männer aus dem Moor trugen Ketten und wurden vorwärts gestoßen, hinter allen trabten die Ratsherren von Emden und Hamburg. Herr tom Plan hob sich vergnügt im Sattel, Herr Nicolaus blickte finstrer, würdevoller als je vor sich hin und nahm Friedrich noch nicht wahr. In der nächsten Minute jedoch, wo die ersten Reiter den jungen Mann erreichten, dessen Auge auf der frostzitternden Gestalt der Gefangenen ruhte, sah Herr Nicolaus auf. Eben hatte auch Hilla ihr Auge geöffnet, ihr Blick traf auf Friedrich und ein dumpfer Laut des

Wehs entrang sich ihrer Brust! Sie wandte mit einer Gebärde des Abscheus sich alsbald wieder hinweg, — Friedrich hatte erfaßt, daß ihm dieser Abscheu galt — der Ratsherr aber im gleichen Augenblick das blitzartige Aufleuchten im Antlitz des gefangenen Mädchens wahrgenommen. Er sah seinen jungen Vetter mit blassem, schier verstörtem Gesicht vor dem Blick der Fremden erbeben, und ohne ihn zu grüßen, eilte er mit drohender Miene an ihm vorüber.

Dem jungen Mann aber wäre in diesem Augenblicke das zürnende Antlitz aller Ratsherren der ganzen Hansa ein Spott gewesen! Aus seinen Zügen wich der Ausdruck schmerzlicher Betäubung, finsterer Ernst trat an dessen Stelle. Der Blick der Gefangenen hatte in Friedrichs Seele den Entschluß entzündet, sie zu befreien — koste es und komme, was da wolle! Er folgte gesammelt dem Trupp, der, die Nachtstille mit wildem Lärm erfüllend, zum Moorhof eilte und gegen die Mauern des Gehöftes wie zum feindlichen Überfall heranbrauste. Als die Reiter durch das Tor quollen, unter höhnenden Worten die Gefangenen nach der Scheuer trieben, ihre Fackeln am Stroh der Dächer abstrichen, klirrend in alle Räume des Wohnhauses eindrangen, da erwachten nicht bloß die beiden schlummernden Reisigen. Der blinde Hofherr, seine Knechte und Mägde erhoben sich, und während die letzteren grollend und der Gewalt weichend zum Herd flüchteten, trat der Bauer unerschrocken die beiden Ratsherren an, die beifällig zuschauten, wie Hilla und die gefangenen Männer im Innern der Scheuer an starke Pfosten gefesselt wurden. Friedrich stand abseits, er kämpfte seinen Drang nieder, zuzuspringen und der rohen Gewalt zu wehren — er mußte ertragen, was er nicht wenden konnte, ohne die Hoffnung

drein zu geben, die er mitten im Grauen dieser Stunde gefaßt hatte. Er hörte die Worte des Blinden, der mit starker Stimme durch all das Getümmel rief:

„Gestrenge Herren, mein Hof ist nicht der Turm des Büttels, und ihr brecht hier herein, ohne mich, der frei auf seinem Erbe sitzt, auch nur zu fragen. Ihr treibt meine Knechte aus dem Stroh, Eure Reiter drohen, wie ich höre, mir das Dach anzuzünden — ich weiß nicht mehr, bin ich Herr im Moorhof oder seid Ihr es?“

„Wir wissen es selbst nicht, Alter!“ entgegnete scharf Herr Kurt tom Plan. „Bist du sicher, daß du nicht verdienst, zu diesen geworfen zu werden?“ — er zeigte auf die Gefangenen — „so trotze uns nicht! Wir werden hier weilen und tun, was unser Amt heischt, und du wirst dich fügen! Findet sich aber, daß du von denen im Moor gewußt hast, so gilt's auch noch ein Wort mit dir. Haltet den Bauern im Auge, ihr Burschen!“

Die letzten Worte wurden zu den Reitern gesprochen. Herr Nicolaus war während dieser Szene völlig stumm geblieben; als aber die Knechte sich allmählich zerstreuten und die Ställe des Gehöftes zu Lagerplätzen wandelten, als die Fackeln ringsum verloschen, winkte er dem jungen Vetter, ihm ins Wohnhaus zu folgen. Streng und finster ging er voran, den Blinden, der ihm im Wege stand, stieß er rauh und gewaltsam zur Seite. Friedrich blieb einige Schritte hinter ihm und sah noch aus dem Tor nach der Scheuer zurück, in der er Hilla gefesselt wußte und vor deren Tür zwei Reiter auf Strohbündeln Wacht hielten. Dem Ratsherrn entging dies nicht und die Zornader auf seiner Stirn schwoll mächtig. Doch sprach er bei allem Grimm zu Friedrichs Erstaunen gedämpft, als wolle er seine grollenden

Worte vor dem Hofherrn und den Knechten nicht vernehmen lassen:

„Was für Blicke wirfst du auf die wiedertäuferische Dirne? Brennt dir die sündige Glut innen so — daß sie hell herausschlägt, sobald du einen üppigen Leib erblickst, und ist das der Grund, warum du dich daheim dem Verlöbnis mit Elsbeth Langenscheidt weigerst? Hat dich's darum hinaus nach Bergen und London getrieben, um geheimer Buhlschaft zu pflegen? Sieh dich wohl vor, unter den Lorenzen hat ehrbare Zucht geherrscht, seit das Geschlecht blüht, und du sollst nicht am guten Leumund der Unsern rütteln!“

Dem jungen Mann war es, als folgte der zürnenden Rede des Gestrengen ein rauhes, heiseres Lachen — Herr Nicolaus selbst schaute wild auf und umher. Aber niemand war zu entdecken und so glitt der zornige Blick des Ratsherrn zu Friedrich zurück, der schweigend stand und aufatmete, daß Herr Nicolaus die Wahrheit nicht ahnte. Und doch schoß ihm das Blut ins Antlitz — er fühlte, daß ihn die Schönheit Hillas ergriffen, ihn vergessen gemacht hatte, wer sie war.

Das Hinzutreten Kurt tom Plans befreite ihn für den Augenblick. Der Emdener schien seit gestern verändert, an die Stelle behaglicher Ruhe war eifernde Tätigkeit getreten — auch jetzt kam er, mit Herrn Nicolaus vom Schicksal der Gefangenen zu sprechen. „Wir haben wenig zu tun,“ sagte der Ratsherr von Hamburg. „Die kaiserlichen Edikte aus den Provinzen galten auch in Friesland, laßt alsbald den Henker von Emden kommen, daß er die Rotte mit Feuer von der Erde hinwegtilge. Finden wir die andern, so geschehe ihnen das gleiche.“

„Nicht so hitzig, Herr Nicolaus, nicht so stürmend!“

entgegnete Herr Kurt. „Noch wißt Ihr, wissen wir nicht, ob sie Täufer sind, mit dem Scheiterhaufen haben wir Zeit bis Emden. Ich will wissen, ob Ihr glaubt, daß wir sie hier verwahren oder mit der Frühe unter sicherm Geleit weiterschicken sollen?"

„Tut, was Ihr mögt, wenn Euch mein Rat mißfällt!" rief zornrot Herr Nicolaus. „Wenn Eure Weisheit zweifelt, ob sie Frevler sind, ich bin es gewiß! Hätt' ich allein den Zug unternommen, so wahr mir Gott helfe, sie hätten schon den nächsten Morgen nicht mehr lebendig gesehen. Was soll nach Eurer Meinung denn geschehen, wenn wir nicht Gericht halten über sie?"

„Wir müssen die andern zuerst greifen. Ist es Euch recht, so teilen wir uns morgen. Ihr nehmt zwölf unserer Reiter und folgt den Spuren im Moor, die Walter sich zu finden getraut, ich reite ins Münsterland und biete dort die Amtleute auf!"

„Ihr sollt nicht sagen, daß ich Zwist und Hader mit Euch gesucht hätte, Herr Kurt," entgegnete der Ratsherr von Hamburg. „Wir wollen es halten wie Ihr meint." In seinen Mienen ging während dieser Worte eine Veränderung vor, die von niemand als von Friedrich bemerkt ward. Eine Art Freude blitzte in dem starren Gesicht auf, sowie Herr tom Plan sich wandte, und den jungen Mann überrieselte ein Schauer, als er in die Augen des Gestrengen sah. Auch aus ihnen sprach ein Entschluß, und vielleicht hätte Herr Kurt nicht so ruhig sein Lager neben dem Herd gesucht, hätt' er so fest und forschend in das Antlitz seines Genossen geblickt, wie Friedrich.

Schon graute der Sommermorgen, als die letzten im Haus sich zur Ruhe begaben. Die Knechte schlichen zu ihrem Lager über den Ställen, den Mägden hatte der blinde

Hofherr die Kammern des Wohnhauses geöffnet, sie vor dem fremden Reitervolk zu schützen. Am Herd schlief auf seinen Mantel gestreckt Herr tom Plan, — ihm gegenüber Herr Nicolaus. Nach Friedrich hatte niemand wieder gefragt. Er weilte noch immer im Herdraum und warf sich zuletzt auf die Truhe, die an der Vorderwand stand, um in sich Ruhe zu gewinnen und den nächsten Schritt zu bedenken. Wohl drängte es ihn, durch den Hof zur Scheuer zu eilen, der Gefangenen ein Wort des Trostes zuzurufen. Aber er mußte den Morgen erwarten, auch hielt ihn ein Gefühl des Argwohns in diesem Raum zurück. Herr Nicolaus hatte die Augen geschlossen, er atmete schwer, und doch war Friedrich überzeugt, daß er nicht schlummere. Fort und fort behielt er ihn im Auge, und so oft der Ratsherr sich aufrichtete, suchte er in dessen Mienen zu lesen und sich den Ausdruck zu deuten, den er zuletzt wahrgenommen hatte.

Entschlossen, was er selbst tun wollte, war der junge Mann seit dem Augenblick, in dem er Hilla gefangen daher führen sah. Das Mädchen mußte gerettet, geborgen werden — an ihre Genossen dachte er nicht, wohl aber fielen ihm jetzt die dunkeln Worte bei, die der blinde Hofherr diesen Abend gesprochen hatte. Würde der Bauer ihm beistehen, trotz des Heiligenbildes neben seiner Tür? Und was wurde aus ihm selbst, wenn er tat, was er jetzt erwog? Die Gedanken dieser Tage tauchten wieder auf, er mußte fliehen, mußte sich selbst ein Leben gewinnen, in der Heimat, neben dem Vetter, war seines Bleibens nicht mehr. Friedrichs Auge schloß sich nicht, ungeduldig sah er den Tag wachsen und durch das offene Haustor hereindämmern. Keine Zeit durfte verloren werden, — denn sicher war es Unheil, was der Vetter, der auf seiner Lagerstätte sich so unruhig hin und her warf, im Sinne trug.

Der Morgen glänzte endlich voll über dem Gehöft, die Reiter hatten sich erhoben, Friedrich sah mit pochendem Herzen von seinem Platz aus, daß jetzt Walter am Eingang der Scheuer Wacht hielt, den Gefangenen drinnen Wasser und Stücke schwarzen Brotes reichen ließ. Im Herdraum war zum erstenmal seit Jahren das Torffeuer erloschen, aber niemand von den Bewohnern des Hauses erschien, es wieder zu entzünden. Friedrich sprang zuletzt auf und trat selbst an den Herd, in der Asche nach Funken störend. Da richtete sich auch Herr Nicolaus in die Höhe und sagte:

„Laß das! Wir bedürfen kein Feuer, wir reiten sofort. Du kommst mit mir — ich werde dich keinen Tag mehr außer Augen lassen!"

Auch Herr tom Plan erwachte. Er sah verwundert um sich, und als er hörte, daß weder der Hofherr noch sein Gesinde sich gezeigt, lachte er hellauf:

„Sie zürnen uns, daß wir ihren Hof ungebeten zur Herberge für Missetäter entweiht haben. Dies Volk hierzuland ist störrisch und der Alte, der nur mit den Ohren sieht, der Trotzigste unter ihm."

Herr Nicolaus kehrte sich ab, als mißfalle ihm schon das Wort, das an diesen Bauern verschwendet ward. Er trat hinaus und gab Befehl zum Aufbruch. Die Reisigen gehorchten mürrisch und lässig, sie waren seit gestern mit Hin- und Widerreiten angestrengt worden, und noch verhieß die Miene des Ratsherrn kein Ende. Herr tom Plan erstaunte ob des Eifers, den sein Genosse entfaltete.

„Ihr wollt mich zum Säumigen machen, Herr Niclas," lachte er. „Aber wenn es sein muß, reite auch ich ohne Frühtrunk, und ich hoffe, Ihr sollt von mir hören. Wenn Ihr heut oder morgen einen Fang tut, so schafft sie alle nach Leer, der Moorhof dünkt mich kein sicherer Gewahrsam."

„Laßt mir die Sorge!“ sagte der Ratsherr von Hamburg. Er schied zwei von den Knechten aus, die Gefangenen zu bewachen und auf den Moorhof acht zu haben. Zwei andere gesellten sich zu Herrn Kurt — mit den übrigen vertraute sich Herr Nicolaus der Führung Walters. Der junge Reiter war so von seinem Glück erfüllt, daß er nicht wahrnahm, wie sich Friedrich kalt von ihm abwandte und ihm keines der freundlichen Worte gönnte, die er sonst jeden Tag an ihn gerichtet hatte. Walter saß, der erste von allen, schon zu Pferd und schwur, daß er jedes Nest der Täufer zu finden wisse, — wozu Herr Nicolaus beifällig nickte. Friedrich bestieg ohne ein Wort sein graues Roß, — er zwang sich, als jetzt die Tür der Scheuer geöffnet ward, nur einen flüchtigen Blick hineinzutun. Er sah, daß die Gefangenen auf den Garben des Kornes ruhten und mit stumpfem Gleichmut ihr Geschick zu erwarten schienen. Das Mädchen hatte die Augen geschlossen, — ihre Brust hob sich in schweren Atemzügen, sie schien während der Nacht viel geweint zu haben, ihr blasses Gesicht war fiebrisch gerötet. — Friedrichs Entschluß ward unerschütterlicher — er faßte noch im Hinwegreiten den klaren Plan zur Ausführung. Der Letzte im Zug, der sich, Herr Nicolaus und Walter voran, durch die taunassen Wiesen bewegte, nahm er den Moorbauer am Rande seines Eichenkamps wahr. Er lenkte sein Pferd zu ihm hin und sagte leis:

„Ihr mahntet mich gestern, Gott das Gericht zu lassen. Nicht ich trage die Schuld, wenn es anders kommt, nicht mit meinem Willen sollen die Armen in Eurer Scheuer verderben. Sprecht, wenn Ihr könnt, zu dem fremden Mädchen, und sagt ihr, daß der Reiter, der sie einmal entrinnen ließ, ihre Fesseln lösen wird, noch ehe

die Nacht kommt!“ Der Blinde horchte auf, sein Antlitz schien sich zu erhellen. Doch entgegnete er mit warnendem Ton:

„Weckt nicht Hoffnung, der Verzweiflung folgt! Ihr seid jung und habt Mut, aber nicht Macht! Was wollt Ihr tun?“

„Sagt dem Mädchen, was ich sprach!“ rief Friedrich. „Ich muß jetzt hinweg, wenn ich mein Wort lösen will.“

Er trieb sein Roß an und sprengte dem Zuge nach. Herr Nicolaus blickte eben nach ihm um und wies ihm mit strenger Handbewegung den Platz zu seiner rechten Seite an. Links ritt Walter — die andern Reiter folgten.

„Wir müssen uns noch mehr nach Nord halten, als gestern am Abend,“ sagte Walter. „Die Heide, auf der wir die Frevler trafen, streckte sich weithin, und nach der Aa hinüber schienen viele Sandzungen im Moor zu liegen.“

Friedrichs Blick leuchtete auf in Hoffnung. Die Wohnstätte der Menschen, zu denen Hilla gehörte, mußte viel tiefer nach Süd gelegen sein, — ein Weg durch das Moor nach Drenthe war es gewiß. Sobald es ihm möglich ward, zurückzubleiben, sich vom Zuge zu lösen, durfte er glauben, daß die Rettung des Mädchens gelinge. In heißer Ungeduld erwartete er den günstigen Augenblick; so oft er dem Ratsherrn ins Auge sah, schlug ihm das Herz höher, straffte sich der Zügel des Rosses in seiner Hand. Nicht ihm allein galt die finstre Strenge, nicht ihm das eisige Lächeln, mit dem Herr Nicolaus den Eifer Walters belohnte. Kein Zweifel, daß auch er einen Entschluß gefaßt hatte! Friedrich dachte der Mahnung, die ihm gestern aus dem Munde seines Vetters geworden, und meinte dessen Blicke nur zu gut zu verstehen.

Sie waren indes längst zum Rande des Hochmoors

gekommen. Walter ritt auf und ab, bald fand er die Spur seines gestrigen Weges. Er führte schmal über die trocknen Stellen dahin, sumpfiges Land blieb zu beiden Seiten, Herr Nicolaus mochte noch so finster dreinschauen, es ward notwendig, sich zu vereinzeln. Rechts und links tauchten Heiderücken auf, Knechte wurden entsendet, sie zu durchforschen. Friedrich verharrte noch immer an der Seite seines Vetters. Aber mit einem Auge, das von der Erregung wunderbar geschärft war, sah er schon jetzt die Stelle des Pfades, bei der er die Schar zu verlassen gedachte. Und als sie, eine Senkung des Moors, erreicht wurde, blieb er wie zufällig zurück. Bei dem letzten Blick, den er auf Herrn Nicolaus warf, sah er, daß er lange unvermißt bleiben werde. Mehr als einer der Reiter war jetzt vorauf — der Ratsherr mochte ihn unter diesen vermuten, niemand, wenn der Himmel nicht wider ihn war, würde meinen, daß er zurück nach dem Emstal jage! Er schloß die Augen, drückte dem Hengst die Fersen in die Weichen und hatte, als er zehn Minuten später wieder umblickte, den suchenden Reitertrupp schon aus den Augen verloren. Mit Windeseile, über Sumpfstellen, die man vorhin umgangen hatte, kühn hinwegsetzend, flog er dahin. Er betete zitternd um eine Stunde Vorsprung — und rastete nicht, selbst als er an den Fluß gelangte und an seinem Ufer zum Moorhof aufwärts ritt. Erst als ihm die Mauern des Gehöfts vor Augen standen, schöpfte er einen Augenblick Atem. Noch einmal überdachte er, was zu tun sei, klar stand es vor seiner Seele, blitzartig mußte es geschehen! Und nun trabte er zwischen den Mauern ein, scheinbar ohne Hast, mit gleichgültiger Miene sich im Sattel wiegend.

Die beiden wachthaltenden Reiter sahen sein Kommen

mit Verwunderung. Aber kurz und scharf klang sein Befehl, aufzusitzen und stracks nach Leer zu sprengen, wo Herr Nicolaus ihrer bedürfe. Kein Zittern der Stimme verriet die Sorge des Jungherrn, kein Argwohn erfaßte die Reisigen, sprach doch der Vetter des strengen Gebieters zu ihnen. Sie fragten gleichmütig, wer die Gefangenen hüten werde, und Friedrichs Antwort: „Ich selbst, eilt euch!“ trieb sie rasch zu den Ställen. Der junge Mann ließ sein eigenes Roß dahin führen und lehnte indes mit künstlicher Ruhe an der Tür, hinter der er Hilla und ihre Unglücksgenossen gefesselt wußte. Der Tag blieb heute wolkig und kühl — Friedrich aber war's, als ob er brennende Luft atme, unablässig flog sein Blick die Straße am Fluß hin. Keine verräterische Staubwolke stieg empor, doch die Minuten der kostbaren Zeit verstrichen, die Reiter hasteten sich nicht und suchten im Wohnhaus des Bauern nach einem Imbiß für den Weg. In stummer, verzehrender Ungeduld schritt Friedrich vor der Tür auf und ab, von drinnen glaubte er schmerzliches Stöhnen zu vernehmen, seine Hand legte sich unwillkürlich an das Weidmesser, mit dem er die Bande Hillas zu trennen gedachte. Endlich schwangen die beiden sich auf: „Gradaus nach Leer, Jungherr?“ klang ihre Frage noch einmal. „Nach Leer!“ preßte er hervor, mit wachsender innerer Qual, noch immer zu vorsichtiger Beherrschung gezwungen.

Jetzt trabten sie durch das Tor, jetzt wurden sie zwischen den Feldern, jetzt am Fluß sichtbar. Länger hielt sich der junge Mann nicht, er riß den hölzernen Riegel zurück, schleuderte mit dem Fuß die Tür auf und trat in den wüsten Raum ein, in dem sich das Geschick seines Lebens entscheiden mußte. Bei seiner Erscheinung fuhren die Männer auf, — Detlev, der kräftigste unter ihnen,

warf ihm einen haßerfüllten Blick zu. Er aber, ohne auf sie zu achten, beugte sich rasch zu dem Mädchen nieder und zerschnitt die Stränge, die ihre Arme fesselten. Hillas Augen öffneten sich erst, als die Bande herabfielen und ihre Arme kraftlos in ihren Schoß sanken. Nicht erfreut, nicht entsetzt, wie in der Nacht zuvor, blickte das Mädchen jetzt auf den jungen Mann. Sie schien gleichsam abwesend, — ihre dunkeln Wimpern füllten sich mit Tränen und ihre Lippen zuckten, während sie stumm blieb. Tiefstes Mitleid ergriff Friedrich, und erst nach einigen Minuten vermochte er zu sagen:

„Steh auf, Hilla — ich will dir die Freiheit geben. Nicht ich trug die Schuld, daß du hier bist."

Das Antlitz des gefangenen Detlev ward von dunkler Röte überflogen, seine Fäuste ballten sich, er lachte wild auf, als er sah, daß Hilla den jungen Reiter kenne. Das Mädchen nahm den Grimm ihres Genossen nicht wahr. Aber sie erwachte plötzlich zu neuem Leben und rief: „Ich will nicht frei sein, wenn diese gefangen sind und leiden! Laß mich — ich danke dir für den Willen!"

„Geh doch mit ihm — jetzt tut sich die Welt vor dir auf," fiel Detlev ein. „Du siehst, wie sehr es ihn hinaus verlangt — geh, Hilla, und laß uns!"

Friedrich in seiner Erregung war es, als höre er fernen Hufschlag. Erschrocken über die Weigerung des Mädchens, über die höhnenden Worte des Gefangenen, die er nicht verstand, half er doch mit starkem Arm Hilla von den Garben empor:

„Tu' einen Schritt nach der Tür, Hilla, atme auf, blick' hinaus und du wirst frei sein wollen. Deine Genossen lös' ich wie dich, aber zögre nicht! Ich wage dies alles allein, und die Stunde ist kurz gemessen!"

Während er sprach, begann er den gefangenen Männern die Fesseln abzunehmen. Es war nicht leicht für ihn, aber jetzt sprang Hilla hinzu, ihr scharfes Auge, ihre gewandte Hand standen ihm bei. Bald erhob sich Detlev, bald waren die beiden andern Gefangenen befreit. Sie schauten mehr betroffen und störrisch als dankbar auf den jungen Mann — nur Hilla warf sich plötzlich zu seinen Füßen und sagte zitternd: „Wohin sollen wir gehen? Ist unser Vater gefangen, unser Hof verbrannt? Wo finden wir Schutz, wo Obdach?“

„Ich weiß nichts von den Euren,“ rief Friedrich. „Wenn sie in den Heiden an der Aa wohnen, droht ihnen Gefahr und euer Geschick!“

„Dort wohnen sie nicht,“ antwortete Detlev. „Wer aber bist du, daß du Hilla kennst und uns hier lösest, und was begehrst du von uns?“ „Daß ihr euch eilt!“ eiferte Friedrich. „Ich muß wie ihr fliehen, weil ich euch freigebe. Ihr kennt Pfad und Land, ihr werdet leichter in Sicherheit kommen, als ich selbst! Wo ihr aber auch hausen möget, eures Bleibens in dieser Gegend ist nicht! Die mit mir kamen werden nicht ruhen und rasten, bis sie alle Täufer aufgespürt und hinweggetilgt haben! Flieht darum, so weit euch die Füße tragen!“

Hilla hatte mit angstvoller Spannung den Worten Friedrichs gelauscht: „Du willst fliehen um unsertwillen, Herr! Tue es nicht, Herr, geselle dich nicht zu den Ausgestoßnen!“ Sie hatte ihre Hände flehend erhoben und ließ sich nicht vom Zornblick der Genossen beirren. Friedrich wandte sich zu ihr, im gleichen Augenblicke aber ward er fast von den eben befreiten Männern zu Boden gerissen. Sie folgten einem Wink Detlevs, stürmten aus der Scheuer hervor, über den öden Hof hinweg, ins freie Feld hinaus,

die Furcht, daß er andern Sinnes werden, sie wiederum zurückhalten könnte, hatte sie erfaßt. Hilla stand allein neben dem jungen Mann, die hellen Tränen stürzten aus ihren Augen hervor, und unter Schluchzen sagte sie: „Ich hätte Not und Tod mit ihnen geteilt, sie aber fragen nicht, was mir geschieht. Und doch hat Detlev mich noch gestern zum Weibe begehrt!“

In Friedrichs Seele fachten die Worte des Mädchens schlummernde Glut an. Er blickte auf die anmutige Gestalt, er sah in das ernste, tränenüberströmte Gesicht, und tiefstes Mitleid, heißes Verlangen, die Gewißheit, daß sie gleich ihm nach einem neuen Leben begehre, schmolzen in ein Gefühl und in stürmisch drängende Worte zusammen:

„Er hat dich zum Weib begehrt und du hast dich geweigert? Was klagst du ihm nach, Hilla? Ich bin flüchtig, Mädchen, flüchtig gleich dir selbst; ich muß zu dieser Stunde alles meiden, alles hinter mir lassen, was ich bis heut mein nannte, ich muß durch die Länder reiten und nach einer Stätte trachten, da ich endlich mein Haupt niederlegen kann; willst du die Stätte teilen, willst du mir folgen, Hilla?“

Er faßte leis ihre Hand, sie aber schlang ihre Arme um ihn und jauchzte auf. „Wohin du willst, über die Erde hinweg und unter die Erde! Nur Vater Berndt und die Unseren laß mich zuvor warnen — ich hätte nie Ruhe an deiner Seite, wüßt' ich sie nicht geborgen.“

„Wer ist Vater Berndt?“ fragte Friedrich zusammenzuckend, — eine drohende Wolke zog über seine Stirn — zu hart und herb ward er in dieser Minute daran gemahnt, aus welcher Mitte Hilla entstammt sei. So jäh überkam ihn der alte Ingrimm, der Abscheu, daß er die Wiedertäuferin beinahe von sich gestoßen hätte, daß ihm einen

Augenblick lang zumute war, als müsse er ohne sie und vor ihr fliehen. Erst als sie die dunklen schwermütigen Augen bittend zu ihm aufschlug, er aus ihren Zügen die ganze Fülle ihres Vertrauens zu ihm strahlen sah, faßte er sich und sagte:

„Dein Wille mag geschehen. Wir wollen unsern Weg durch das Moor nehmen und du magst die Deinen warnen! Jetzt laß uns keinen Augenblick mehr verlieren, oder für uns und für sie wird es zu spät."

Hilla folgte ihm in den Hof. Schauer der Furcht und des Glücks überrieselten sie wechselnd. Friedrich eilte hastig zum Stall, — die Reiter hatten vorhin vergessen, seinem Rosse den Sattel zu nehmen — er führte es hinaus. Nur an Hilla und sich denkend, nur auf den Weg achtend, auf dem die Verfolger kommen mußten, sah er nicht, daß der blinde Hofherr unter der Tür seines Wohnhauses erschien. Erst als er das Mädchen vor sich aufs Roß hob, klang die Stimme des Alten über das Gehöft hinweg: „Ihr tut was recht ist, Jungherr, — uns aber hier im Hof wird dafür der Zorn der Euren treffen!"

Bestürzt hielt Friedrich noch einmal sein Pferd zurück. Der Moorhofbauer aber fuhr fort: „Laßt Euch dies nicht kümmern — ich weiß vielleicht ein Wort, das Wasser in die Zornglut des gestrengen Herrn von Hamburg träuft! Reitet dahin — Gott geb' Euch Glück, und sagt denen draußen im Moor, daß mich der Fluch reut, mit dem ich sie einst von meiner Schwelle getrieben habe."

Er trat zurück ins Haus, den bang Umherblickenden nicht länger zu hindern: Hilla schmiegte sich dichter an Friedrich, der endlich dem Roß einen Schlag gab, die Zügel schießen ließ und, wie er durch Flur und Stoppeln dem Moor beim Lindenhügel zuflog, sein und Hillas Ge-

schick dem Himmel befahl. Der Nachmittag war weit vorgerückt, doch völlige Tageshelle umher, und mit Sorge blickte der junge Mann über die weite Ebene. Die Luft strich kühl aus Nordwest herüber, noch trug sie keinen Schall von Waffen und Reitern heran. Über dem Moor wogten dichte Nebel, die ihn einzuhüllen versprachen, schon lag das grüne Flußtal hinter ihm, schon ritt er an dem Hügel vorüber, von dem er Hilla vor zwei Tagen zuerst wahrgenommen. Mit der Sorge mischte sich banges Entzücken; so lautlos das Mädchen blieb, so beredt sprach jeder Zug, jeder Blick, den sie zu Friedrich emporrichtete. Wie ihr Atem ihn anwehte, wie er sie fester umschlang, während frischer Wind ihn und das Roß umspielte, empfand er den Hauch des Glücks und der Freiheit. Und doch ward er nicht ruhig, und immer blieb ihm zumut, als ob außer der holden Gestalt, die sich vor ihm an die Mähne des Rosses klammerte, hinter ihm ein lastender drohender Alp sitze und den Ritt hemme! Pfeilschnell hätte er enteilen mögen, und nun kamen die Strecken des Moors, wo Hilla sich warnend und deutend erhob, wo er Schritt um Schritt sichern Pfad suchen mußte, während er wähnen konnte, daß Herr Nicolaus und seine Reiter ihm nachbrausten!

Der Moorhof aber, der so viel Getümmel in wenigen Stunden gesehen, lag lange nach Friedrichs Hinwegritt in stummer Ruhe. Vom grünen Wall, der sich längs seiner Wiesen zog, hatte der blinde Hofherr dem Hufschlag des grauen Rosses nachgelauscht, bis er fern verklang. Dann war er hinabgestiegen und stand zwischen den Mauern seiner Ställe, deren Tore weit offen klafften. Mit Fuß und Hand fühlte der Blinde die Verwüstung um sich her: verstreutes Stroh über dem Boden, Asche eines Lagerfeuers,

das die Reiter mitten auf dem Gehöft entzündet, — selbst an eine klirrende Fessel stieß er im Gehen, die einer der vorhin Befreiten noch im Fliehen von sich gestreift hatte. Er blieb ruhig dabei, während Hinrich, der Schäfer, der hinzukam, in laute Verwünschungen ausbrach. Als dieser begann, die alte Ordnung des Hofes wiederherzustellen, unterbrach ihn der Blinde:

„Laß alles, wie es ist! Wir sind noch im Wetter — sie haben nicht ausgerast und kommen noch einmal. Der Jungherr hat die Männer und die Dirne aus dem Friesenhof befreit und reitet mit ihr ins Land!"

Er deutete dabei hinüber nach West. Das Antlitz des Schäfers zeigte bei den Worten seines Herrn schwere Sorge: „Das habt Ihr geschehen lassen? Sie werden kommen, Euch Schuld geben, Euch als einen heimlichen Täufer ansehn, Euch vor ihr Gericht ziehen."

„Was sollte ich, der blinde, wehrlose Mann, gegen den Jungherrn, der das Schwert führt, tun? Sie werden wüten, aber vor ihr Gericht ziehen sie mich nimmer, des bin ich so gewiß, wie meines toten Auges! Diese nicht, der nicht, der an ihrer Spitze reitet —!"

Hinrich horchte auf, aber der Moorbauer verstummte plötzlich, und der Schäfer wußte, daß jetzt kein Wort mehr aus seinem Munde gehen würde. Der Ton des Alten hatte ihn durchschauert, er sann dem dunkeln Wort nach und bezwang die Furcht vor den Fremden. Als Stunde um Stunde verrann ohne sie zurückzuführen, fing er an zu hoffen, daß sie vielleicht nie wiederkehren würden! Schon begannen die grauen Wolken, die heut die Sonne verhüllten, zu dunkeln, die Kühle des Tags wandelte sich in feuchte Kälte, — vom Moor herüber breiteten sich die Nebel wie fallende Tücher auf die Wiesen um den Hof.

Und noch immer herrschte Stille — noch immer hörte man nur das Rauschen des Windes in den Eichen und über der Ems. Um den Herd saßen, wie sonst, die Knechte und Mägde des Hofs — sie alle wußten jetzt, was am Tage geschehen war, und alle waren mit dumpfer Besorgnis erfüllt.

Noch war es nicht völlig Nacht, als die stumme Ruhe wie am Abend zuvor unterbrochen wurde. Unter Rasseln und Dröhnen, mit Flüchen, die schon von fern erklangen, flogen die Reiter heran — im gleichen Augenblick flüchteten die am Herd Sitzenden in verborgene Winkel des Hauses. Nur der Hofherr und der Schäfer harrten des Sturms. Zwei, drei waren voraufgesprengt, sie warfen einen Blick in die Scheuer, in der sie Hilla und ihre Genossen verlassen hatten, rissen ihre Pferde wieder herum und riefen der heranrauschenden Schar wilde Worte zu. Neben dem Ratsherrn, dessen Antlitz in Zorn gleichsam getaucht war, ritten die beiden Knechte, die Friedrich vor wenigen Stunden nach Leer gesandt hatte. Sie stürmten in den Hof, sie riefen mit brüllender Stimme nach dem Jungherrn, dem Bauern, und als der Blinde jetzt auf die Schwelle seines Wohnhauses trat, rissen ihn zwei und drei zwischen ihren dampfenden Gäulen nach der Mitte des Hofs, wo Herr Nicolaus mit heiserer, von Wut halb erstickter Stimme ihn anherrschte: „Wo ist der Bube, der mit Lug und Trug hier geschaltet hat? Wo sind die Gefangenen, die Euch anvertraut waren?“

„Mir vertraut, Herr!“ rief der Moorbauer, mit starkem Arm einen Reiter zurückschleudernd, der die Faust gegen ihn erhob. „Mir vertraut? Euer Vetter, der Jungherr, ritt mit ihnen hinweg! Soll ich wissen, wohin er sich wandte? Habt Ihr Argwohn wider mich, Herr, so

führt mich nach Emden, ich will Euch Rede stehn über alles, was Ihr begehrt."

Es klang etwas wie Hohn aus den Worten des Greises; wilde Verwünschungen der Reiter ertönten ringsum, der Ratsherr aber sagte ingrimmig:

„Lug und Trug — bei Euch wie bei dem Buben, den die böse Lust von Sinnen bringt. Ihr wollt Rede stehn: so sprecht, ob Ihr nie von einem Friesenhof gehört habt, der kaum eine Meile von Eurem eignen Hofe liegt! Warum schwiegt Ihr davon, als wir Euch frugen? Ihr wißt nicht, wohin der Jungherr, der meinen Namen schändet, entflohen ist — Ihr wißt nicht, wo er sich mit seiner Buhle bergen mag — so wißt Ihr doch den Weg zu jenem Hof?"

„Der Friesenhof?" sprach der Blinde gedehnt. „Vor fünfzig Jahren gab es einen solchen draußen im Moor, der Blitz setzte ihn in Brand, — der Bauer zog hinweg, — in den Trümmern sollen dann Torfgräber, auch landflüchtige Leute gehaust haben. Ich kenne den Weg zu ihm nicht, ich war nie im Moor!"

Die Reiter tobten immer wilder, sie waren in Zorn über den Tag, der ihnen keinen Augenblick Ruhe gebracht, — sie drangen drohend auf den Blinden ein, der dem Ratsherrn fest gegenüber stand. Über den Lärm hin ertönte plötzlich Walters Stimme: „Wenn der Bauer den Pfad nicht kennt, mag ihn der Schäfer finden. Er war oft im Moor — noch gestern sah ich ihn dort — auf seiner Spur sucht' ich die Täufer, mit denen Herr Friedrich jetzt entflohen ist!"

Der Ratsherr zitterte in Grimm, so oft der Name seines jungen Vetters genannt ward. Auf Hinrich, der zurückweichen wollte, warf er einen Wutblick, indem er

ihn anrief: „Du wirst uns führen! Zur Stelle, Bursch, in dieser Nacht will ich den Hof erreichen, und ich schwöre, daß ich das Nest nicht leer finde! Wenn ihr euch weigert, oder neuen Trug spinnt, sollt ihr den Tag nicht mehr sehen!"

Hinrich blickte ratlos auf seinen Herrn — dessen Gestalt, statt sich zu beugen, höher und höher zu wachsen schien. Mitten im Getümmel, das ihn umgab, umtoste, fragte er ruhig: „Lebt der Alte im Friesenhof noch, Hinrich?" „Er lebt!" raunte der Schäfer, während ihn die Reiter dichter umdrängten.

„So führe den strengen Herrn!" rief mit laut erhobener Stimme der Blinde. „Führ' ihn, da du den Pfad kennst, führ' ihn zur Stelle, wie er begehrt und laß Gottes, was danach kommt!" Der Ton des Alten klang gemessen, fast feierlich, einige der Reiter blickten betroffen auf ihn, einen Augenblick ward es still im Hofe. Aber Herr Nicolaus, der im Zorn nichts vernahm als das Wort „führ' ihn," entgegnete finster:

„Er wird mich führen, ob Ihr wollt oder nicht! Hier bleibt Walter und sorgt mit dir, Konrad, daß der Bauer seinen Hof nicht verläßt und nicht Tücke wider uns übt. Ihr andern eilt euch — wohlauf, Bursch, wir sind bereit. Befiehl deine Seele dem Teufel, wenn du uns nicht ehrlich zu führen denkst! So Herr tom Plan zurückkommt, Walter, laß ihn wissen, was geschehen ist und daß Langmut und Milde zu Ende gehen!" Hinrich ließ sich lautlos einen Stab reichen, die Reisigen scharten sich um den Ratsherrn, eine Fackel ward entzündet, und abermals ritten sie in die Nacht hinaus, die über dem Lande lag. Die Knechte scheuten fast, in der Nähe des Gebieters zu bleiben, der mit Schlägen und Stößen den

Schäfer zur Eile trieb, und dessen Augen über alle hinblitzten. Selbst der strengen Würde vergaß er in seinem Ingrimm:

„Seht euch vor, daß ihr nicht in Satans Schlingen fallt! Die wiedertäuferische Buhlerin, die den Jungherrn verführt, soll im Feuer ihre Glut kühlen, meiner eigenen Sippe will ich nicht schonen, — aber hütet auch ihr euch! Wer Dirnen kost, wer mir ins Antlitz trotzt, wer erlahmen will, nun es gilt die frevelnde Rotte hinwegzutilgen, der soll meinen Zorn fühlen!“

Selbst die trotzigen Söldner schwiegen zu den harten Worten. Sie mochten des Augenblicks gedenken, in dem der Ratsherr an diesem Nachmittag erfuhr, daß Friedrich sich nicht zwischen den Moorbrüchen verirrt habe. Die Reiter, die der Jungherr nach Leer entsendet hatte, waren unfern des Orts auf Herrn Nicolaus und seine Schar gestoßen und mit wilden Fragen empfangen worden. Als der Ratsherr vernahm, daß Friedrich allein bei den Gefangenen geblieben sei, stand die Wahrheit lebendig vor seinen Augen, ihn selbst aber erfaßte so jäher Grimm, daß er fast ohne seine Reiter davongesprengt und zum Moorhof zurückgekehrt wäre. Die Ausbrüche seiner Erbitterung wurden wilder und wilder, so daß jetzt, wo die Schar über die Heide dahinritt, Veit, der alte Landsknecht, voll Unmut raunte:

„Herr Niclas stellt sich schier an, als habe er der Welt Sünde zu tragen, rast am Ende nur, weil wir wissen, was geschehen ist. Wär's uns nicht zu Ohren gekommen, daß der Jungherr mit der Wiedertäuferdirne einen Schlupf zu wilder Hochzeit sucht, so wollt' ich schwören, er fänd' die Sünde nicht gar so verdammlich!“

Hinrich der Schäfer schritt indes, die Fackel hoch-

tragend, dem drängenden Ratsherrn rüstig voran. Zur Seite eines Wassers, das dem Fluß zuschlich, über endlose Strecken des Moors führte der Pfad. In tiefer Nacht lag die Einöde, nur auf Schritte ersah man den braunen Boden, die gelben Dünste, die wie Rauchwolken von ihm aufstiegen, das Gestrüpp und die Lachen vor sich. Kein Laut erhob sich, kein Tier flog auf und nichts als der Tritt der Rosse, das Klirren der Waffen, die zornigen Worte, mit denen Herr Nicolaus sich selbst, seine Reiter und den Führer antrieb, verhallten in der Nachtstille. Schmäler und schwieriger zeigte sich der Pfad, mehr als einmal schlug der Ratsherr nach Hinrich und herrschte ihm ein grimmiges: „Du führst uns irr', Bube!“ zu. Aber der Schäfer wandte sich ruhig zu ihm und erwiderte kalt:

„Wollt Ihr zum Friesenhof, Herr? oder wohin begehrt Ihr? Ich selbst war in zwanzig Jahren nicht dort — aber hier, dieser oder kein Weg führt dahin!“

Und ein Murmeln der Reiter belehrte den Zornigen, daß sie seinem Drängen kaum noch zu folgen vermochten. Er sah nicht nach ihnen, und weiter und weiter unter heftigem Schelten ging der nächtliche Ritt. Hinrich zündete an der herabgebrannten Fackel eine zweite an, den Stumpf warf er in das Sumpfland zur Seite, wo er zischend erlosch. Unsichrer ward der Tritt der Pferde, schon blieb ein und der andere Reiter weit zurück und hielt mit seinem durch die Nacht hallenden Ruf den Zug auf.

„Laßt die Schurken im Morast ersticken, wenn sie nicht folgen wollen,“ zürnte Herr Nicolaus. „Ihr Rufen wird die Brut, die hier haust, noch warnend aufschrecken, — vorwärts, Bursch, oder mein Gaul soll dich treiben!“

Hinrich verdoppelte seinen Schritt, er hob die Fackel höher, und der Ratsherr sah den Hohn nicht, der sich

über das runzlige Antlitz des Heideschäfers breitete. Aus der Ferne klangen Rufe und Flüche, immer brüchiger ward das Moor, breite Gräben mußten übersprungen werden, Veits Schimmel stürzte mit seinem Reiter: aber Herr Nicolaus hielt nicht an, und Hinrich flog jetzt leichtfüßig zwischen einer Vertiefung des Moors dahin. Kaum zwei der Reiter folgten mit Herrn Nicolaus der hochgeschwungenen Fackel, den andern war sie entschwunden. Vor dem Ratsherrn tat sich ein Blick in die Heide auf, die mitten im Moor und an deren Rand der Friesenhof lag. Noch unterschied er nichts, aber das Anschlagen eines Hundes verkündete ihm, daß das Ziel nicht fern sei und spornte all seinen wilden Eifer. Er setzte die letzten Kräfte des Rosses ein, und wie das Tier die Matten der Heide und festen Boden unter den Hufen fühlte, stob es mit ihm vorauf, und jetzt blieb selbst Hinrich zurück. Im Nachtdunkel hoben sich die grauen Mauern aus der Senkung des Moors, ein Licht schien dort zu schimmern, und an den Hütten aus Torf vorüber brauste Herr Nicolaus, von nur einem Reiter gefolgt, bis zum Tor des Hofs. Das Tor war versperrt, er sprang vom Rosse, unter seinem Fußtritt brach das morsche Holz zusammen. Er sah nicht, wie draußen in der Heide die Fackel des Schäfers erlosch, hörte die fernen Rufe seiner Reiter nicht mehr und stürmte dem Lichtschein entgegen über eine steinerne Schwelle.

Geblendet prallte er hier einen Augenblick zurück. Aus der Tür quoll dichter Rauch, auf dem Steinherd glühte ein mächtiges Torffeuer, in der Zwinge brannte hell der Leuchtspan. Aber mitten in der Blendung hörte er einen Ruf des Entsetzens und auch ohne den Ruf hätte er Friedrich erkannt, der von einer Bank, auf der Hilla ruhte, emporsprang und sein Schwert vom Boden

aufraffte. Vom Grimm zu neuer Stärke geschwellt, hallte jetzt die Stimme des Ratsherrn durch den Raum: „Laß die Waffe, Bube! — Buhlst du hier in der Höhle der Frevler und Schwärmer? Sind die Täufer noch die alten und pflegen der Lust des Fleisches? Weg mit der Waffe, sag' ich — oder meine Reiter sollen dich zu Boden strecken! Verlangt dich's, die Dirne zu schützen, so schirm' sie vor den Flammen, — der Scheiterhaufen ist ihr gewiß!"

Er stürzte wild auf Hilla los, einmal schleuderte ihn Friedrich kräftig zurück — der Reiter eilte zur Hilfe heran, da tat sich die geflochtene Tür des Nebengemachs auf und der Greis, der dort hauste, erschien in ihr. Voll fiel das Licht des Fichtenspans über sein Gesicht, auf seinem dunkeln Gewande glänzte die goldene Kette, die sonst an der Wand gehangen hatte. Laut, scharf und schneidig klang seine Stimme durch den Raum: „Der Scheiterhaufen?! Ist das alles, was du an Liebe für dein Enkelkind hast, Nicolaus Lorenzen?!"

Der Ratsherr wandte sich — seine funkelnden Augen wurden glasig, starr blickte er auf den Heranschreitenden, das zornrote Gesicht wurde bleicher als das Hillas und Friedrichs. Er taumelte rückwärts und faßte den Stein des Herdes:

„Berndt!" schrie er auf. „Bernhard Rothmann!"

„Bernhard Rothmann — du siehst recht, Nicolaus! Der Sprecher des Königs Johann von Leyden in den Tagen, wo du, ein Hauptmann der Täufer, auf den Wällen von Münster standest! Du hast dich gewandelt in vierzig Jahren, seit wir uns nicht erblickten! Da die Täufer als blutige Schwärmer in ihrem Zion rasten, warst du einer von ihnen, und seit sie still im Herrn, reumütig ob der Dinge leben, die vorzeiten geschahen, nur

nach Frieden und stillem Gebet trachten, seitdem verfolgst du sie blutig. Du warst ihr Genosse, da wildes Gelüst und blutige Greuel unter ihnen herrschten — und bist nun ihr Feind geworden, und eiferst wider sie gleich Saulus! Als du jung warst, nahmst du in Münster fünf Frauen, und heut willst du den Jüngling strafen, weil er ein Weib nach seinem Herzen begehrt. Ruf' deine Häscher, Niclas Lorenzen, laß deine Enkelin greifen, du kannst sie auf dem Hügel verbrennen, unter dem dein Lieblingsweib Elsbeth und deine Tochter ruhen!"

Tiefes Schweigen, nur vom Stöhnen des Ratsherrn unterbrochen, der schlotternd am Herd lehnte, folgte den Worten des Greises. Im Gang draußen drängte sich Hinrich und noch einer der Reiter hinzu, andere schienen dem Tore zu nahen. Bernhard Rothmann sprach wieder:

„Willst du die reisigen Knechte herzurufen, oder willst du allein sein mit uns, mit deinen Kindern?"

Herr Nicolaus machte ein Zeichen, das Friedrich, der bisher selbst wie betäubt gestanden, sich deutete. Er schritt nach der Tür und sagte mit starker Stimme zu Hinrich: „Haltet die Reiter von hier hinweg. Sie mögen Obdach im andern Gemach suchen — mein Vetter wird sie rufen, wenn wir ihrer bedürfen. Wir haben zu reden und zu rechten — niemand außer uns braucht es zu vernehmen."

Der Schäfer, der erstaunt und doch mit plötzlicher Ahnung der Wahrheit auf den Vorgang blickte, mühte sich, der Weisung zu gehorchen. Es mochte ihm schwer werden, vom Tor her schollen wilde Flüche der kommenden Reiter, mehr als einer spähte doch in den Herdraum, wo Hilla jetzt zu den Füßen ihres Verfolgers gesunken war und zu ihm emporsah, während sein Auge von ihren Zügen auf das Antlitz Rothmanns und von dessen Gesicht

zu dem ihren irrte. Er war noch immer keines Wortes mächtig, Frostschauer schüttelten ihn, und mit dumpfer, ernster Stimme fuhr der Greis aus dem Friesenhofe fort:

„Hast du so leicht vergessen, was hinter dir liegt? Ich sah dich zuerst, als ich, vom trunknen Wahn betört, das Evangelium dahinwarf und mit Matthiesen und Jan, dem Schneider, der Prophet von Münster hieß. Du warst damals dem Väterhaus zu Hamburg, gleich Tausenden, entflohen, um in Münster das neue Reich, die neue Welt zu finden — du warst voran unter den blutigen Kämpfern, du standest wider mich, als Johann von Leyden sich zum König aufwarf und meine Stimme dagegen sprach. Du ließest dir die Gebote des Königs von Zion wohl gefallen — hast du niemals mehr des Hauses am Ludgertor zu Münster gedacht, wo du in Prunk lebtest, in Fülle schwelgtest, wo fünf jugendliche Frauen deiner harrten? Ich seh' ihre Gesichter noch lebendig vor mir — auch derer, die ich seit Münster nicht mehr erblickt, und du, dem sie angehörten, hast ihrer so vergessen, daß du im Enkelkind dein Weib nicht wiedererkennst?"

„Dies Mädchen — meine Enkelin? Und wie kommt sie zu dir? Wie kommst du hierher? — Die Welt glaubte dich im letzten Kampfe zu Münster gefallen!" stammelte wirr der Überwältigte.

„Aber du wußtest doch, daß das Schwert mich verschont!" entgegnete Rothmann. „Vergaßest du auch jenen Wintertag, da nach dem Fall der Stadt unsere Genossen unter Henkershand in tausendfacher Marter endeten? Du warst, gleich mir, verborgen geblieben, du standest, gleich mir, unter den Tausenden, die auf das blutige Schauspiel starrten, dich hüllte, wie mich, ein Bauernkittel ein und du hattest mit mir die gleiche Hoffnung, im Getümmel

des hinausströmenden Volkes aus Münster zu entkommen. Mir ist, als fühlte ich deinen kalten Angstschweiß noch, da ich deine Hand faßte, dich erkennend. Und am Mittag jenes Tages führte ich dich, der vor Angst schier von Sinnen war, aus der Stadt, an meiner Seite bist du mit anderen Genossen entronnen. Eines Morgens, im Walde von Freren, fanden wir flüchtige Frauen von Münster, dein Weib Elsbeth, die ein Kind von dir trug, mit ihnen. Und zwei Tage später, Niclas Lorenzen, da wir im Moorhof drüben an der Ems vergebens Rast gesucht hatten, warst du verschwunden. Elsbeths Tränen flossen um dich — nie haben wir wieder von dir vernommen, bis heut! Nun hör' ich, daß du damals heimgekehrt bist, daß verborgen blieb, wem du gesellt warst, daß du seit dreißig Jahren im Rate deiner Stadt sitzest, rechtgläubig, ehrbar, streng in Worten und Werken! Ich höre, daß du Schwärmer verfolgst, das brausende Blut der Jugend verdammst, — ich sehe, wie du hier hereinbrichst — wie du diesen, die nichts wollen als ein Leben gewinnen, den Tod drohst. Du hast zu viel vergessen, Nicolaus — so lang auch die Zeit ist!"

„Und du — du, Berndt Rothmann?" stöhnte noch immer fassungslos der Ratsherr.

„Ich — ich hatte Zeit, meiner Sünden zu denken, Gott ließ mir Jahre um Jahre seit jenem Morgen. Mit dem Häuflein der Unglücksgenossen sucht' ich damals Schutz im Hochmoor. Einer der Männer bei uns kannte die Trümmer dieses Hofs in der Heide. Unter Hunger und Kälte zogen wir ein, unter Not und Elend, mit steter Todesfurcht rangen wir der Heide und dem Moor Felder ab, unter Zagen wagten wir nach Holland hinüber das Wenige zu bringen, was wir gewannen. Uns mangelte

oft alles — und mit uns waren Frauen ohne Männer, unter uns wuchsen Kinder ohne Väter empor! Wie die Jahre verrannen und der Wahn von uns wich, der uns in Münster erfüllt, wie ich erkannte, was ich gefrevelt und welche Blutschuld auf meiner Seele lastet, da nahm ich unser Leben im Moor, die Öde und die Entbehrung willig dahin, und so haben wir gelebt — seit vierzig Jahren! Die aus Münster kamen, sind bis auf mich alle hinübergegangen, ein neues Geschlecht wuchs hier empor, und ihm durft' ich Lehrer der Schrift, durft' ich Berater und Helfer sein, ihm durft' ich dienen, um zu sühnen, was auf mir lastet. Ich vergaß nicht, was ich einst getan, und hätt' ich's vergessen wollen, du hast gesorgt, daß noch in meinen letzten Tagen die Reue wie Bergeslast auf mir lag, daß ich für die zittern mußte, die die Frevel und Sünden ihrer Väter — unsere Sünden, Nicolaus Lorenzen! — nicht geteilt haben und nun doch darunter litten. Du kommst, auf diesem Boden, über den deine Füße dereinst geflohen sind, nach Täufern zu suchen, nach Schwarmgeistern, nach Baalspropheten, du, der ehedem dienend am Stuhle Jans von Leyden gestanden hat?"

Flehend erhob hier der Ratsherr die Hände gegen den zürnenden Greis:

„Hab' Erbarmen, Berndt Rothmann — so wahr du selbst auf Erbarmen hoffst! Was mich hierhertrieb, weiß ich selbst kaum, es war ein dunkles Verlangen, zu wissen, ob jede Kunde von dem, was einst war, in der Zeit verweht sei — eine Furcht, daß ein anderer hier Spuren von anderen Täufern finden möchte, als ich suchte."

„Wohl," rief Rothmann bitter, „andere Täufer, arme Grübler in der Schrift, Gläubige, die auf das

tausendjährige Reich hoffen, — Männer und Frauen, deren Sinn und Wandel so rein und friedlich ist, daß sie vor der bloßen Kunde von dem schaudern, was du und ich getan, die verfolgst, die verdammst du! Und diesem hier, der nichts verbrochen, als daß er begehrt, nicht in deinem Zwang und Druck zu leben, ihm drohst du mit Schmach und Tod!"

„Ich wäre schon vor zwei Tagen von diesem Boden gewichen, ich sah die Schatten vor mir, die du anrufst," sagte der Ratsherr. „Ich ward schier gezwungen, hier zu bleiben, ich ahnte Unheil, seit ich den Blinden im Moorhof erkannte und er meiner Stimme lauschte. Ich wäre gewichen — der Ratsherr von Emden und jener junge Tor hielten mich, und nun es so kam —"

„Nun es so kam, dachtest du in Feuer und Blut die Schatten zu tilgen — nicht so, Nicolaus Lorenzen?!" fiel der Greis ein.

Ein neues Schweigen folgte, der Leuchtspan war herabgebrannt, und im Halbdunkel, nur vom Schein des Feuers überflogen, standen die Gestalten. Friedrich hatte die kniende Hilla erhoben und mit sanftem Zwang von dem Ratsherrn hinweggeführt, irr und fast hilfesuchend blickte der Stolze, Strenge auf den Greis und den jungen Mann. Mit gepreßtem Herzen sprach er:

„Und das Mädchen, Rothmann, ist die Tochter meiner Tochter? Dies Mädchen, das sich Friedrich zum Weibe erwählt, wie du sagst?"

Er wollte auf die zitternde Hilla zuschreiten, in deren Antlitz jener Zug lebte, den Friedrich im ersten Augenblick wahrgenommen und den er sich bis heut nicht zu deuten gewußt. Wie aber jetzt der Ratsherr näher kam, trat der junge Mann mit heftiger Bewegung, wie schützend, vor das Mädchen und rief ihm zu:

„Zwingt Euer Herz nicht, Vetter Nicolaus. Hilla ist aufgewachsen ohne Liebe und jetzt hat sie Liebe gefunden, die sie mit Gottes Hilfe schirmen wird. Zwingt Euch nicht — es kann Euch nochmals widerfahren, daß Ihr auf Kinder und Kindeskinder trefft und ihnen den Feuertod droht."

Herr Nicolaus wich zurück — und lehnte abermals starr und stumm am Herd, bis er klanglos fragte: „Und was soll geschehen, Bernhard Rothmann? Wie soll dies alles enden?"

„Meine Zeit ist um!" versetzte der Greis, „ich preise Gott, daß er mich bis zu dieser Stunde erhalten hat. Die ich hier die Meinen nannte, hat der Schreck dieser Tage in die Welt zerstreut, ich hoffe, daß es ihnen wohlgehe auf Erden! Denn sie sind nicht Täufer, wie du wähnst, ich und du sind die einzigen in dieser Öde, denen die Wiedertaufe geworden ist. Wenn ich nicht mehr bin, kann selbst die Gerechtigkeit, die du draußen geübt hast, keine Schuld an ihnen finden. Ich werde keinem irdischen Richter mehr Rede stehn, nur dem einen über uns. Dir wird leichter sein, wenn du mich nicht mehr unter den Lebenden weißt. Diese hier aber laß in Frieden ziehen, übers Meer, wohin ihn junger Mut und Hoffnung treiben, und wo ihm Hilla lohnen mag, daß er sich ihrer erbarmt hat."

Herr Nicolaus erwiderte lange mit keinem Laut, Bernhard Rothmann sank erschöpft auf die Bank, auf der vorhin das Mädchen geruht hatte, Friedrich und Hilla umschlangen sich fester und lächelten in neuer Hoffnung, während die düstern Blicke des Ratsherrn zu ihnen hinüber irrten.

„Und mit mir, was wird mit mir? Die Reiter, der Heideschäfer haben deinen Ruf vernommen, sie sitzen drüben

und raten und reden, ich kann nicht nach England hinüberziehen, wie Friedrich, kann nicht sterben wie du," schrie Herr Nicolaus auf. „Ich muß zurück in die Welt, zurück nach Hamburg!" —

„So recht, Niclas Lorenzen," sagte der Greis mit matter werdender Stimme. „Du selbst — das ist's, woran du denkst und was dich kümmert. Du sagst die Wahrheit, das Gerücht wird sich an deine Fersen heften, sie werden munkeln und deuten in deiner Welt. Aber vierzig Jahre hast du ehrbar, streng und freudlos gewaltet, — das Gerücht wird nicht haften an dir und deinem Namen. Bei dir selbst steht's, es schweigen zu machen. So dich aber gelüstet, sobald ich dahin bin, diese hier zu verfolgen und in deiner Weise die Spuren zu löschen, die zurück zu den Tagen von Münster führen, so sei auch gewiß, daß das Gerücht vom Boden erstehen und tausendfältig wider dich zeugen wird!"

„Mich gelüstet nichts — ich war der Verfolger und bin zum Verfolgten geworden!" sagte der Ratsherr düster. „Was soll und kann ich für Euch tun?" fügte er, den Blick auf das junge Paar gewendet, hinzu. „Nichts, Vetter Niclas, ich begehre nichts von Euch," entgegnete Friedrich. „Hütet Euch allein, mich in Hamburg oder im Stahlhof zu London zu schmähen, und dann laßt mich dahinfahren und sorgt für Euch selbst."

Der Ratsherr erwachte bei diesen Worten aus seiner halben Erstarrung. Er ging rasch durch den Raum, und ehe es Friedrich hindern konnte preßte er einen Kuß auf die Stirn Hillas. Das Mädchen schauerte unter der Berührung ihres Ahnen zusammen und flüchtete sich zu Rothmann, in dessen Schoß sie ihr tränenüberströmtes Antlitz verbarg. Herr Nicolaus aber sah bittend auf

Friedrich: „Ich muß zu meinen Reitern, muß ihnen deuten und sagen!“ — Er vollendete das Wort nicht, aber der junge Mann verstand ihn: „Ich folge Euch!“ und schritt ihm zu der Schwelle nach, über die der Ratsherr hereingestürmt war. Hilla hatte die Knie des Greises umschlungen, und seit langen Jahren zum ersten Male leuchtete sein reuegefurchtes Antlitz in kurzer Seligkeit auf: Nicolaus Lorenzen wendete sich zitternd hinweg, Friedrich aber blickte schweigend glücklich auf das Mädchen. —

Am nächsten Tage war die Sommersonne leuchtend aufgegangen. Die Heide schimmerte mit tausend Blüten, über dem dunkeln Hochmoor zitterten goldene Strahlen. Bei den Mauern des alten Friesenhofs, der wieder leer und einsam stand, hatten die Reiter des Ratsherrn von Hamburg und Hinrich der Schäfer am Morgen ein Grab bereitet und in ihm den Greis gebettet, den sie am Abend zuvor erblickt und der in der Nacht verschieden war. Mit düsterm, krankem Antlitz hatte der Ratsherr, laut weinend und fest in den Arm Friedrichs geschmiegt das fremde Mädchen den letzten Blick auf die Leiche getan. Keiner von den Reitern wußte, wer der Alte sei, den sie in der Heide zur letzten Ruhe betteten, der einzige, der mit Herrn Nicolaus den Hof erreicht hatte, und der Schäfer blieben schweigsam. Am Grabe hatten sie sich getrennt, und jetzt war nach beiden Seiten die Öde des Moors von Gestalten belebt. Nach Ost zum Emstal hinüber ritten Herr Nicolaus und die ihm in verflossener Nacht zum Moor gefolgt waren. Ohne Wort, ohne strengen Befehl, mühsam sich auf dem Rappen haltend, saß der Gebieter, ohne Scheu und laut klangen hinter ihm die Stimmen der Reiter, die sich das Geschehene deuteten. Nach Nord=

west aber, wo der Weg vom Moor zur See führte, trug ein graues Roß Friedrich und Hilla. Längst war der Zug, der zum Flußtal hinüber strebte, ihren Augen entschwunden. Von einer Hebung des Moors blickten sie zum letzten Male mit feuchtem Auge auf die Heide, die fern im Sonnenlicht lag, — dann umschlangen sie sich fester und wandten ihre Blicke hinaus, neuem Leben, neuer Hoffnung entgegen.

Die Flut des Lebens.

„Nehmt den Steinkrug, Pater, und rückt näher zum Feuer! S' ist ein guter alter Ungar, den mir Jablonicz, der mährische Pascher, gebracht hat! Wir brauchen nicht zu sparen, denn auf das Weihnachtsfest haben wir ein Fäßlein Auslese! Der Sturm draußen läßt auch nach — Ihr werdet einen ruhigen Heimweg haben, ich geleite Euch bis an die Waldecke, wo der Hohlweg von Grafenstein auf die Straße mündet. Von da könnt Ihr nicht fehlgehen nach Eurer Einsiedelei — also seid hübsch munter und tut mir Bescheid!"

Der Angeredete, ein rüstiger Greis in der braunen Kutte der Franziskaner, der auf einem Schemel am Tische des weiten Gemachs saß, schaute mit behaglichem Lächeln zu dem eifrigen Sprecher hinüber. Dieser stand vor dem mächtigen Herde und warf soeben einen Arm voll Scheite auf das hoch emporschlagende Feuer, das mit seinen Flammen den hohen Raum besser und lustiger erhellte, als die kleine metallne Lampe, die vor dem Pater auf dem Tische brannte. Der Hausherr zeigte eine kräftige, schlanke Gestalt und ein jugendlich frisches Gesicht, aus dem ein Paar dunkelfeurige Augen zu dem Alten hinüber blitzten. Der scharfe, sichere Blick, der stattliche, braune Knebelbart gaben den hübschen Zügen des jungen Weidmannes einen Ausdruck der Entschlossenheit, der über seine Jahre hinausging. Er mochte deren etwa dreiundzwanzig zählen. Der Franzis-

kaner, der jetzt seinen Schemel erhob und ihn zum Herde heranrückte, konnte leicht dreifach so alt sein. — Der junge Mann trug ein verschossenes grünes Jagdwams, das dennoch knapp und beinahe zierlich den schlanken Körper umschloß, und hatte die hohen Jagdstiefel mit einfachen Schuhen vertauscht. Die schwere Büchse mit der eisernen Stützgabel und ein Jagdspeer hingen seinem Sitz am Feuer zunächst — im breiten hirschledernen Gurt aber blitzte ein Jagdmesser von künstlicher Prager Arbeit, auf dessen Griff sich eine kräftige Hand von Zeit zu Zeit gewohnheitsmäßig stützte. Er setzte sich dem Pater gegenüber, füllte ihm und sich selbst das Glas und horchte dann mit der Miene eines, der längst daran gewöhnt ist, dem eintönigen Windbrausen, das von Zeit zu Zeit über sein Dach dahinfuhr. Jedesmal, wenn ein langgezogener, heulender Ton sich vernehmen ließ, stieß er den Schürhaken tief in das Herdfeuer, als solle die auflodernde Flamme und die behagliche Glut dem Alten Mut machen, trotz Wind und Wetter zu bleiben.

Der Mönch dachte offenbar nicht ans Gehen. Er horchte, wie sein junger Wirt, auf die langgezogenen, klagenden Töne, mit denen der Wind sich im First des Hauses und den Wipfeln der umstehenden Bäume verfing. Er blickte in die Tiefe des Gemachs hinein, wo allerhand Geräte in den Ecken, Waffen und Kleider an Pfosten und das schwere Holzwerk der Decke von aufzüngelnden Flammen erhellt wurden und gleich darauf wieder in Dunkelheit versanken. Nach langer behaglicher Pause hob er endlich an:

„Euer Haus, Erich, ist diesen Herbst fester und wärmer geworden, Ihr werdet's brauchen können! Es gibt einen harten und frühen Winter, wenn nicht alle Anzeichen trügen!“

„Meine Anzeichen trügen nicht,“ lachte der Jäger

vergnügt. „Die Singvögel zogen schon im Anfang September dort hinunter und Hasen und Füchse haben dichtere Pelze, als seit vielen Jahren! Richtet Euch immer darauf ein, Pater Sebald, daß wir in unserm Walde einfrieren, und sorgt, daß Euch der gestrenge Herr auf Grafenstein für die Klause brav Holz anfahren läßt. Ich spüre den Winter morgens schon hart, wenn ich vom warmen Bett auf und in den Wald hinaus muß.“

„Darum tät Euch eine junge Frau gut, die Euch morgens länger daheim hielte!“ sagte der Franziskaner mit schlauem Lächeln und prüfendem Blick auf die stattliche Gestalt des jungen Försters. In Erichs Gesicht schlug eine glühende Röte empor, die Pater Sebald nicht entging, so tief er auch scheinbar seine Augen in den Weinkrug senkte.

„Traf ich das Rechte?“ fragte er dann. „Werdet Ihr, noch ehe das Jahr des Herrn 1620 abläuft, eine Hausfrau hier hereinführen? Mir ist's leid, daß ich Euch nicht mit einem hübschen Kinde in meinem Waldkirchlein zusammengeben darf und dem lutherischen Pfarrer in Heuersbach diese Sorge für Euer Glück überlassen muß. Aber Freunde und getreue Nachbarn bleiben wir doch, Erich, und ich denke zu drei wird sich's hier noch hübscher sitzen, als zu zwei.“

„Ihr könntet einem ja schier in ein Glück hineinreden, Pater Sebald,“ erwiderte nach einer kleinen Pause der Förster mit hörbar tiefem Atemzuge. Die rasche Glut, die vorhin auf seinen Wangen loderte, war schon wieder verschwunden, ja dem Einsiedler, der dem jungen Gastfreund vertraulich näher gerückt war, kam es beim ungewissen Schein des Feuers vor, als wäre Erich in den letzten Augenblicken blässer geworden. Er saß eine Weile

ganz still, sah seitwärts in die herabsinkenden Herdflammen, die er jetzt zu nähren vergaß, und wandte sich dann wieder zu Pater Sebald:

„Nein, nein, Pater — ich denke wahrhaftig an kein Mädchen in Grafenstein und weit und breit hier herum. Ich will keine Frau hier hereinbringen, ich bin gar nicht gesinnt, wie Ihr Euch denkt, mir ist zumut, wie Ihr Euch nie denken möget!“

„Ihr habt unrecht, Erich, solltet einen alten Freund hören. Wer Weib und Kind entbehrt, weil es Gottes Gebot und sein Beruf so will, weiß darum doch, daß andere sie nicht entbehren können. Hier im wilden Wald kann das einsame Leben nicht früh genug enden!“

„Und wär's dann zu Ende?“ rief Erich mit erhobener Stimme, „wenn ich mich heute mit irgendeinem der Mädchen zusammengeben ließe? Mir ist immer zu Sinne, als wäre ich noch ganz jung, als habe das Leben noch gar nicht angefangen. Wenn ich morgens hinausgehe in den weiten Wald und höre nichts als das Rauschen der Bäume und der Quellen auf den Elbwiesen und zuzeiten das Glöckchen Eurer Waldkapelle, und stundenweit, weiß ich, ist kein Mensch außer Euch und mir, da fasse ich manchmal an Büchse und Weidmesser, wie ein Mensch, der sich fürchtet! Ihr wißt wohl, daß ich's nie tue. Und wenn ich am Abend heimkomme und das schwarze, spitze Dach meines Forsthauses kaum zwischen den Bäumen erblicken kann, da faßt mich's an, als wäre ich hundert Stunden und Meilen von allem Leben fern!“

„Das würde anders sein, wenn Euch aus Eurem Forsthaus das Feuer auf dem Herd hell entgegenschiene, wenn ein liebes Gesicht aus der Tür nach Euch lugte.“

„Nein, nein, Pater — es wäre drum nicht besser!“

entgegnete Erich träumerisch vor sich hinblickend. „Wir wären doch allein und weit, weit vom Leben! Ein Tag schliche wie der andere dahin und ein Jahr käme zum andern, und am Ende stünden ich und mein Weib mit grauen Haaren, und die Kinder wüchsen groß und der Tod käme, ehe man nur gelebt hätte!“

„Ihr seid ein wunderlicher Heiliger, Erich!“ fiel ihm Pater Sebald ins Wort. „Wenn Euch so sehr nach lustigem Leben verlangt, warum bittet Ihr Euren Herrn nicht, Euch nach Grafenstein oder Heuersbach zu setzen, wo die Forsthäuser im Dorf und nahe daran stehen? Bis heute dachte ich, dies einsame Haus hoch am Kamm des Gebirges und die Nachbarschaft des Waldbruders wären Euch just recht und lieb.“

„Das sind sie auch, Pater,“ sagte der junge Förster mit warmem, herzlichem Ton und reichte dem alten, besorgt dreinsehenden Freunde die Hand. „In die Dörfer verlangt mich's nicht, dort ist das Leben so weit als hier. Solange es einmal so sein muß, weiß ich mir nichts Besseres, als hier oben mit Euch allein zu hausen und jeden Abend auf Euer Kommen zu warten. Gebt Euer Glas her, Pater Sebald, und laßt mich das Feuer schüren, es ist wahrhaftig über meinem törichten Schwatzen halb niedergebrannt. Aber auf meinem Sinne bleib' ich doch. Mir ist's immer, als säß' ich hier oben an einem Quell, der zwischen Moos und Steinen tröpfelt und ganz verborgen hinrieselt. Kaum kann ein Durstiger die Lippen dran netzen! Aber drunten geht der Strom und Tausende sehen ihn rauschen und trinken aus seiner vollen Flut.“

„Euer Bild ist wahrer, als Ihr glaubt, Erich, und Ihr frevelt, ohne es zu wissen, wider Gott, der es wohl mit Euch gemacht hat!“ rief der Alte erregt. „Hier oben

am Quell ist der Trunk, den Ihr tut, klar und rein; drunten risse Euch der Strom vielleicht in seine wilden Wellen! Ihr ahnt nicht, wie tückisch und reißend sie sind! Was wolltet Ihr drunten, Erich? Wir leben hier friedlich, einträchtig beisammen, trotzdem ich zur Messe läute und Ihr lutherisch getauft seid. Drunten im ganzen Böhmen schlagen sie sich die Schädel ein und füllen ihre Tage mit Mord und Greuel, um ihren Glauben zu erweisen. Dieser Tage erst sollt' es bei Prag eine große Schlacht geben. Jablonicz wußte davon zu erzählen. Der treibt nun im Strom, nach dem Ihr Euch sehnt. Möchtet Ihr seinesgleichen sein — solch Leben führen?"

„So meinte ich's nicht," versetzte der junge Förster, gedankenvoll mit seinem Weidmesser spielend. „Vor mehr als einem Jahre, als sie in Prag den neuen König und die schöne Königin aus dem fernen Inselland krönten, als die Welt voll war von all der Pracht und Herrlichkeit und die Leute bei Tausenden nach Prag zogen, da war mir's wie einem, den am schwülen Sommertag die Flut lockt. Da zog's mich hinab und ich blieb dann doch, weil mir zu rechter Zeit einfiel, daß ich ein Narr sei und bei der ganzen Pracht und Lust von fern stehen würde. An dem Strom hätte ich vermutlich mehr dürsten müssen, als an meinem Waldquell, und so überwand ich mein Gelüst!"

„Seht Ihr wohl, Erich, wie toll Euer Traum ist?" hub Pater Sebald wieder an. „Der König, den sie da auf Libussas alten Thron erhoben haben, hat Tage voll Sorgen und Nächte voll Kummer — ob's seiner Königin besser zumute ist, weiß keiner zu sagen! All die Pracht und Herrlichkeit der Feste ist zerstoben, sie sind jetzt gar nüchtern und bedrängt da unten und die Wogen der Welt spielen übel mit ihnen!"

„Ihr versteht mich ganz falsch, Pater!“ sagte der Förster und schaute vor sich hin, als sähe er nicht in die frisch entfachte Flamme seines Herdes, sondern in eine endlose, dämmernde Ferne hinaus. „Es müßte nicht Pracht und Lust und Taumel sein — nur Leben, nur die große volle Flut! — Und wenn sie einem überm Haupt zusammenschlüge — man wäre doch mitten drin! —“

„Jetzt frevelt Ihr im Ernst,“ rief der Franziskaner von seinem Sitz aufstehend. „Ihr habt, trotz Eures Katechismus, Eure Gebete vergessen: führe uns nicht in Versuchung! Kommt, kommt, Mann, gebt mir das Geleit, ich will diese Nacht für Euch um Erlösung vom Übel törichter Wünsche beten. Habt Ihr bei Eurem Durst nach der Flut niemals daran gedacht, daß sie Euch wegspülen, in den Grund hinabreißen könnte?“

Der junge Förster erwiderte nichts, aber der Ausdruck seines Gesichts verriet, daß er durch die eindringlichen Worte des alten Freundes nicht überzeugt sei. Es lag ein Zug durstiger Sehnsucht und unruhigen Verlangens in ihnen, den der Franziskaner freilich schon an manchem Abend geschaut, aber bis heute auf seine Weise gedeutet hatte. Pater Sebald zog die braune Kapuze über sein Haupt und griff nach einem derben Dornstock, der neben der Tür lehnte. Erich schlüpfte schweigend in die großen fuchspelzenen Jagdstiefel, nahm den Hut und goß den Rest des Weins im Kruge in die beiden Gläser.

„Einen Trunk noch!“ sagte er lächelnd. „Dann wollen wir gehen und morgen abend wieder friedlich beisammen sitzen. Bei uns verrinnt ja ein Tag wie der andere, so muß wohl auch ein Abend dem andern gleichen!“

Der Pater erwiderte nichts. Er tat schweigend Bescheid und öffnete die Tür des Gemachs, die zu einem

kleinen Vorraum führte. Aus diesem traten beide in die kalte, schneehelle Novembernacht hinaus, die über den Bergen lag. Auf wohlgehaltenem Waldpfad schritten sie dann ihrem Ziele zu. Aber nur karge, einsilbige Worte wurden gewechselt. — Jeder bewegte in seinem Gemüt die Unterredung des verflossenen Abends. Der Sturm hatte sich beinahe völlig gelegt, nur vereinzelte Windstöße brachen aus höher liegenden Waldstrecken hervor und wirbelten den Schnee auf den Lichtungen zu verstiebenden Wolken auf. Im Walde selbst lag der Schnee dicht und fest, er knirschte unter den Füßen der Männer und verhieß eine kalte Nacht. Weder Erich noch der alte Franziskaner achtete sonderlich darauf. Erst als sie nach einer Stunde ihr Ziel erreicht hatten, wandte sich der junge Mann in fragendem Tone zu Pater Sebald:

„Was meint Ihr, sollte ich heute nicht bis zu Eurer Klause mit hinaufsteigen und die Nacht bei Euch bleiben? Es ist doch rauher und wilder, als wir gedacht haben."

„Was fällt Euch ein, Erich?" lachte der Alte. „Es bleibt bei unserm Vertrag; hier scheiden sich allabendlich unsere Straßen! Und Ihr nehmt den geraden Weg zu Eurem Hause — keinen Reviergang mehr!"

„Ich denke nicht daran! Gute Nacht denn und auf morgen abend!" rief Erich dem Pater nach, der mit kräftigem Handdruck von ihm geschieden war und seinen Pfad aufwärts verfolgte. Drei Wege kreuzten sich hier: die große Straße, die über die Berge hinlief und viele Stunden weiter nach Schlesien hinabführte, der tiefe Hohlweg von Grafenstein herüber, der durch den dichten Wald fast wie ein Schacht emporstieg und hier auf die Straße mündete, und ein Fußweg, der hoch über der Straße zu der Waldkapelle des heiligen Veit leitete, bei der Pater

Sebalds einsame Hütte stand. Erich konnte den rüstigen Alten noch eine Weile mit den Augen verfolgen, zwei-, dreimal klang ihm des Mönchs gewohnter Abschiedsgruß „Gott mit Euch!“ noch ins Ohr — dann wandte er sich zum Heimgang. Er blickte in den Hohlweg hinab, dessen weißschimmernde Ränder sich bald im Dunkel verloren, er sah an den beeisten Stämmen empor, lauschte ein paarmal stillstehend dem Wind, der in den Waldschluchten drunten wimmernd verklang. Es war heut wie immer — und immer wie heut! Kein Zweig, kein Stein, kein Laut war anders, und doch schritt Erich wie verzaubert seines Wegs. Sein Herz schlug erregt und das Gespräch an seinem Herde klang in ihm nach.

Beinahe hatte er sein Haus erreicht, als sein Auge, das rasch umhergeblickt hatte, plötzlich gebannt ward. Zu gleicher Zeit stand er still und wandte das Haupt rechts, gespannt lauschend. Der Wald hatte hier eine breite Lichtung und über weite Schneefelder hinweg, die den Abhang des Gebirges bedeckten, sah man tief zu Tal. Da war's ihm, als ob dort unten in der Tiefe, wo er nicht Haus noch Hütte wußte und die Straße einsam zwischen den Vorsprüngen der Riesenberge hinlief, ein breiter Feuerstreif aufflammte. Und zu gleicher Zeit trug der Wind, der, jetzt plötzlich umsetzend, von unten herauf wehte, Töne empor, die sein scharfes Jägerohr als ungewohnt erkannte und doch nicht unterschied. Er holte tief Atem, er spähte schärfer und schärfer hinab, bald war's, als laufe der Feuerschein weithin, bald, als komme er empor, und mit ihm drangen die Töne näher! Eine wilde Spannung und Erregung kam über den jungen Jäger, die Traumbilder seines Hirns vermischten sich mit dem, was er in der Tiefe sah, und die schwankenden Feuerstreifen, die ver-

worrenen Klänge, die Windstöße dünkten ihm Wogen! Er stand hier oben auf einsamer Waldhöhe und die brausende gewaltige Flut des Lebens schwoll zu ihm heran!

Plötzlich versank vor seinem Auge alles, was er eben zu sehen geglaubt hatte. Weithin erglänzte nichts, als der Schnee und das Eis, blieb nichts zurück, als das Brausen des Windes, der ihm jetzt kältend durch Mark und Bein schauerte.

Erich wußte nicht, hatte er geträumt oder gesehen, was ihn so heftig erregte. Eine lange Weile stand er noch in der Lichtung, die tiefe Stille und Öde der Winternacht umfing ihn. Seufzend und kopfschüttelnd raffte er sich auf und erreichte sein Forsthaus. Das Feuer auf dem Herde war herabgebrannt, die kleine Lampe erloschen. Aber eine behagliche Wärme durchströmte den Raum, von der Asche auf dem Herd leuchteten noch rotglühende Funken. Der junge Förster setzte sich dorthin, wo vorhin Pater Sebald gesessen, und starrte, in sich verloren, auf den Aschenhügel, in dem Funke um Funke verglomm. Wie lange er so gesessen und sein dunkles, einsames Geschick bedacht, wußte er sicher selbst nicht. Aber eine Stunde und mehr mußte verflossen sein, als ihn ein plötzlicher Schlag an die Tür seines Hauses aus dem verworrenen Traum emporschreckte. So selten es vorkam, daß ein verirrter Holzknecht, ein Saumtierführer oder streifender Jäger nachts in Erichs Forsthaus Obdach suchte, es war doch schon mehr als einmal geschehen. Aber in diesem Augenblick, nach den Erlebnissen dieses Abends, durchfuhr der eine dumpfe Schlag an die eichene Bohlentür den jungen Mann mit einer Gewalt und Macht, als bedeute er ein ungeheures Ereignis! Rasch, ohne der Vorsichtsmaßregeln zu denken, die er sonst getroffen, ohne nur eine Frage

zu tun, zog er den Riegel zurück. Die Tür ging auf und ließ ihn draußen im Mondlicht eine bekannte Gestalt erblicken.

Erich hätte laut auflachen mögen, als er den schwarzen struppigen Vollbart, das durchwetterte Antlitz und die kleinen stechenden Augen des mährischen Paschers Jablonicz erkannte. Er zog jahraus, jahrein über das Gebirge, mit Fuhrwerk, mit Warenbündeln, mit geheimen Briefen. Erich wie andere, die ihn kannten, und bei denen er einsprach, wußte kaum recht, was der wilde Gesell trieb, kümmerte sich auch nur soweit um ihn, als Jablonicz ihm Wein und mancherlei Bedürfnisse zuführte. Sobald er ihn erblickte, wich die heftige Spannung der letzten Stunde von ihm.

„Ihr seid's, Jablonicz!“ sagte er, gleichgültig, ja mit einem Ton merklicher Enttäuschung. „Wo zum Teufel kommt Ihr so spät nachts her? Das Feuer auf meinem Herd ist schon ausgebrannt, es muß Mitternacht sein. Aber wenn Ihr einen Trunk und einen Bissen kaltes Wildbret begehrt —“

„Nichts begehr' ich — ich bringe, Erich Wallram! — bringe Euch Glück und Ehre und Gold, soviel Ihr haben mögt!“ sprudelte der Mährer hervor, der jetzt mitten im Gemach stand und seine beiden Hände auf Erichs Schultern legte. Bei dem Lichtspan, den der Förster rasch angezündet hatte, nahm er in Jablonicz' Zügen die wildeste Erregung wahr. Die struppigen Haare hingen dem schwärzlichen Gesellen tief ins Gesicht herein, seine Lippen waren in unaufhörlicher zuckender Bewegung, er atmete rasch und stoßweiße, wie ein Mensch, der todmatt ist, und sich doch nicht Zeit zur Ruhe gönnen will. Als er Erichs Blick mit zweifelndem Ausdruck auf sich gerichtet sah, fuhr er wieder heraus:

„Was steht Ihr und starrt mich an, Erich Wallram? Rasch müssen wir sein, wenn wir den großen goldnen Preis gewinnen wollen. Führt mich auf dem nächsten Waldpfad zu Eurem Grafen Harrach auf Grafenstein. Der ist der rechte Mann dafür — der wird sie nicht entrinnen lassen! Sie kommen wahrhaftig — sie ziehen diese Straße herauf und wir brauchen nur das Garn zu stellen, so fliegen die Vögel ins Netz!“

„Von wem sprecht Ihr denn? Seid Ihr toll oder trunken, Jablonicz?“ fragte Erich, dem es nur mit Mühe gelang, sich von dem unheimlichen Besucher loszumachen. „Wer kommt? Wer zieht die Straße herauf?“

„Die bis vor fünf Tagen in Pracht und Prunk auf dem Hradschin saßen!“ rief Jablonicz. „Friedrich von der Pfalz mit seiner blonden Königin! Aus und vorbei ist's mit der ganzen Königsherrlichkeit. Am Weißen Berge halten die Raben ein Festmahl an Friedrichs toten Soldaten, sonst kann der Bettelkönig keinem Menschen eine Schüssel Suppe mehr vorsetzen! Die Bayern haben gesiegt und Ferdinand von Steyermark, wollte sagen Ferdinandus der Andere herrscht in Prag!“

Erich Wallram blickte wie betäubt auf den erhitzten Sprecher, der ihn wiederum bei beiden Schultern gefaßt hatte.

„Versteht Ihr mich recht, Mann? Aus ist's, ganz aus mit ihnen — das nackte Leben suchen sie zu retten und fliehen über Eure Berge! Nach Breslau wollen sie! Ihr Troß war groß, als sie aus Prag zogen, er ist Stunde um Stunde kleiner geworden! — Sie können nicht Widerstand leisten, wenn eine Handvoll entschlossener Männer ihnen die Straße sperrt. Euer Graf, Erich, und wir! Macht fort, laßt uns die Zeit nicht müßig verlieren! Dreißigtausend Goldgülden hat der Kaiser als Preis auf

den Kopf des Pfälzers gesetzt! Graf Harrach wird im Fürstenhut prangen — wir aber haben ausgesorgt fürs Leben, wenn wir sie fassen!"

„Was kommt Euch an!" fiel der junge Förster dem dunkeln Gesellen endlich ins Wort. „Ich habe mich nie um die Händel der Welt und noch weniger um Euch bekümmert. Aber das weiß ich doch, daß Ihr den Pfälzer Euren König geheißen!"

„Der Teufel weiß es!" rief der Mährer wild aus. „Vielmal hab' ich mir die Sohlen wund gelaufen bis nach Siebenbürgen und heimliche Botschaften an den wilden Bethlen Gabor getragen. Mit Undank hat er mich belohnt — mich einen Betrüger, Lügner gescholten — einen Hund geheißen — wäre er noch Herr geblieben, hätt' er mich hängen lassen! Jetzt hat sich der Hund an seine Fersen geheftet, Ihr sollt der Jäger sein, Wallram! Den kürzesten Weg zu Eurem Grafen, kommt! kommt! sonst kommen sie!"

Der junge Jäger holte tief Atem — ihm war es, als ob dunkle Wogen und Wellen in seiner Seele aufrauschten! Das Blut schoß ihm ins Gesicht, seine Augen hefteten sich fest an Jablonicz, der ungeduldig treibend vor ihm stand.

„Ich wollt's ja so!" sagte er klanglos. „So kommt denn, der kürzeste Weg ist der beste!" Bereitwillig folgte ihm der Mährer aus dem Hause. Hätte er ahnen können, was durch den Sinn Erichs fuhr, er hätte keinen Fuß vor den andern gesetzt!

Der junge Förster war in diesem Augenblick entschlossen, den wilden Gesellen unschädlich zu machen. Plötzlich, wie alles an diesem Abend, war ihm der Gedanke gekommen, noch wußte er nicht wie! Wenige Schritte

vom Hause führte der Pfad an einer Schlucht vorüber. Wie er ihrer ansichtig ward, durchfuhr ihn der Gedanke den Mährer hinabzustürzen! Schon gelangten sie zu der Stelle, wo Erich den Begleiter zum vernichtenden Stoß packen mußte, da trat plötzlich Pater Sebalds Bild vor seine Seele und zugleich fiel sein Blick auf einen hölzernen Verschlag, der am Wege stand und in dem er sonst einige Vorräte geborgen hatte. Mit raschem Entschluß und gewandter Stärke ergriff er Jablonicz, der nur einen lauten Aufschrei hören ließ, riß die Holztür des Verschlags auf und stieß den wilden Gesellen in den dunkeln, engen Raum hinein. Er schlug die Tür zu und schob den schweren Blockriegel von außen vor. Drinnen warf sich der Überwältigte einmal mit der vollen Wucht seines Leibes gegen die Tür, deren Festigkeit seines Tobens spottete. Dann schollen wilde Flüche, mit heiserem Gelächter über Erich untermischt, heraus.

Erich hörte weder die einen noch das andere. Fliegenden Schrittes war er zu seinem Hause zurückgekehrt und wandte sich von dort nach der Straße. Mit verhaltenem Atem, mit gespanntem Blick, wie im Fieber glühend, lauschte und spähte er den Weg hinaus. Deutlich unterschied jetzt sein Ohr zwischen den Windstößen menschliche Stimmen, Gewieher und Hufschlag von Pferden. Und dort schwollen sie heran, die roten, feurigen Wellen, die sein erhitztes Hirn vorhin geträumt hatte! Lichter und Fackeln schwankten auf und ab und leuchteten dem dunklen Zug voran, der die Straße daherkam. Erich stürzte ihm wie trunken entgegen; jetzt traf sein Blick auf Rosse und Waffen, auf verhüllte Gestalten. Die Fackeltragenden hoben die Stümpfe ihrer Fackeln höher, ein Gewirr von Stimmen in deutscher und in böhmischer Sprache und in Zungen, die der

junge Förster nie bisher vernommen hatte, schlug an sein Ohr. Mitten im Getümmel drängender Menschen, bäumender, scharrender Pferde, schwerbeladner Saumtiere, fiel Erichs Auge auf eine hohe schlanke Frauengestalt, die halb ruhend auf einer mit Decken und Pelzen belegten Tragbahre saß. Aus den Umhüllungen ihres Hauptes hervor quollen die üppigen blonden Locken; ihre strahlenden blauen Augen blickten fest vor sich hin und richteten sich eben auf den jungen Weidmann, als dieser von den vordersten Bewaffneten des Zuges ergriffen und zwischen die Pferde der Reiter hineingedrängt wurde.

„Wer seid Ihr? Was tut Ihr hier? Was stellt Ihr Euch seiner Majestät in den Weg?“ fragten mehrere rauhe Stimmen im drohenden Tone.

„Ich bin der Förster dieses Waldes und dies ist mein Haus!“ versetzte Erich Wallram ruhig.

„Der Wald gehört?“ frug eine Stimme aus dem Hintergrund des Zuges.

„Dem Grafen Harrach auf Grafenstein“, erklang die Antwort. Unzufriedenes Gemurmel ließ sich aus der Gruppe der Männer hören. Die schöne Frau aber wandte sich rasch zu Erich, der dicht vor ihrer Trage auf die Knie gesunken war.

„Steht auf, junger Jäger! Ich hoffe, Ihr seid ein treuer Böhme und werdet Eurem König und Eurer Königin gern einige Stunden Rast unter Eurem Dache gönnen! Wir sind von der — Reise ermüdet, unsere Dienerschaft ist zum Teil vom Weg abgekommen — Euer Dach soll uns schirmen, Euer Herd erwärmen!“

Erich stammelte nur undeutliche Worte zur Erwiderung. Die holde Erscheinung, der milde Klang der Stimme berauschten ihn. Aber die flüchtige Königin, die deutlich

auf seinem Gesicht las, kehrte ihr Haupt zu dem neben ihr zu Pferd haltenden Herrn, dessen Gestalt und Gesicht in der dichten Pelzumhüllung fast unkenntlich waren.

„Laßt uns hier rasten, mein Gemahl. Die Anstrengungen dieser Tage waren für mich und Euch fast zu groß! Wenige Stunden Ruhe werden uns die Kraft zurückgeben — vielleicht erreicht uns ein Teil unseres verlorenen Gefolges."

„Die Verlorenen finden uns schwerlich wieder — wir werden noch mehr verlieren, Elisabeth!" entgegnete die Stimme des Königs dumpf und vor Anstrengung fast klanglos. „Die Rast möchte ich dir gönnen, aber vielleicht erreichen uns Tillys wallonische Reiter, während wir zu ruhen wähnen."

„Verzeihung, Majestät, daß ich ins Wort falle," sagte einer der bewaffneten Reiter, die König Friedrich umgaben. „Wir haben von Prag her fast zwei Tage Vorsprung, ich sandte meinen Leibjäger mit dem besten Pferde diesen Nachmittag wohl sieben Stunden auf unsere Straße zurück, er hat sich erst in der Nacht wieder an uns angeschlossen und weit und breit keine feindlichen Streifer getroffen. Hier herauf drang noch nicht einmal die Kunde von der Schlacht."

Der König ließ nur einen dumpfen Laut hören, der Zustimmung oder Widerspruch bedeuten konnte.

Die hohe Frau gab inzwischen ein Zeichen, das von allen verstanden ward. Man ließ Erich vorangehen und die Tür zu seinem Forsthaus weit öffnen. Ihm nach folgte der Zug und ehe der junge Weidmann zur Besinnung gekommen war, füllten blendender Lichtschein und brausendes, buntes Leben sein dunkles, einsames Haus.

Wie sie alle hereingekommen waren und Platz ge-

funden hatten, wer sie waren, die um ihn schwirrten, ihm zuriefen und befahlen, Erich wußte es nicht! Die Fackeln, die von den Dienern hingepflanzt wurden, wo sich ein Raum zeigte, ließen ihn nur die Gestalten erkennen. Er stand eifrig schaltend am Herd — denn indem sie über die Schwelle schritt, hatte ihm die Königin gesagt: „Zündet ein wenig Feuer an!“ Prasselnd schlugen alsbald die Buchen- und Eichenscheite zur Esse des Herdes empor, ihre Glut rötete das bleiche Gesicht der jungen Frau, die sich auf denselben Sessel gesetzt hatte, auf dem vorhin der Franziskaner gesessen. Neben ihr stand der König mit gramgefurchtem, mißmutigem Antlitz. Der verhüllende kostbare Pelzmantel war auf den Boden des Gemachs geglitten, er schob ihn unter die Füße seiner Gemahlin. Sein reiches gesticktes Kleid trug die Spuren der eiligen Reise, das schlichtere des Begleiters, der hinter ihm ehrerbietig harrte, schien noch die der Schlacht zu tragen, es war rauch- und staubgeschwärzt, vielfach zerrissen. Das schwarze Auge dieses Begleiters prüfte abwechselnd und mit einer Art Unruhe die Mienen des Königs und der Königin. Erich sah von seinem Standort aus deutlich, wie peinlich die hohen Flüchtlinge den Zwang empfanden, mit dem über ihre Blicke und Worte gewacht wurde. Der König öffnete seine wortkargen Lippen zu einem Befehl.

„Seht hinaus, Graf Kinsky, wie die Rosse untergebracht sind! Stellt Wachen aus und laßt sie häufig ablösen. Schickt alle, die nichts zu tun haben, hier herein, an Schlaf ist doch nicht zu denken und die Leute sollen um meinetwillen ihre Glieder nicht erfrieren!“

„Ihre Majestät aber werden in diesem Getümmel wenig Ruhe finden!“ wendete der Graf mit einer Ver-

beugung vor der Königin ein. Elisabeth machte eine ungeduldige Bewegung mit ihrer schönen Hand:

„Geht, geht, Graf,“ sagte sie. „Vollzieht die Befehle des Königs! Ihr aber bleibt hier!“ wandte sie sich zu Erich, der wenige Schritte vor ihr stand und den Kavalier begleiten wollte. Dann blickte sie dem Grafen nach und sagte nach einer Pause zu ihrem Gemahl: „Er gehorcht doch!“

„Er gehorcht noch!“ versetzte der unglückliche König bitter und nachdrücklich. „Auf ihn zähle ich kaum mehr — wenn er bis Breslau getreu bleibt, wird er meinen, ein übriges getan zu haben. Einer nach dem andern fällt ab — Gott allein weiß das Ende!“

Das Auge der Königin glitt jetzt auf den jungen Weidmann, in dessen Zügen ein tiefer, mitleidiger Ausdruck sichtbar wurde. Sie brach das Gespräch mit ihrem Gemahl ab, um nach Erich Wallrams Namen zu fragen. Wie er ihn genannt hatte, sagte sie mit bewegtem Tone:

„Der Name unseres ersten Gastfreundes auf dieser traurigen Reise soll bis auf bessere Zeiten in unserm Gedächtnis bewahrt bleiben! Ihr werdet uns am Morgen, soweit die Straße durch Eure Wälder führt, geleiten, nicht wahr, Erich Wallram?“

Der junge Mann hätte zu den Füßen der schönen, königlichen Frau stürzen mögen, die ihn bittend anlächelte. Um sein Besinnen war's geschehen, seit er im Strome trieb! Er hatte nur Augen, nur Sinn für die Gäste an seinem Herd. Einmal glitt sein Blick auf die wirren Gruppen, die das Gemach sonst erfüllten. Er sah, daß die bärtigen, betreßten Diener zunächst der Tür am Boden gelagert waren und seine Wintervorräte heißhungrig verzehrten. In der Mitte des Raumes zechten andere von

dem kostbaren Ungar, den er für das Weihnachtsfest bewahrt hatte. Flüchtig glitt ihm einmal durch den Sinn, wie Pater Sebaldus das Forsthaus morgen Abend finden, was er sagen werde! Dann aber war's ihm doch, als habe mit dieser Stunde ein neues Leben angehoben und das alte sei unwiderruflich zu Ende. Mit dem Pagen der Königin, einem blonden, jungen Engländer, wartete er den hohen Flüchtlingen bei dem kargen Mahl auf, das er ihnen noch zu bieten vermochte. So rasch verstanden sich ihre Blicke und so sicher trafen sich ihre Hände, als wären sie seit Jahren Genossen im gleichen Dienst. Er hatte vergessen, was draußen vorging, seit sich eine Welt im engen Raum seines Hauses drängte.

Elisabeth von Böhmen hatte eben das Glas mit dem braungoldnen Ungarwein, das ihr die Hand des Jägers bot, zum erstenmal an ihre Lippen gesetzt. Da trat Graf Kinsky durch die Tür wieder ein, beschneit, mit sturmgerötetem Gesicht.

„Alles ist ruhig und sicher, mein königlicher Herr!“ sagte er herankommend. „Die Wachen sind ausgestellt und halten die Straße, die wir kamen, weit im Auge. Die Pferde sind leidlich untergebracht — und Ew. Majestät Kämmerer ordnet das Gepäck zur morgenden Reise besser, als es gestern sein konnte! Wenn Ew. Majestät zu ruhen vermöchten, kann ich für Eure Sicherheit bürgen. Noch eins, mein König, eben habe ich in Euer Recht der Gnade eingegriffen, Ihr werdet es meinem Eifer zugut halten.“

König Friedrich sah den Sprecher mit einem unbeschreiblichen Blick an:

„Wer wäre so elend, daß er meiner Gnade bedürfte, Kinsky?“

„Doch, doch!“ versetzte der Graf, ohne durch den Ton

des fürstlichen Flüchtlings aus seiner Fassung gebracht zu werden. „In einem kleinen Kerker unweit dieses Hauses fand ich einen Mann, der ehedem Ew. Majestät Dienste geleistet. Es ist ein gewisser Jablonicz — unser trefflicher Gastfreund hat ihn wohl wegen Holz- oder Wildfrevel seiner Freiheit beraubt. Er rief Ew. Majestät Gnade an und ich willfahrte dem armen Burschen."

„Jablonicz?" fragte der König zurück und suchte sich zu besinnen. „Ich kann mich nicht erinnern, weiß nur, daß der Name zu denen gehört, die mir Graf Matthias Thurn oft nannte, zu den vielen Namen, die ich nie, nie hätte hören sollen."

Er schloß wie müde die Augen — der Blick der Königin ruhte besorgt auf ihrem Gemahl. Wie aber Elisabeth von Böhmen ihr Haupt wandte, sah sie den jungen Herrn des Hauses blaß, mit der Miene der tiefsten Bestürzung vor sich stehen. Ein Blick kaum beherrschten Ingrimms schoß auf den Grafen Kinsky hinüber, der Förster rang offenbar mühsam nach Worten. Ehe noch die erschrockene Königin eine Frage zu tun vermochte, rief Erich mit halberstickter Stimme:

„Graf Kinsky — was habt Ihr getan?! Der Mann, den Ihr befreit, kam vor einer Stunde hier herauf, sann mir an, den König und die Königin zu verraten! Ich gedachte ihn unschädlich zu machen, hatte seiner vergessen! Ihr aber laßt ihn frei, jetzt wird er unterwegs zu meinem Herrn, zum Grafen Harrach sein, Euch — uns alle zu verderben!"

Die königlichen Flüchtlinge hatten sich beide von ihrem Sitz erhoben, ihre Augen trafen sich und trafen die des jungen Weidmanns, ein Gedanke war in ihren Blicken! Friedrich von der Pfalz suchte, während die Königin vom

Augenblick überwältigt ihr Gesicht verhüllte, in dem unergründlichen dunklen Auge und dem steinern gewordenen Gesicht des böhmischen Grafen zu lesen.

„Was muß ich glauben, Graf Kinsky?“ hob er gepreßt an. „Seid Ihr so frevelhaft unbedacht — oder habt Ihr mit nur zu gutem Bedacht gehandelt? Ich klage Euch nicht an, rechtfertigt Euch vor Gott und Eurem Gewissen, warum Ihr einem Mann, der uns Unheil sinnt, zur Freiheit halft!“

„Mein königlicher Herr!“ sagte Graf Kinsky, auf Erich deutend. „Diesem Mann scheint die Ehre, königliche Häupter unter seinem Dach zu beherbergen, den Sinn zu verwirren oder er will durch vorgespiegelte Gefahr den Wert seiner Dienste erhöhen! Wer kann und soll Ew. Majestät Sicherheit hier bedrohen? Die feindlichen Reiter sind schnell, aber sie fliegen noch nicht, soviel ich weiß!“

Erich Wallram kämpfte wie in Fluten. In seinem Innern warf er sich hart vor, den gefährlichen mährischen Mann nicht in die Schlucht hinabgestürzt zu haben, hier hörte er sich angeklagt und sah den Schatten auf dem Gesicht des flüchtigen Königs dunkler und dunkler werden. Aber Zeit an sich selbst zu denken blieb ihm nicht — die Gefahr, in welcher die schwebten, die sich seinem Hause anvertraut hatten, wuchs mit jedem verlorenen Augenblick. Er kniete zu den Füßen der Königin und hob seine Hände gegen sie empor:

„Verzeiht meine Sorge und Kühnheit, hohe, königliche Frau. Wir leben hier oben so einsam, so fern von aller Welt, daß ich nicht weiß, ob jener Jablonicz Wahrheit gesprochen. Aber wenn es wahr ist, daß auf Eure Häupter ein goldner Preis gesetzt ward, dann fürchte ich, daß der Mann, den Graf Kinsky befreit, bei meinem

Herrn, dem Grafen Harrach, offenes Ohr und eine willige Hand findet! Wenn Ihr jetzt ohne Verzug die große Straße einschlagt, könnt Ihr noch gerettet werden! Nur ein Hohlweg führt vom Schloß Grafenstein auf die Straße herüber, den Hohlweg müssen sie kommen, wenn sie Euch erreichen wollen. Mit einem halben Dutzend entschlossener Leute könnt' ich im Hohlweg jeden Verfolger stundenlang aufhalten!"

Wie er so kniete, ging ihm wohl dumpf durch den Sinn, was nachher mit ihm geschehen würde. Doch schaute er unverwandt und drängend zum Gesicht der hohen Flüchtlinge empor. König Friedrichs Blick glitt unschlüssig und wirr von dem böhmischen Grafen auf den jungen Förster und mit dumpfer, gepreßter Stimme sagte er:

„Wem soll ich nun trauen, Elisabeth? Auch dieser kann ein Verräter sein!"

Über das Gesicht der Königin ging es wie ein himmlisches Leuchten. Ihre blauen Augen hefteten sich fest, durchdringend auf Erich, dann rief sie aufwallend:

„Traut diesem, mein Gemahl! Nie hat ein Verräter solche Züge getragen. Laßt uns sofort aufbrechen und tun, was er rät, auch er wird, wo nötig, sein Wort lösen."

Ihre weiße, schlanke Hand ruhte einen Augenblick auf Erichs Schulter. Ihm war's, als ob er dankend aufjauchzen müsse. Graf Kinsky suchte seine Erregung unter dem Eifer zu verbergen, mit dem er den raschen Aufbruch anordnete. Tosender und schwirrender als vorhin beim Eintritt drängte der Menschenschwarm in die Winternacht hinaus. Es war die Stunde gegen Morgen, wo die Kälte schneidender und empfindlicher wird; Murren und Flüche über die jäh unterbrochene Rast wurden laut genug und drangen bis zu den Ohren des königlichen Paares. Friedrich und Elisabeth saßen, von wenigen Getreuen umgeben,

noch am Feuer, das Erich vorhin entzündet hatte. Draußen wurden Bündel geschnürt und Rosse geschirrt — nur wenige der Diener dachten daran, ihre Waffen zu prüfen. Einige Männer tauschten rasche Blicke, schwangen sich hastig auf die Pferde und trabten von dem Hause hinweg — nicht die Straße, die vor ihnen lag, sondern jene hinab, die sie gekommen waren. Kinsky trat mit der Meldung ins Haus, daß drei böhmische Leibtrabanten den königlichen Reisezug verlassen und den Weg nach ihrer Heimat eingeschlagen hätten. Erich kam es vor, als ob der Graf, der in unterwürfig ehrerbietiger Haltung seine Meldung machte, ein verstohlenes Lächeln dabei nicht verbergen könne. Die Königin zeigte den Ausdruck stolzer Verachtung, der Pfälzer aber erhob sich und sagte gefaßt:

„Komm, komm, Elisabeth! Und wenn wir allein fliehen sollten — dies unwürdige Schauspiel kann nicht früh genug enden!“

Sie traten hinaus, Elisabeth von Böhmen lehnte den Tragsessel ab, den an Stelle der Entflohenen andere Diener ergriffen hatten, und verlangte ihr Pferd, das der junge englische Page herbeiführte. Erich sprang hinzu und hielt der hohen Frau den Bügel, ein dankbarer Blick fiel auf ihn — und doch atmete er gepreßt und ihm war zumut, wie einem, der auf hoher uferloser See treibt. Er schritt noch einmal in sein Forsthaus zurück, das weite Gemach lag mit den Spuren dieser Nacht, beim letzten Schein der verlöschenden Fackelstümpfe, häßlich verwüstet vor ihm. Wild erregt griff er nach seinem Jagdspieß, nach der mächtigen Hakenbüchse und schlug dann die Tür hinter sich zu — er hörte draußen laut und lauter seinen Namen rufen. Die tausendmal ersehnte Flut war gekommen — sie riß ihn hinweg, wer mochte wissen wohin?

Der Zug des flüchtigen Königs war schon in Bewegung. Nur der junge Engländer hatte Erichs geharrt und sprach ihn im gebrochenen Deutsch hastig an:

„Zeigt uns die Straße zur Rettung! Ihr meint es treu mit der Königin — diese Männer da voran sind allzumal Schufte und würden den Judaslohn gern verdienen, den Graf Kinsky sicher schon in seiner Tasche hat. Wär' ich der König, ich ließe ihn niederstoßen."

Wilder und wirbelnder fühlte sich Erich von den Wogen erfaßt! Er hätte auflachen und fragen mögen, warum er allein von allen der Treue sein solle, doch strebte er nur mit mächtigen Schritten den Zug zu erreichen. Wie er herankam, sah er, daß die Königin nach ihm zurückgeblickt hatte.

„Wir sind auf der rechten Straße, Erich Wallram?" fragte sie, während er neben ihrem weißen Pferde herschritt. „Und wo — wo ist der Hohlweg, von dem Ihr spracht, aus dem die Gefahr kommen müßte?"

„In einer Stunde kommen wir dorthin, Majestät!" entgegnete Erich. „Ihr möchtet befehlen, wer mit mir dort bleiben und für Eure sichere Reise wachen wird!"

Auf den Lippen der Königin erstarb die Frage, was aus den Männern werden sollte, die diesen Dienst übernähmen. Sie wandte sich in englischer Sprache zu ihrem Gemahl. Erich lauschte einige Augenblicke den fremden unverständlichen Worten. Wie die breiten beeisten Baumstämme längs der wohlbekannten Straße vorüberglitten, dachte er wohl daran, daß ein Sprung in den Wald ihn aus der Flut ans sichere Land retten könne. Und doch wußte er, daß er den Sprung nicht tun werde — jetzt nicht und niemals! Die Minuten verrannen, der Zug

trabte und schritt mit immer größerer Eile dahin — Erich folgte ihm willig und willenlos!

Und nun ward der Hohlweg erreicht, dem seit einigen Minuten, seit ihn die Hand des Försters zuerst gezeigt hatte, die Gesichter aller im Zug gespannt und sorgenvoll entgegenblickten.

Er lag still und halbverschneit, wie zur Stunde, wo Erich an dieser Stelle von Pater Sebald geschieden war! Der junge Förster schritt in den Weg hinein, der sich dunkel nach Grafenstein hinabzog. Kein Licht blitzte auf, kein verdächtiger Laut war zu hören. Er blickte an den steilen Wänden der Wegseiten empor, es schien unmöglich sie zu erklimmen. Der Zug hielt zunächst auf der großen Straße; Erich Wallram kam zurück und verneigte sich noch einmal tief vor den königlichen Flüchtlingen:

„Hier allein ist die Gefahr! Laßt mit mir sechs oder acht der zuverlässigsten von Euren Leuten zurück und Ihr sollt fünf, sechs Stunden sichern Vorsprung haben. Dafür bürg' ich Euch, königlicher Herr!"

Auf einen Wink Friedrichs gesellten sich wenige Bewaffnete zu Erich. Auch der junge Engländer sprang vom Pferd und trat zu ihnen. Das Auge Elisabeths weilte mit dankbarer Rührung auf dem mutigen Pagen — dann aber schien sie sich zu besinnen. Sie streifte den Handschuh ab und zog einen Ring von ihrem Finger. Sie neigte sich gegen den jungen Jäger und sagte mit klarer Stimme:

„Ihr wagt viel für uns und setzt alles aufs Spiel! Wir vertrauen Euch ganz! Nehmt diesen Ring, Wallram, nicht als Dank, sondern als ein Zeichen, daß Ihr hohen Anspruch auf unsern königlichen Dank habt."

Der flüchtige Böhmenkönig murmelte einige Laute,

die sich Erich als Dank deuten mochte. Der Zug setzte sich auf einen Wink Graf Kinskys rasch wieder in Bewegung, die müden Pferde wurden angetrieben. Erich wähnte noch einen Blick der Königin zu erhalten. Aber die hohe Frau sah jetzt nur noch auf den jungen Landsmann, der ihre Hand küßte und auf seine Knie sank. Minutenlang konnte man in der mondhellen Nacht noch alle Gestalten im Zug unterscheiden — bis sich die Straße tiefer hinabsenkte und alle zugleich verschwanden.

Die Augen Erichs und des jungen Engländers trafen sich, ein Entschluß war in ihnen zu lesen. Der Förster stieß am Ausgang des Hohlweges die Gabel seiner Büchse tief in den harten Boden — er wies den Bewaffneten den Platz an, wo sie mit ihren Partisanen den Pfad sperren konnten. Dann flog sein Blick den gegenüberliegenden Weg empor, der zu Pater Sebalds Klause führte. Der alte Franziskaner mochte im kurzen Morgenschlummer ruhen, ohne Ahnung, wie jäh und wild die Wogen, vor denen er gewarnt, seinen jungen Freund erfaßt hatten!

Die Straße heran, nicht aus dem Hohlweg hervor, klang Hufschlag. Erich, der Page und die bewaffneten Männer, rauhe gleichgültige Soldknechte, schauten auf. Graf Kinsky kam des Wegs zurück, auf dem er vorhin mit den hohen Flüchtlingen verschwunden war. Leicht und sicher lenkte er sein Pferd, er ritt heran und rief der Gruppe am Hohlweg zu:

„Ihr seid Narren, ihr Männer, wenn ihr für diese da unten sterbt. Ihnen krümmt man kein Haar, wenn die Verfolger sie erreichen, euch läßt der Kaiser hängen!“

Damit gab er seinem Pferde die Sporen und flog die Straße in der Richtung nach Böhmen hin. Hinter ihm drein aber krachte, das Echo weckend, ein Schuß aus

Erichs Büchse, wilder Grimm über den hohen Verräter hatte den Jäger überwältigt. Mit dem Schuß aber ward plötzliches unheimliches Leben geweckt. Den Hohlweg herauf tönten wilde, verworrene Laute, Geräusch schwerer, stampfender Tritte. Die böhmischen Männer neben Erich und dem Pagen sahen sich an, sie traten zueinander. Schrill klangen ihre Stimmen in das Ohr des Erregten:

„Der Kinsky hat recht! Ihnen geschieht nichts — uns geht's an den Hals! Werft die Waffen weg, Brüder, und zieht friedlich eurer Straße."

Sie zogen nicht ihrer Straße, sie flohen eilends dem Grafen Kinsky nach. Der junge Engländer murmelte grimmige Flüche, Erich Wallram lud verächtlich lachend seine Büchse. Der Page warf einen wehmütigen Blick nach der Straße zurück, wo sein Pferd frierend, gesenkten Ohres stand. Erich holte tief Atem, es galt einen letzten Entschluß. Er verstand die Sprache des Jünglings nicht, aber er las in dessen Seele. Rauh und fast befehlend sagte er:

„Dringt der Haufe dort unten wirklich heran, so halten wir beide ihn so wenig auf, als ich allein. Fürchten sie aber meine Büchse, so braucht's nur meiner! Steigt zu Pferd, Herr, sagt Eurer Königin, wie es hier steht, und sorgt, daß sie auf ihrer Flucht die letzten Kräfte von Roß und Mann dransetzen."

Zwei-, dreimal widersprach der Jüngling. Aber Erich sah seinen Blick aufleuchten, als jener endlich gehorchte. Behend schwang er sich in den Sattel, im rasenden Galopp ritt er die Straße hinab. Den Segenswunsch, den er dem treuen Deutschen noch zurief, verschlang der Morgenwind, der sich erhob, und der Hufschlag seines Rappen!

Die Flut des Lebens, die um Erich gerauscht hatte, sank tief! Wie am Abend zuvor stand er einsam in dem heimischen Forst; nur an Rückkehr zu seinem Herd durfte er nicht denken. Der tobende dunkle Schwarm kam den Hohlweg höher herauf — er feuerte seine Büchse mit sicherer Hand ab. Er lud und feuerte wieder, er sah deutlich, wie der Haufe zurückwich, aufs neue näher kam und vor jedem seiner sicher gezielten Schüsse wiederum in der Tiefe verschwand. Viertelstunde um Viertelstunde verrann — eine grimmige Lust an dem wilden Spiel kam über ihn, und das Herz schlug ihm höher bei dem Gedanken, daß jede Minute für die holde flüchtige Königin gewonnen sei. Da klang verdächtiges Geräusch über ihm, Steine und Erde bröckelten von der Höhe herab, wo der Wald am Hohlweg hinzog. Er sah empor, er hörte Stimmen und Tritte, sie klangen wie Wellen über seinem Haupt. Eine wohlbekannte Stimme schlug an sein Ohr — er hörte Jablonicz, den Mährer, mit wildem Fluch ausrufen:

„Es ist nur Wallram, der Förster, der uns hier die Straße sperrt.“ Waffen rasselten über ihm — er zuckte einen Augenblick, dann sah er aufs neue fest in den Hohlweg hinaus. Wieder krachte sein sicherer Schuß in den herandrängenden Schwarm — wieder wich dieser tobend und heulend zurück. Im nächsten Augenblick aber fiel ein Schuß aus der Höhe, Erich Wallram brach getroffen zusammen und umklammerte im Fall seine Büchse. Von der Straße heran klang Geräusch von Schritten, klang Hufschlag zugleich. Jablonicz und die Männer über dem Gestürzten wichen plötzlich ins Dickicht des Forstes zurück — auch im Hohlweg wurde es bald still. Ein Trupp von Reitern, die noch König Friedrichs Feldzeichen trugen, sprengte die Straße daher. Und von seinem Waldkirch-

lein herab kam Pater Sebaldus, den die Schüsse emporgeschreckt hatten und der im Augenblick, wo Erich zusammenbrach, den Ort des Kampfes erreichte. Mit tiefem schmerzlichen Stöhnen warf sich der Alte neben Erich nieder. Er nahm das Haupt des tödlich Verwundeten in seine Arme — er hauchte die Augen und Lippen an, die sich schließen wollten. Da richtete sich Erich Wallram empor — er sah starr auf die Reiter, die um ihn hielten, und erkannte ihr Abzeichen. Mühsam stammelte er:

„Euer König und — eure Königin sind dort hinab! Wenn ihr treue Männer seid, so haltet an dieser Stelle wenig Stunden und dann folgt ihnen nach. Sagt auch der Königin, wie ihr mich hier gefunden habt."

Er schloß die Augen und öffnete sie noch einmal gegen den alten Franziskaner. Seine Hand, die in der des Alten ruhte, hielt krampfhaft den Ring, den ihm Elisabeth von Böhmen gegeben:

„Ihr hattet recht, Pater Sebald!" flüsterte er. „Der Strom geht hoch und reißt einen Menschen jäh hinab! Nicht noch einmal würd' ich mir wünschen, was über mich kam! Aber tun würde und müßte ich doch und immer wieder, wie ich heut' getan habe! Lebt wohl, Pater Sebald, und gedenkt meiner treu, treuer — als die schöne Königin tun wird!"

Bis zum hellen Morgen hielten die Reiter an der Waldstraße. Als sie nach Schlesien hinabritten, stieg der alte Franziskaner mit geröteten Augen und wankenden Schritten zu seiner Kapelle empor. Drunten aber an der Waldecke, unter Schnee und Tannenzweigen, lag ein einsamer Toter, über den die Flut des Lebens hinweggebraust war!

Violanda Robustella.

Am blauen sonnigen Pfingstmorgen ritt Herr Georg von Buol, ein junger rhätischer Edelmann, der am Tage zuvor an der Spitze bewaffneter Bündner über den unwegsamen Alpenpaß des heiligen Bernhardin aus dem Rheinwald gekommen war, das Tal von Misocco hinab. Hinter ihm tönten die Glocken des Fleckens Cremeo, vor ihm die des Dorfes Soazza, ein warmer Luftstrom, der von Süd kam, trug den Glockenschall an sein Ohr und umschmeichelte das jugendfrische aber männliche Gesicht, das blonde lockige Haar des Reiters. Die Talsenkung, in die er, auf den schlanken Hals seines braunen Rosses vorgebeugt, hinabsah, schwoll ihm mit ihrem üppigen Grün, ihren leuchtenden Farben gleichsam entgegen. Über ihm streckten die mächtigen Edelkastanien ihre Zweige hin; soweit sein Auge reichte, standen die zierlichen, hellen, laubreichen Bäume einzeln und in anmutigen Gruppen im welligen Grund und stiegen hoch an den steilen Bergwänden des Tals empor. Herr Georg war wie berauscht von der Pracht und Fülle, die sich zum erstenmal im Leben vor ihm auftat. Zwischen Kastanien, Maisfeldern, halbwilden Rebengärten und Maulbeerbäumen, lehnten sich die Häuser des Dorfes Soazza an einem mächtigen Hügel, hoch auf diesem prangte die stattliche Kirche mit weithin schimmernden grellfarbigen Bildern an ihren Wänden. Am Fuße des Hügels aber standen zwei kleine, unter Bäumen errichtete

Kapellen einander gegenüber und bildeten eine Art Tor zu der großen Kirche. Zwischen den Kapellen und der Hauptkirche, den Hügel hinab und hinauf drängte sich Volk in bunten fremden Trachten, laute begrüßende Stimmen schollen dem Ankömmling entgegen und dieser vergaß im Augenblick ganz, daß er an der Spitze bewaffneter Männer in dies Tal herübergekommen sei, um eine aufrührerisch gesinnte Bevölkerung zu überwachen. Er sah lächelnd auf das bunte Getümmel und atmete mit einem Wohlgefühl, das sich in allen seinen Mienen ausdrückte, die weiche Luft des prächtigen Junimorgens ein. Ihm war zumute, als hebe ein neues Leben für ihn an, alles, was er sah und fühlte, war ihm fremd, und doch schien ihm wieder, als sähe er nur lebendig vor sich, was er schon lange verborgen in seiner Seele getragen hatte. —

So schwang er sich in der Nähe der beiden Kapellen aus dem Sattel und ließ sein Pferd in den Händen eines der Einwohner von Soazza, die sich dienstfertig und unterwürfig, die bunten Mützen in der Hand, um ihn drängten. Er stieg mit raschen Schritten nach dem Gotteshaus empor, doch war an der gleichgültigen Weise, mit der er an den gemalten Bildern vorüberging, die zwischen Kapellen und Kirche standen, alsbald zu erkennen, daß er der heiligen Mutterkirche fremd sei. Und die Reihen, die sich so bereitwillig vor ihm öffneten, schlossen sich hinter ihm mit lautem Gemurr und halblauten Verwünschungen. Halb galten sie dem stattlichen jungen Ketzer, der unbeirrt, ja sichtlich fröhlich seinen Weg verfolgte, halb den Reitern, die ihrem Befehlshaber auf dem Fuße nachdrängten und sich's nicht sonderlich kümmern ließen, daß ihre staubigen Wämser und Lederkoller mit den Festkleidern der Männer und Frauen von Soazza in allzunahe Berührung kamen.

Nach wenigen Minuten hatte Georg Buol die Spitze des Hügels erreicht. Unter einer mächtigen alten Ulme, die über den Steinschwellen der Kirchenpforte eine Art Laubdach wölbte, standen die vornehmsten Einwohner des Dorfes und der nächsten Ortschaften — ein Kreis stattlicher, reich gekleideter Gestalten. Sie hefteten ihre Blicke mehr fest als neugierig auf den Näherkommenden. Nur einer, der vor den andern stand, lüftete zum Gruß das sammetne Barett. Er zeigte ein breites gelbes Gesicht, mit spitzigem grauen Bart und leicht ergrauendem Haupthaar — unter hoher aber wenig gewölbter und scharfkantiger Stirn lagen dicke, buschige Augenbrauen und in tiefer Höhlung kleine aber scharfe schwarze Augen. Der etwa fünfzigjährige Mann schien das Haupt des ganzen Kreises, seine Kleidung von schwerem braunen Sammet, mit reicher Silberstickerei, war prächtiger als die der andern. Georg Buol erkannte ihn auf der Stelle — es war der Doktor Francesco Robustelli, ein Arzt, der vordem auf der Insel Malta ein Vermögen erworben und sich nun in seinem heimischen Tale niedergelassen hatte. Und zugleich fiel ihm bei, daß der Doktor der Bruder jenes Ritters Jacopo Robustelli sei, der drüben im Veltlin Pläne und Ränke spann, um die italienischen Landschaften von den drei Bünden im hohen Rhätien loszureißen und unter die Herrschaft der Spanier im benachbarten Mailand zu bringen. Er erinnerte sich, daß ihm die Bundeshäupter zu Chur von dem Arzte viel Schlimmes geweissagt und mitgeteilt hatten, daß Doktor Franz in seinem Hause verdächtige Priester und Mönche beherberge, daher am schärfsten unter allen Einwohnern des Misox im Auge zu halten sei. Und so geschah es, daß der junge Hauptmann und Talammann die kalte aber höfliche Begrüßung

Robustellis mit einer scharfen warnenden Ansprache und dem Bedeuten erwiderte, daß man wohl wisse, in welche Zettlungen der Doktor samt vielen andern Talbewohnern verstrickt sei. Doktor Robustelli hörte die Worte Buols mit gespannter Aufmerksamkeit, auf seinen Lippen war ein Lächeln, aber aus seinem Auge blitzte ein Strahl ohnmächtigen Zorns. Der junge Hauptmann bereute beinahe schon, zu viel gesagt zu haben — der nächste Augenblick ließ ihn die Heftigkeit seiner Worte noch tiefer bedauern. Denn während er dem Arzt fest in das erregte Gesicht blickte, legte sich plötzlich eine schmale weiße Hand auf den Arm Robustellis, eine schlanke Frauengestalt wurde neben ihm sichtbar und der junge Mann sah zwei leuchtende blauschwarze Augen halb zürnend, halb neugierig auf sich gerichtet. Das schöne Gesicht von edlem Schnitt, das Georg Buol dicht vor sich sah, war vom Schmelz reiner Farben leis angehaucht, die Augen, die bald hellschimmernd, bald von dunkler Tiefe schienen, wandten sich erst zu Boden, als das Mädchen die Befangenheit gewahrte, die jetzt den jungen Hauptmann überkam. Die Flut ihres dichten schwarzen Haars hielt ein goldenes Netz, dessen glänzende Fäden auf den weißen Nacken herabfielen, ohne ihn zu verhüllen. Sie trug ein knapp anliegendes Gewand aus weißem, mailändischem Tuch, von einem goldenen Gürtel umschlossen, der Reiz und die jugendliche Fülle ihrer hohen Gestalt wurden durch dies Gewand eher gehoben als verhüllt. Der junge Edelmann fühlte, daß eine heiße Glut sein Gesicht überhauchte und daß ihn eine plötzliche Verwirrung befiel, die den Blicken Doktor Robustellis nicht entgehen konnte. Da nun Georg Buol zugleich die Augen aller andern auf sich gerichtet sah, zwang er sich, von dem schönen Mädchen hinwegzublicken, und sagte im

Kreise umhersehend: „Vielleicht waren wir in Chur zu argwöhnisch. Doch komme ich auf alle Fälle ohne Zorn und Groll. Ihr aber werdet wohltun, wenn ihr alle Verbindung mit den Spaniern in Mailand und den Männern im Veltlin abbrecht, die Verrat an Graubünden sinnen. Und nun kein Wort mehr davon — ich kam nicht, um euer Pfingstfest zu stören, sondern es mit euch zu feiern."

Ohne daß er es wußte und wollte, ruhten seine Blicke wieder auf dem Gesicht des schönen Mädchens, die einen Schritt zurückgetreten war und, wie er deutlich bemerken konnte, die Perlen ihres kostbaren Rosenkranzes hastig durch die Finger gleiten ließ. In diesem Augenblick klang über ihnen erneutes kurzes Geläut — die Messe drinnen nahm ihren Anfang. Doktor Robustelli, der bei den letzten Worten Buols eine gewisse Spannung gezeigt hatte, fragte den jungen Mann noch rasch, ob er jenem Zweige seiner Familie angehöre, der der alten Kirche treu geblieben sei. Und während sich in seinen harten Zügen eine Art lauernder Hoffnung malte, sah Georg Buol, daß das Gesicht des schönen Mädchens einen Augenblick freudig aufleuchtete. Er konnte nur schlicht erwidern, daß der Doktor sich irre, daß er zu den Evangelischen gehöre, daß ihm aber der Friede des Glaubens und die Rechte seiner katholischen Landsleute so heilig seien, als sein Eid. Dabei trieb es ihn, die Wirkung seiner Worte auf das schöne Mädchen zu beobachten. Sie blickte sehr ernst und fast traurig auf ihn und klammerte sich fest an den Arm des Doktor Robustelli, als dieser mit einem kalten Gruß von dem jungen Hauptmann Abschied nahm und durch die Kirchenpforte schritt. Georg Buol sah ihm und ihr und den andern, die dem Arzte rasch folgten, nach wie einer, der

nicht weiß, ob er vom Traume erwacht, oder zu träumen beginnt.

Doch verließ er endlich den Platz vor der Kirchenpforte, der jetzt beinahe menschenleer war, und wandte sich zu seinen Soldaten, die in einiger Entfernung standen und mehr als einen verwunderten Blick unter sich getauscht hatten. Johann Flürs aus dem Oberhalbstein, der riesige graubärtige Wachtmeister, war gerade dabei, aus seinen Erfahrungen im Veltlin den Kameraden mitzuteilen, daß es nie und nimmer gut tue, den welschen Weibern in die Augen zu blicken, als der junge Hauptmann herankam und allen befahl, sich in ihre Quartiere im Dorfe Soazza zu begeben. Da Buol auf die rauhe Anfrage des alten Flürs, ob er selbst nicht mit hinabkomme, nur kurz zur Antwort gab, er habe hier noch zu verweilen, so blieb den Reitern nichts andres, als zu gehorchen. Der junge Mann blickte ihnen nach, wie sie zu ihren Rossen hinabgingen. Dann sah er sich um und nahm wahr, daß an der Schwelle der Kirche, gerade unter dem steinernen Bilde der heiligen Rosalie, ein alter Bettler saß. Er warf ihm im Vorübergehen ein Silberstück in den Hut und fragte mit so gleichgültigem Tone, als er nur vermochte, ob das Mädchen, das an Doktor Robustellis Seite gestanden, dessen Tochter sei. Der Bettler antwortete mit verschmitztem Augenniederschlag, Madonna Violanda sei nur die Nichte des Arztes. Sowie der Alte dies gesagt hatte, verlor Georg Buol die künstliche Ruhe, die er zur Schau getragen, und forschte mit einer gewissen Heftigkeit, ob Violanda in der Tat ein Kind jenes Ritters Jacopo Robustelli sei, der zu Grossotto im Veltlin saß und als das Haupt der aufrührerisch gesinnten Katholiken galt. Der Bettler lachte bei dem Eifer des bündischen Herrn

in sich hinein und gab nach einigem Zögern zur Antwort: der gestrenge Talammann irre, der Vater der Jungfrau sei ein Kaufherr zu Plurs gewesen und vor zwei Jahren mit seiner Stadt und seinen Mitbürgern bei dem furchtbaren Sturz des Berges Conti verschüttet und begraben worden, während sich seine Tochter Violanda eben zum Besuch im Hause ihres Oheims, des Doktors von Soazza, befunden habe. Er fügte hinzu, daß Madonna Violanda im Hause des Oheims ein hartes Leben führe, und sagte zuletzt mit plötzlichem Aufschlag seiner listig funkelnden Augen:

„Einen gesegneten Morgen, Junker, und wenn Ihr einmal etwas an die Nichte des Doktors zu bestellen habt, so erinnert Euch, daß Battista Calzo an dieser Kirchtüre sitzt und gern dienstwillig ist!"

Georg Buol hatte sich schon von dem Bettler weggewandt, bei dessen letzten Worten erglühte er und fragte sich erschrocken, ob denn sein Gesicht aller Welt die seltsame Bewegung seines Innern verraten habe? Er flüchtete sich gleichsam zu der Gruppe mächtiger Kastanien, die den Westabhang des Kirchenhügels bestand. Indem er sich in das dichte trockene Moos unter den Bäumen niederwarf, suchte er seiner wirren Gedanken Herr zu werden. Zuerst atmete er tief auf, daß seine jähe Furcht, die schöne Violanda könne die Tochter des verrufenen Ritters Robustelli sein, sich als nichtig gezeigt hatte. Dann aber schoß ihm die Frage durch das Hirn, was denn für ihn zu fürchten sei, auch wenn der dreiste Bettler eine andere Antwort erteilt hätte. Er stützte seine Stirn in beide Hände und fand sie heiß und brennend. Wie ihn in der Frühe der Zauber des Pfingstmorgens, die Pracht des südlichen Tals mächtig ergriffen hatte, als könne er des

kaum genossenen Anblicks nie wieder entbehren, genau so hatte das Anschauen der schönen Violanda auf ihn gewirkt. Ein heftiges Verlangen, sie zu sehen und wiederzusehen, ihr nahe sein zu dürfen, lebte plötzlich in ihm, und dabei war ihm doch, als wäre es nicht eine halbe Stunde, sondern unendlich lange Zeit, daß ihn dies Verlangen ergriffen. Indem er dem wunderbar rätselhaften Erlebnis noch nachsann, blitzte flüchtig der Gedanke auf, während er hier liege, könne die Familie Robustelli die Kirche durch die große Pforte auf der Südseite verlassen, die er nicht im Auge hielt. Und dieser Gedanke genügte, den jungen Mann von seinem Sitz empor zu treiben. Dann aber hielt er doch seinen Fuß zögernd zurück, denn fast im gleichen Augenblick überflog ihn die Glut sehnsüchtiger Wünsche und die Glut der Scham über so plötzliche Hast und Leidenschaft!

Allmählich kam er der Kirche wieder näher — den Blicken des Bettlers, der sich an der großen Pforte sonnte, suchte er auszuweichen. Durch Fenster und Pförtchen drangen einzelne Töne der Messe an sein Ohr — sie riefen ihm nur das Bild des Mädchens, das jetzt da drinnen kniete, vor die Seele. Er meinte die bunten Gruppen der betenden Frauen und aus allen hervorleuchtend die klaren Züge, die schimmernden Augen zu sehen, die ihm schöner und lockender erschienen, als alle Schönheit und Jugend, die er je daheim geschaut hatte. Während er unruhig bewegt auf und ab ging, geschah, was er träumte. Von allen Seiten taten sich die Eingänge der Kirche auf, aus ihnen hervor traten einzeln und in kleinen Gruppen alle Frauen, die vorhin zur Messe gegangen waren — aber nicht einer der Männer begleitete sie! Einen Augenblick erinnerte sich Buol seines Amtes

und wurde bei diesem außergewöhnlichen Anblick von Besorgnis und Mißtrauen ergriffen. Dann fiel ihm bei, daß er selbst diesen Morgen dem Pfarrer von Soazza eine mahnende Ansprache an das Talvolk gesandt habe, die jetzt sicher vor den Männern in der Kirche verlesen wurde. Beruhigt lächelte er, was sollte die ernste Warnung vor Aufruhr und Umtrieben den Frauen und Mädchen, was sollte sie vor allen ihr? Da es gewiß nur wenige Minuten währen konnte, bis auch die Männer aus der Kirche kamen, so drängte sich Georg mit raschem Entschluß an die Seite des Mädchens, die er bei ihrem Hervortritt mit sicherm Blick sofort erspäht hatte: sie schlug zu seinem Erstaunen den Weg nach der Baumgruppe ein, von der er kam. Sie ging ruhig neben ihrer Begleiterin, einer ältlichen Frau in gedrückter, beinahe unterwürfiger Haltung, aber mit scharfen Zügen und Augen. Beide nahmen den Nachfolgenden nicht eher wahr, als bis sie unter den Ulmen stillstanden und den jungen Hauptmann dicht bei sich erblickten. Die Alte ließ einen Laut des Verdrusses hören, Violanda aber wandte ihm in ruhiger Fassung ihr Gesicht entgegen und erwiderte den tief ehrerbietigen Gruß des Nahenden mit leichter Neigung des schönen Hauptes. Dabei blickten ihn ihre tiefen Augen mehr forschend als fragend an, er aber gewann plötzlich den Mut, den ernsten prüfenden Blick für eine Frage zu nehmen, und sich bei Madonna Violanda darüber zu entschuldigen, daß er sie für einige Augenblicke der Begleitung der Ihren beraubt habe. Das Gesicht des jungen Mädchens verriet eine gewisse Verlegenheit, ihre Antworten wurden mit klarer, aber leicht zitternder Stimme gegeben, so daß das Gespräch der beiden etwas Einsilbiges behielt. Georg Buol fühlte den wunderbaren Schauer, der

ihn beim ersten Anblick dieses Mädchens erfaßt hatte, wiederkehren. Die Gegenwart der Alten erschien ihm beengend, peinlich — im ersten Augenblick, als sie hinwegsah, wurde sein Ton freier, wärmer, und hastig sagte er, daß er sein, den Talbewohnern verhaßtes Amt nicht gesucht, daß er es nur mit Widerstreben angenommen habe, sich aber doch jetzt glücklich preisen müsse, es erhalten zu haben. Dunkle Glut überflog bei diesen Worten Violandas Wangen, sie versuchte einen Augenblick den jungen Mann zürnend anzuschauen. Aber an Stelle des Unwillens trat alsbald ein ganz andrer Ausdruck — dankbares Entzücken, Scheu und Mitleid mischten sich in den schönen Zügen. Die alte Eustazia blickte noch immer gelangweilt nach der Kirche hinüber. Violanda näherte sich einen Schritt dem jungen Manne und flüsterte — indem ihr Gesicht plötzlich die Farbe ihres Gewandes erhielt:

„Ihr scheint redlich und gut, darum flieht von hier, so rasch Ihr könnt. Sie sinnen Euch Böses und niemand meint es wohl mit Euch!“

Georg vernahm mit freudigem Schreck die raschen Worte. Die Warnung selbst berührte ihn kaum, er glaubte zu verstehen und zu wissen, was das Mädchen meine, ihn beglückte nur die plötzliche Erregung, die unverhoffte Teilnahme Violandas. Er versuchte in raschen zitternden Worten sein plötzliches Gefühl, sein Glück auszudrücken. Aber die Laute seiner Stimme drangen schon an das Ohr der alten Eustazia, die sich argwöhnisch dem jungen Paar wieder zuwandte und, mit finsterem Blick auf den rhätischen Edelmann, die Hand Violandas faßte. Georg vernahm noch, wie sie in ihrem lombardischen Dialekt das schöne Mädchen schalt — er mußte gewaltsam an sich halten, um nicht gegen die alte Hüterin loszubrechen.

Violanda ging mit gesenkter Stirn neben Eustazia, sie wagte keinen Blick rückwärts — und erwiderte auf das Schelten der Alten und den Ausruf, daß sich kein Mädchen soweit vergessen dürfe, die Worte junger Männer anzuhören, errötend nur, daß der junge Talammann ihr besser und redlicher erscheine, als die jungen Männer des Tals und ihrer Heimat. Die alte Eustazia aber wiederholte kopfschüttelnd:

„Sie wollen alle nur eines, das Schlimmste! Darum darfst du es von keinem hören, als dem, den dir der Doktor Francesco zum Manne bestimmt. Komm — komm, Kind — dort treten sie aus der Kirche heraus — alle Heiligen mögen segnen, was sie drinnen beschlossen haben!"

Violanda bebte über den ganzen schlanken Leib — ihre Hände falteten sich halb unbewußt zu einem Gebet — sicher nicht zu dem, das Eustazia verlangte. Die Alte sah nur zurück nach dem jungen Hauptmann, und da dieser Violanda nicht aus den Augen ließ, ja mit zögernden Schritten folgte, so führte sie ihre schöne Pflegebefohlene um so rascher und trotziger dem Doktor Robustelli entgegen, der, eifrig mit mehreren Männern sprechend, von der Kirchenpforte herankam. Bei der eiligen Annäherung seiner schönen Nichte und der alten Eustazia blickte der Arzt verwundert auf, und als der knöcherne Finger der Alten auf den jungen Edelmann zurückdeutete, schlug rasche Zornröte im gelben Gesicht des Doktors empor. Das Gespräch der Männer verstummte, und sowie Padre Giovachino, der Theatiner von Como, hinzukam, der drinnen in der Kirche die Messe gelesen hatte, gingen sie sämtlich auf Georg Buol zu — nachdem Doktor Robustelli Eustazia eine Weisung ins Ohr geraunt hatte, infolge deren die Alte ihre junge Pflegebefohlene alsbald

den Kirchenhügel hinabführte und mit ihr in einem der größeren Häuser von Soazza verschwand.

Der junge Hauptmann sah dies alles wohl, das heiße Blut schoß auch ihm dunkelrot ins Antlitz — aber er dachte an Violanda und wartete das Herankommen der Männer aus dem Misoccotale nicht ab. Mit einem finster warnenden Blick auf die Gruppe, aus der ihm jetzt unverhohlen feindliche Gesichter nachstarrten, grüßte er und schritt dann zur Straße hinab, an der er vorhin vom Pferde gestiegen war. Als er an den Bildstöcken mit der roh gemalten Passion vorüberkam, mußte er zur Sonne emporblicken, die noch längst die Mittagshöhe nicht erreicht hatte, um gewiß zu werden, wie kurze Zeit verstrichen sei, seit er den Kirchenhügel emporgestiegen war. Er setzte sein Roß in Trab, als er aber an dem dunkeln steinernen Hause vorüberritt, in dessen Tür Violanda Robustella vorhin eingetreten war, ließ er das Tier im langsamen Schritt gehen. Erst als alles Emporblicken zu den schießschartenähnlichen, eisenvergitterten Fenstern umsonst blieb, drückte er die Sporen ein und erreichte bald weit draußen vor dem Dorfe den Hof des Podesta, in dem ihm sein Quartier bereit gehalten wurde.

Die Männer auf dem Hügel hatten ihm gespannt nachgesehen; bei jeder Rosseslänge mehr, die der junge Hauptmann sich entfernte, trat ein Ausdruck der Erbitterung unverhüllter in ihren Gesichtern hervor. Der Theatiner erhob drohend den Arm und rief Georg Buol den christlichen Wunsch nach, daß ihn der Arm des Herrn wie König Sanherib treffen möge. Doktor Robustelli entgegnete mürrisch, der bündische Herr sei schlimmer als der Assyrerkönig, der habe mindestens seine Frauen mit sich geführt, während dieser sogleich nach den ihren begehre. Ein

dritter der Männer lächelte boshaft zu diesem Zornausbruch des Arztes. Er zeigte eine hohe hagere Gestalt, ein Gesicht, in dem die Knochen so energisch hervortraten, daß das ganze Antlitz gleichsam aus Ecken und Höhlen zu bestehen schien. Aus der tiefsten der Höhlen aber funkelten dann ein paar schwarze Augen so beweglich hervor, daß Doktor Robustelli die Hand vor seine Augen hielt und leise, aber ingrimmig zu Padre Giovachino sagte: „Paravicis Blicke sind wie wilde Katzen, die auf einen einspringen möchten; 's ist ein wüster Habenichts, ein verdorbener Leutnant, den selbst die Venezianer, die wahrlich nicht heikel sind, aus dem Dienst gejagt haben, ein unheimlicher Geselle! Der Ritter Jacopo, mein Bruder, muß nicht recht bei Sinnen gewesen sein, daß er diesem Mann für seine Dienste die Hand unserer Nichte zugesagt hat. Lieber lasse ich sie ganz unvermählt und behalte sie bei mir, ehe ich den Stolz und die Hoffnung unseres Hauses solchem Gesellen hingebe."

Der Pater indes verwies dem Arzt nachdrücklich seine Rede und fragte ihn mit gerunzelter Stirne, ob er wirklich einen Kämpfer der Kirche um seinen verheißenen Lohn zu betrügen denke? Es stehe übel um die heilige Sache, wenn solche Gesinnungen unter ihren Häuptern sich verbreiteten, nicht umsonst solle Signor Paravici Hand und Gut Violandas erhalten, sondern, wie der Doktor wohl wisse, für große und schwere Dienste, die nahe bevorstünden. Wenn der tapfere Soldat kein Vermögen habe, so möge Doktor Robustelli bedenken, daß heute mancher in Haus und Hof sitze, der in einem Monat Gott danken werde, am Bettelstab über die Berge flüchten zu können. Der Pater zeigte dabei talaufwärts nach den blauen Höhen des Bernhardin und wandte sich von dem Arzte hinweg

zu Signor Paravici, der argwöhnisch einzelne Worte des Gesprächs erlauscht hatte. Doktor Robustelli, von der Strafpredigt des Mönches wenig erbaut, sprach seinen Groll gegen den wohlhabendsten seiner Nachbarn scharf aus und wiederholte, daß er nicht daran denke, dem Gurgelabschneider Paravici zum Lohn für sein Handwerk seine schöne Nichte zu geben. Messer Gregorio, der Ölhändler, gab phlegmatisch zur Antwort, wenn der Doktor nicht schon eine Frau hätte, so würde er denken müssen, Herr Francesco wolle Violanda für sich behalten. Der Arzt aber schlug das Kreuz und erwiderte eifrig: „Auf schöne Töchter baut wohl eine geringe Familie ihre ganze Hoffnung emporzukommen. Warum soll ein stattliches Haus, dem eine Perle, wie unsre Violanda, geworden ist, sie dem ersten besten an den Hals hängen?“ Vielleicht wäre es auch zwischen den beiden Alten zu einem Zwist gekommen, wenn Padre Giovachino nicht die Aufmerksamkeit aller umstehenden Männer auf sich gezogen hätte. Er ermahnte sie, da man mit dem neuen Talammann und seinen evangelischen Soldaten ebensoviel Späher ins Tal gesandt habe, wachsam und vorsichtig zu sein. Jede Abrede sei getroffen, jeder Mann wisse, was ihm zu tun obliege. Alle Ketzer sollten an einem Tage zu gleicher Stunde hinweggetilgt werden. Ritter Jacopo Robustelli zu Grossotto, des Arztes wackrer Bruder, werde Botschaft senden, zu welchem Zeitpunkte die Erhebung im Veltlin losbreche. „Seid alle bereit,“ schloß er, „und erhaltet eure Nachbarn in der Pflicht. Wer Waffen braucht, holt sie bei Nacht aus dem Hause des Signor Paravici zu Lostallo und verbirgt sie dann wohl, wer eine wichtige Nachricht hat, trägt sie unbemerkt zu Doktor Robustelli. Den Segen des heiligen Ambrosius und des ehrwürdigen Erzbischofs

von Mailand bringt in kurzer Frist ein würdiger Bruder des Klosters Jesu zu Mailand! Wenn ihr in den nächsten Tagen an Doktor Robustellis Seite einen Apothekergehilfen erblickt, so wißt ihr, daß der Segen gekommen ist. Inzwischen geht mit Gott und keiner vergesse seines Eides: vor dem Tage des Zorns keinen Evangelischen zu warnen, und an dem Tage des Zorns keinen zu schonen, wäre er auch sein Bruder, Vetter oder Freund!"

Die Umstehenden nickten stumm zu den Worten des Mönches, ein Ausdruck von düsterem fanatischen Groll, von wilder Erwartung lag auf allen Gesichtern. Padre Giovachino war der erste, der diese Stimmung wieder verscheuchte, er wandte sich zu dem hagern Signor Paravici und forderte ihn auf, mit ihm zu kommen:

„Doktor Francesco wird uns ein Mittagessen geben und wir haben noch einen weiten Weg zurückzulegen."

Doktor Robustelli zuckte bei dieser Einladung an den verhaßten Abenteurer so zusammen, als ob er Signor Paravici am liebsten schon jetzt die Mahlzeit gesegnet hätte. Aber seine Freunde und Nachbarn nahmen rings um ihn Abschied, er mußte sich beherrschen, so gut er konnte. Sowie die Männer auseinandergingen, nahmen Signor Paravici und der Theatiner den schweigsamen Arzt in ihre Mitte, gingen mit ihm zur Landstraße hinab und nach dem großen schwärzlichen Steinbau hinüber, der etwa hundert Schritte von der Landstraße in einem halbverwilderten Rebengarten gelegen war. Achtungsvoll ließ Doktor Francesco den Theatiner vorangehen, trat aber dann rasch vor Signor Paravici über seine Schwelle und überließ es dem betroffenen Gast ihm nachzufolgen.

Doktor Robustelli war nicht der einzige Mann in Spazza, der an diesem Mittag ungebetene Gäste an seinem

Tische saß. Die bündischen Soldaten, die mit Hauptmann Buol aus dem Rheinwald herübergekommen waren, lagen in verschiedenen Häusern des reichen Dorfes. Doch überall begegneten sie verdrossenen Mienen, finsteren Blicken. Nur wenige von ihnen verstanden die Mundart des Tals, die wenigen fingen einzelne Worte auf, die ihnen keinen Zweifel an der feindseligen Gesinnung der Einwohner ließen. So kam jetzt einer nach dem andern der rauhen Männer zu dem Hause, in dem Georg Buol sein Quartier genommen hatte, um dem jungen Hauptmann alle Besorgnisse mitzuteilen. Dieser saß in einem hohen Gemach, in dem der Boden mit schweren Steinplatten erquickliche Kühle aushauchte. Nach dem Garten hin, der im Mittagslicht flimmerte, war das einzige Fenster des Gemaches mit einer dichten, kunstreich geflochtenen Matte verhangen — halbe Dämmerung herrschte in dem weiten Raum. Doch war es Georg jetzt beim Kommen und Gehen seiner Reiter zumute, als habe er nur das Sonnenlicht abgesperrt und die ganze, heiße, dumpfe Schwüle des Mittags dringe ihm doch ins Gemach. Er hätte ums Leben gern die glückselige Stimmung des Morgens festgehalten — nun wollte der Tag sein Recht und seine Sorge! Mit scharfem Ohr unterschied der junge Führer in den Berichten der Soldaten, was müßiges Geschwätz und was Besorgnis erweckend war. Ruhig, sicher ordnete er den Wachtdienst an und gab Befehle, daß sich im Falle eines plötzlichen feindseligen Losbruchs der Talbewohner die kleine Schar im Schutze des Hauses sammeln solle, das er selbst bewohnte. Er sandte vertraute Boten mit Briefen nach Chur, nach Cläven und Sondrio an die bündischen Amtleute und sagte zuletzt dem alten Johann Flürs, der mit finstrer Sorgenmiene und kopfschüttelnd in seinem Gemach

stand: „Gebt Euch zur Ruhe und erwartet, was kommen wird, wie Männer. Die Sachen sehen nicht drohender aus, als wir wußten, ehe wir in Chur den Befehl erhielten, ins Misox zu gehen!“

Der Alte aber nahm allen seinen Mut zusammen und entgegnete mit rauher und mürrischer Stimme, daß allerdings alles um viel schlimmer stehe, als diesen Morgen, weil die Tochter oder Nichte des gelbhäutigen Arztes ihrem jungen Hauptmann den Sinn berückt habe. Zürnend widersprach Herr Georg — mit der Rede des Alten drängte die Welt sich frech in seine geheimste Empfindung hinein, deren er selbst noch nicht gewiß war. Ohne ihn überzeugt zu haben, trieb er den alten Soldaten mit Scheltworten von sich, und blieb in wunderbarem Zwiespalt zurück. Freilich war es eine Torheit, jetzt und hier an ein Mädchen und an dies Mädchen zu denken! Und doch stieg das Bild Violandas in all ihrem Liebreiz beständig wieder vor ihm auf. Er dachte daran, im Hause Robustelli ohne weiteres vorzusprechen und zum Vorwand eine Unterredung über die Landesangelegenheiten zu nehmen. Zu rechter Zeit fiel ihm noch bei, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach dabei nur in das gelbe lauernde Gesicht des Arztes und nicht in das seiner schönen Nichte sehen werde. Dann erinnerte er sich des Bettlers unter dem Bilde der heiligen Rosalie. Vielleicht vermochte ihm dieser wenigstens zu sagen, zu welcher Stunde an andern Tagen das Mädchen zur Messe komme. Und kaum war dieser Gedanke aufgeblitzt, als Georg Buol Hut und Schwert nahm und rasch den Weg nach dem Kirchenhügel einschlug. Das Dorf lag noch in der Mittagsstille. Die Blumen in den Gärten umher hauchten stärkere Düfte aus, bunte Falter, die in ganzen Scharen vor ihm aufflogen, belebten die menschenleere

Gasse, durch die die Straße sich hinwand. Auf einer und der andern Schwelle saßen halbnackte braune Kinder, die hinter dem hohen blondbärtigen Manne mit der blitzenden Waffe erschrocken das Kreuz schlugen. Georg Buol stieg so eilig zu der Kirche hinauf, als ahne er, wer in diesem Augenblick auf der andern Seite emporkomme! —

Doktor Robustelli hätte an alles in der Welt eher gedacht, als daß der verhaßte Ankömmling an diesem Tage die Kirche von Soazza noch einmal aufsuchen werde. Vor einer Viertelstunde hatte er unter Schelten über ihre laue Frömmigkeit seine Nichte zu einem stillen Gebet aus dem Hause getrieben. Denn mit jeder Minute war dem galligen Arzte Signor Paravici unerträglicher erschienen. Der Soldat hatte zwar bei Tisch breit und prahlerisch von allen Einzelheiten des großen Schlages gesprochen, der gegen die Evangelischen geführt werden sollte und der wechselweis in den Klöstern von Mailand und in den Tälern des Veltlin geplant worden war. Aber er hatte dabei die schöne Violanda, die den Tisch bedienend ab und zu ging, mit seinen Augen verschlungen, er hatte zwei-, dreimal eine Berührung ihrer Hand gewagt und ein Gespräch mit ihr angeknüpft. Und so kurz und einsilbig auch das Mädchen geantwortet hatte, Doktor Francesco hatte doch jedesmal wie bei einem Biß gezuckt und war immer zerstreuter und einsilbiger geworden. So hatte er zuletzt, alles andere vergessend, seine Nichte selbst hinweggeschickt und auch die Einrede Padre Giovachinos, daß es noch längst nicht Vesper sei, unbeachtet gelassen.

Violanda Robustella hegte auf ihrem Gange trübe Gedanken. Sie wußte etwas davon, daß ihre Hand dem ehemaligen Offizier in venezianischen Diensten versprochen sei. Und da sie ihn nie ansehen konnte, ohne daß ein

Schauer über ihren schlanken Leib ging, so sann sie darüber nach, ob dies das ganze Leben so fortdauern werde. Wäre Signor Paravici minder abstoßend und unheimlich gewesen, so würde sie vielleicht versucht haben, ihn mit freundlicheren Augen zu betrachten. Denn im Hause des Oheims ward sie herrisch und hart gehalten, und wenn der Doktor Francesco gelegentlich freundlicher zu ihr sprach und sie selbst liebkoste, war ihr doch selten wohl dabei zumut. Alle seine Liebe galt ihrer Schönheit, sie erinnerte sich gut genug, daß er zur Zeit einer schweren Krankheit sie lieber tot als häßlich gewünscht hatte. So fiel ihr jetzt schwer aufs Herz, wie wenig frohe Stunden das Leben habe und wie rasch eine solche Stunde vorübergehe, eine Stunde wie an diesem Morgen, wo sie die zauberische Wirkung beglückt hatte, die ihre Jugend auf den jungen Hauptmann sichtlich hervorbrachte. Sein Gesicht, wie er ihr nachgeblickt hatte, lebte in ihrer Seele, und daher war sie minder erschrocken, als er selbst, als sie auf dem Hügel wenige Schritte von der Kastaniengruppe, jetzt plötzlich mit Georg Buol zusammentraf!

Die Bestürzung des jungen Mannes war eine freudige — durch Violandas Seele zuckte im ersten Augenblick nur der Gedanke, ob ihr Oheim selbst darum gewußt habe, daß der Talammann hier verweile? Sie verbarg ihre Freude so wenig als ihr Erstaunen. Aber instinktmäßig, ohne Laut, ohne Zeichen der Begrüßung strebten beide der schützenden Baumgruppe zu, die sie mit ihrem üppigen Laub neugierigen Blicken von unten entzog. Und dort angekommen, wo sie sich vor wenigen Stunden allein gesehen hatten, streckte der junge Mann beide Hände mit einem bittenden Blick aus — Violanda, die Augen niederschlagend, überließ ihm ihre Hand und sagte dann, nach

einem gleichgültigen Wort haschend und doch zitternd und erregt:

„Euer Amt treibt Euch viel hierher, Herr von Buol. Fürchtet Ihr unsere Kirche so sehr?“

Sie warf dabei einen Blick auf das Gotteshaus zurück, einen Blick, bei dem Georg zu anderer Zeit erraten haben würde, daß immerhin etwas von daher zu fürchten sei. Er aber ward jetzt nur inne, daß die schöne hohe Gestalt in anmutiger Haltung an seiner Seite stand. Er hielt sich achtungsvoll einige Schritte fern, doch der Hauch seines Mundes bewegte leis eine Locke ihres Haars, der Duft der Blüten, die sie im Gürtel trug, wehte ihn berauschend an. Er pries sein Glück, das ihn abermals und zu bessrer Stunde als diesen Morgen heraufgeführt habe, sowie er aber sah, daß sie unmerklich von ihm wich und scheu die Entfernung zwischen den Bäumen und der Kirchenpforte maß, bezwang er sein ungestüm pochendes Herz und fand einen Ton der Unterredung, dem das schöne Mädchen mit größerer Ruhe lauschte. Sie lehnte leicht an einem der Baumstämme, der junge Mann vor ihr stützte sich auf sein Schwert, das so lässig in seiner Hand ruhte, als sei es von jeher ein Stab gewesen — und so tauschten sie Wort um Wort und sahen sich immer länger, immer tiefer in die Augen. Entzog Violanda ihre blauen Augensterne dem Blick des jungen Mannes auf einige Minuten — so mußte sie doch alsbald wieder auf ihn hinsehen, ihn strafend anblicken, wenn er ihre Hand wie traumvergessen ergriff. Wie sie begonnen hatten, ihre jungen Erlebnisse zu tauschen, hätten beide wenige Minuten später selbst nicht mehr gewußt, aber gespannt und anteilvoll lauschte jedes von ihnen jedem Laut des andern. Georg Buol hörte von Violandas frohen Kinderjahren, die sie

verlebt, als ihr Heimatort Plurs noch über der Erde stand — er vernahm von dem traurig eintönigen Dasein, das sie seitdem im Hause des Oheims geführt hatte, von der Strenge der Base und der Furcht des schönen Mädchens, daß ihr auch kommende Tage nicht heller leuchten würden. Das alles klang aus ihren Worten heraus — und Georg vernahm es mit dem scharfen Ohr wachsender Leidenschaft, obschon Violanda ihr Leid in sich verschließen und ihm nur von ihren kleinen Freuden, ihrem täglichen Tun und Treiben sprechen wollte. Auch das Mädchen wußte bald, daß der stattliche Talammann aus deutscher Familie zahlreiche Sippen im ganzen bündischen Land, nur keine nächsten Verwandten habe. War bei Violanda der Schmerz um die Eltern, die ihr vor wenigen Jahren beim Untergange ihrer Heimatstadt entrissen worden waren, noch frisch — so wußte sich der junge Mann auf die Zeit kaum zu erinnern, in der ihm ein Mutterauge geleuchtet hatte. Er saß, seit er auch den Vater verloren, einsam in dem großen öden Schloß im Münstertal, das ihm zu eigen war, Jugendmut, Lebenslust und innere Unruhe hatten ihn gleichmäßig dazu getrieben, sich in den Dienst der Bundeshäupter zu Chur zu stellen. Durch seine Erzählung aber klang ein mutig zuversichtlicher Ton! „Das Glück würde ich zu finden und zu halten wissen — besonders seit Gott es mir so nahe gezeigt hat!“ wagte er zuletzt auszurufen. Die schöne Violanda blickte hinweg, als fürchte sie, zu viel zu hören, ihr Gesicht erglühte von den heißen Worten und mit zitternder Schnelle sprach sie wieder von ihren Blumen und vom großen Gedicht des Tasso, dem einzigen Buche, das sie, außer Heiligengeschichten und Andachtsbüchern, kannte. Sie beklagte den jungen Krieger, der von den Heldenbildern im „Befreiten

Jerusalem“ nichts wußte, und gewann ihm das Versprechen ab, daß er die Abenteuer Tancreds und Rinaldos kennen lernen wolle, obschon er trotzig hinwarf, daß ihn an Italien nichts entzücke, als das Land und die holden Frauen.

Inzwischen wurde das rasch geführte, bunt wechselnde Gespräch der beiden, in dem keines beachtete, daß die Sonne schon tief im West stand, allmählich einsilbiger. Auf drängende Zusprache hatte Violanda Robustella einen der Moossitze unter den Bäumen eingenommen. Der junge Hauptmann atmete, wie er allmählich verstummte, immer schwerer und schwerer. Der Busen des schönen Mädchens hob und senkte sich, ihre Augen suchten den Boden und weilten doch wieder auf dem freudig belebten Gesicht Georg Buols. Beiden aber war seltsam traumhaft zumut. Als trenne das Gezweig der Kastanien, unter denen sie weilten, sie von der ganzen Welt und als liege meilenfern, was sich doch dicht vor ihren Blicken ausdehnte: die Kirche mit den grellen Bildern und den Heiligengestalten, das Dorf mit seinen Steinhäusern und Rebengärten, so blickten sie hinunter! Violanda, die niemals die Berge nach Norden überschritten hatte, sah in diesem Augenblicke das große steinerne Haus, zwischen Schneebergen und Tannenwäldern, das ihr Georg geschildert hatte, mit all seinen Gängen, Treppen und Gemächern. Auch der junge Mann sah sich daheim und vor dem mächtigen Herd der Halle seines Hauses. Aber die hier in weißem Gewand, zwischen den bemoosten Steinen saß, sah er auch dort in der getäfelten Halle des Hauses Buol; er sah die Flammen des Herdes ihr Gesicht erhellen, wie jetzt die Sonnenstrahlen, die durch das dichte Laub lten. Selbstvergessen schlug er beide Hände vor die

Augen, um das lockende Bild eine Minute länger festzuhalten, so daß Violanda erschrocken das Schweigen brach und ihn fragen wollte, was ihn erfaßt habe. Doch ehe nur die Frage halb getan war, erstarb sie auf ihren Lippen — sie wußte, was ihn bewegte, und hilflos, wie zu letzter Rettung, ergriff sie den Rosenkranz, dessen Kügelchen durch ihre Finger rollten, ohne daß sie Gebete sprach. — Georg aber trat ihr einige Schritte näher, so daß seine Augen tiefer und tiefer in die ihren blickten! Sie sah, halb bangend, halb beglückt, zu ihm auf und in diesem Augenblick war ein Gedanke in ihren Seelen, eine mahnende innere Stimme sprach zu beiden, daß sie miteinander fliehen, die Welt hinter sich lassen sollten! Wer es ihnen zugehaucht, und wie jedes im Blicke des andern den gleichen Gedanken las, der ihn bewegte, das wußten sie nicht! — Auch währte es nur einen seligen Augenblick, daß es den beiden jugendlich blühenden, von geheimnisvoller Macht ergriffenen Menschen vorkam, als sei es ein leichtes, sich selbst zu leben und die ganze andere Welt zu vergessen! — — —

Sie waren noch so beieinander — ihre Lippen hatten sich noch nicht berührt, ihre Hände nur flüchtig gestreift, als die Welt in der unliebsamen Gestalt des Doktor Francesco Robustelli auf sie eindrang. Der Arzt hatte seine Mittagsgäste, Padre Giovachino und Signor Paravici, endlich auf den Weg nach Lostallo geleiten dürfen. Bis dahin war ihm das lange Ausbleiben seiner schönen Nichte nur willkommen gewesen. — Sowie er jedoch die beiden aus dem Gesicht verloren, und dem ehemaligen venezianischen Leutnant ein paar schlimme Segenswünsche nachgemurmelt hatte, war er von Besorgnis über Violandas langausgedehnte Andacht erfaßt worden. Und so kam er den

Kirchenhügel empor — rechtzeitig erblickt, so daß das junge Mädchen ihren Platz dicht neben Georg Buol verlassen konnte — nicht früh genug, um ihr noch Zeit zur Flucht in die Kirche zu lassen, auf die ihre erste Bewegung abzielte. Und nun war es wunderbar, wieviel in einem blitzschnell getauschten Blick zwischen dem jungen Manne und dem schönen Mädchen gesprochen wurde. Sie wußten jetzt, daß die letzte Stunde sie tiefer verbunden hatte als Worte und Schwüre — im Auge Georgs blitzte ein mutiger Entschluß auf, seiner Empfindung Ausdruck zu verleihen und Doktor Robustelli gegenüberzutreten wie ein Mann, der Rechte auf ein Weib gewonnen hat. Aber Violanda erriet seine Bewegung und bat mit flehendem Blick, nicht so zu tun. Der junge Hauptmann, obschon er kaum begriff, warum, und sich innerlich dagegen sträubte, gehorchte doch der stummen Bitte, die in rührender Hilflosigkeit an ihn gerichtet wurde. Sein Gesicht veränderte sich gleich dem Violandas, und in dieser Minute sahen beide mit Schmerz den Schimmer glückseliger Hoffnung auf dem Gesicht des andern verschwinden.

Dabei war es doch Georg Buol, den dieser Schmerz am stärksten traf. Denn mit einer ungeahnten Kraft der Beherrschung oder Verstellung — wie es dem Erregten vorkam — zeigte Violanda plötzlich die rückhaltende, scheue, befangene Miene, die ihm an diesem Morgen bei der ersten Begegnung aufgefallen war. Georg konnte nicht wissen, wie natürlich dieser Ausdruck dem schönen Mädchen beim Herannahen ihres Oheims sei. Doktor Francesco runzelte die Stirn gewaltig und kam mit zornig raschen Schritten herbei. Er herrschte Violanda an, warum sie hier verweile und aus der Kirche nicht

sofort den Heimweg angetreten habe? Gegen den jungen Talammann aber ließ er sich höhnisch über das besondere Wohlgefallen vernehmen, das dieser an der Kirche oder dem Kirchenhügel genommen habe. Je stärker die Zornadern auf der gelben Stirn des Doktors anschwollen, um so ruhiger ward Georg Buol, der anfänglich seine Bewegung nur mühsam bemeistert hatte. Er antwortete, daß ihm äußerstenfalls der Hügel ganz wohl zur Anlage einer Befestigung geeignet erscheine, und ernüchterte damit den Arzt so weit, daß dieser Violanda anherrschte, ihm zu folgen. Als Georg Buol sich nach der Sitte von dem Mädchen verabschieden wollte, trat Doktor Francesco dazwischen, konnte aber nicht hindern, daß sich ein langer, bang sehnsüchtiger Blick Violandas und ein ermutigender Georgs begegneten.

Noch ehe Doktor Robustelli mit seiner Nichte die Straße erreicht hatte, richtete er die zornige Frage an Violanda, wie sie mit dem verhaßten Deutschen abermals zusammengetroffen sei? Violanda konnte mit Wahrheit beteuern, daß er ihr neben der Kirche begegnet sei und den erbitterten Oheim daran erinnern, daß sie ohne seinen Befehl die Kirche an diesem Nachmittag nicht besucht haben würde. Der Arzt gab hastig zur Antwort, so lange Hauptmann Buol in Soazza sei, solle sich Violanda auf die Andacht am Hausaltar beschränken und selbst mit Eustazia nicht ausgehen. Und als das Mädchen bei dieser Ankündigung sichtlich zitterte und ihre Augen von dem Oheim wegwandte, sagte dieser mit einem Ton, der gleichsam alle Härte seines Wesens zusammenfaßte: „Du saugst hoffentlich aus dem frechen Übermut, mit dem der bündische Herr dich anschaut, keine törichten Hoffnungen. Wenn es aber der Fall wäre, so ersticke gleich hier jeden

Gedanken daran. Niemals wird eine Tochter unseres Hauses einem Ketzer über die Berge folgen!"

Violanda vergaß sich in ihrem Schmerz und gab heftig zur Erwiderung, sie habe um so weniger solche Träume hegen können, als sie ja wohl wisse, daß keiner der unglücklichen Deutschen über den Bernhardin zurück in seine Heimat kommen werde, da sie alle dem Tod durch feigen Mord geweiht seien! Doktor Robustelli blieb, so nahe auch jetzt sein Haus war, erschrocken neben dem wilderregten Mädchen stehen, deutete nach dem Kirchenhügel zurück und flüsterte ihr zu:

„Wenn du so viel weißt, Dirne, und wenn dir der fremde Bube schon so wert ist, so wär's ja ein leichtes, ihm und dir zu helfen. Du brauchst nur umzukehren, ihm zu verraten, was du von dem Plane kennst, der unsere Kirche und unser Volk vom Joche der fremden Ketzer befreien soll. Dann wird's ein Strafgericht geben, daß fernerhin keiner der Deinen, die dich erzogen und behütet haben, deinen plötzlichen Liebeswünschen mehr im Wege steht!"

Violanda war es, als tue sich die ganze ungeheure Kluft, die zwischen Georg Buol und ihr lag, in diesem Augenblicke erst auf! Sie gab dem Oheim keine Antwort, aber in ihrem matter werdenden Blick, ihrem Zittern las Doktor Francesco, daß er niemals von seiten des Mädchens einen bewußten Verrat seiner Pläne zu befürchten haben werde. Vor dem unbewußten aber meinte er sich durch Maßregeln der Strenge und der Vorsicht schützen zu können. Sowie sie ins Haus eingetreten waren, rief Robustelli seine Gattin, deren gelbliches, runzelvolles Gesicht wie ein Abglanz des seinigen erschien, und die alte Eustazia herbei, indem er ihnen befahl, bei Tag und

Nacht Violanda nicht aus den Augen zu lassen. Dabei ergoß sich eine Flut von Verwünschungen über die Pein, erwachsene Mädchen zu hüten, aus dem Munde des Arztes. Die schöne Violanda wagte kein Wort der Erwiderung. Dafür aber erteilte Frau Gemma Robustelli ihrem Gemahl höhnisch den Rat, doch die Heirat Violandas mit Signor Paravici zu beschleunigen, um mit einem Male aller Sorge und Pein überhoben zu werden. Doktor Robustelli gönnte seiner Gattin einen verweisenden Blick und murrte ein Wort von Perlen, die man nicht vor die Säue werfe. Und als Frau Gemma ihren Rat wiederholte, rief der Arzt nur, indem er Violanda kopfschüttelnd betrachtete: „Die Törin könnte mich wahrhaftig dazu treiben," woraus die verzagende Jungfrau den Trost schöpfte, daß ihr Vormund sie wenigstens nicht alsbald zur verhaßten Ehe mit dem venezianischen Abenteurer zwingen werde. Dennoch betrat das schöne Mädchen die steinernen Stiegen und ihr kleines Zimmer im ersten Stockwerke, in dem sie sonst am liebsten geweilt hatte, heute wie einen Kerker. Sie sah in den goldnen Abend hinaus — mit der Erinnerung an die eine selige Stunde, in der sie plötzlich von einem anderen Leben geträumt hatte — und dennoch hoffnungsloser als je!

Georg Buol war besser zumute — das schroffe Auftreten Doktor Robustellis hatte trotzige Entschlüsse geweckt. In ihm klang nach, was Violanda von ihrem Leben verraten hatte, das Gefühl tiefsten Mitleids mit ihrer Lage und aufjauchzender Stolz, daß er der Mann sei, die holde Geliebte zu beglücken, mischten sich mit seiner rasch entflammten Leidenschaft und gaben ihr gewaltige Stärke! In seinem Quartier versammelte er beim Nachtessen seine Reiter, ihre Gespräche galten, wie am Nach-

mittag den bedrohlichen Mienen der katholischen Talbewohner und der gefährlichen Lage, in der sich die kleine Schar befand. Der junge Hauptmann flößte den Männern, die er befehligte, die eigene Entschlossenheit ein und der Vorschlag, den Johann Flurs machte, sich nach dem hochgelegenen Weiler San Bernardino am Südabhang des Berges zurückzuziehen, um so der Hilfe aus dem Rheinwald näher zu sein, wurde allgemein verworfen. Georg Buol hätte jetzt und heute um keinen Preis den Ort und das Tal verlassen mögen. Aber umsonst sann er die langen Stunden der Sommernacht, wie er eine neue entscheidende Begegnung mit Violanda herbeiführen könne. Zum Schmerz, daß der selige Nachmittag so jäh und roh gestört worden, begann sich eine dumpfe, ahnungsvolle Furcht zu gesellen, daß ihm dunkle Stunden bevorstünden. — Georg Buol verbrachte im Nachsinnen über Vergangenes und Künftiges die erste schlaflose Nacht seines Lebens. Je länger sie währte, um so lichter ward das Bild des schönen fremden Mädchens, um so gewisser das Gefühl, daß der verflossene Tag über sein und ihr Leben entschieden habe!

Der nächste Tag, ein Festtag wie der vorangegangene, verfloß Georg Buol in seltsamer Weise. Er glich in nichts dem sonnigen Morgen, dem Spätnachmittag von gestern, so goldener Sonnenschein auch über dem Misoccotale lag! Der junge Edelmann eilte freilich, sobald die Glocken zur Frühmesse riefen, auf den Kirchenhügel, aber anstatt in Violandas schwarzblaue Augen mußte er heute in die stechenden ihrer Tante Gemma und der alten Eustazia blicken. Doktor Francesco Robustelli aber trat dem Talammann noch schroffer und feindseliger gegenüber, als am verflossenen Tage; an seinem höhnischen Lächeln

erriet der letztere, daß es vergebens sei, Violanda zu erwarten. Und dazu drangen von Stunde zu Stunde schlimmere Nachrichten zu Georgs Ohren. Es ward ihm von verdächtigen Zusammenkünften der eifrigsten Katholiken das ganze Tal entlang berichtet. Anzeigen liefen ein, daß seit Monaten ein reger Verkehr mit den Glaubensgenossen im Veltlin und der benachbarten Grafschaft Cläven stattfinde. Vor dem Orte Lostallo waren Maultiertreiber, aus dem Herzogtum Mailand kommend, angehalten worden, die unter ihren Strohgebinden mit Wein verborgene Waffen eingeführt hatten. Evangelische Hausväter von Soazza und anderen Orten des Tals kamen, um dem jungen Hauptmann ihre Sorgen und Befürchtungen mitzuteilen. Georg Buol hörte alle und tröstete, so gut er vermochte, er zeigte sich unermüdlich in seiner Pflicht. Aber nie zuvor war ihm die Welt härter, herber und aufdringlicher erschienen. So oft er nach einer Beratung und Unterredung, wie sie der Lauf des Tages mit sich brachte, sich Violandas Bild vor Augen rief, so oft schien sich ein neues Hemmnis zwischen ihm und ihr aufzutürmen. Und doch mußte er ihrer fort und fort gedenken. Je mehr Warnungen ihn umschwirrten, desto tiefer prägte sich der Augenblick von gestern, in dem sie die erste Warnung an ihn gerichtet, in seine Seele. Wieder und immer wieder zuckte der Gedanke auf, eine unbewachte Stunde zu finden, in der er das Mädchen sehen und sprechen — und dann, wenn ihn der Blick in ihre Augen nicht getäuscht hätte, mit ihr fliehen könnte! Erinnerte er sich aber, daß er hier ein Amt und eine Pflicht habe, so verwünschte er tausendmal deren Übernahme und vergaß, daß er nur dadurch Violanda erblickt habe, die ihm mit einem Male Zweck und Ziel seines Daseins schien,

Inzwischen hatte das junge Mädchen in eben diesen Stunden weit härtere Anfechtungen zu bestehen, als Georg Buol. Gemma Robustella, ihre Base, und die alte Eustazia drangen wechselweise mit höhnischen Reden auf sie ein und beschuldigten sie wiederholt, den jungen Edelmann schon früher gesehen und gekannt zu haben. Jetzt sei er nur um ihretwillen und um das geheime Einverständnis fortzusetzen, nach Soazza gekommen. Die alte Eustazia fragte, hinter welchen Hecken sich Violanda mit ihrem Buhlen trauen zu lassen gedenke, da sie doch wohl wisse, daß sich kein Priester ihrer Kirche und kein Prädikant der Evangelischen finden werde, der sie mit dem rhätischen Herrn verbinde. Und als das bedrängte Mädchen bei allen Heiligen beteuerte, daß sie den jungen Hauptmann am gestrigen Tage zuerst im Leben erblickt habe, trat ihr Frau Gemma näher und sagte mit stechendem Blick und erhobner Stimme: „So schwöre, Violanda, schwöre hier auf den Nagel vom Roste des heiligen Laurentius, daß du den Talammann verabscheust und nicht anders an ihn denkst, als an die Evangelischen alle — daß du nichts tuen willst, ihn zu retten oder zu warnen!“ Auf solche Ansprache ward das schmerzbewegte Gesicht des jungen Mädchens noch bleicher, ihre Lippen öffneten sich zu einer Entgegnung und schlossen sich doch wieder ohne einen einzigen Laut. Frau Gemma und die alte Eustazia aber fanden ihrem Verstummen gegenüber Kraft und Grund zu erneuten Schmähungen. Doktor Robustelli, der ab und zu ging, ward sichtlich von der Furcht gepeinigt, daß seine Nichte schon etwas von dem verraten habe, was sie nur unvollkommen wußte; unter harten Drohungen suchte er jedes Wort ihres Gespräches mit Georg Buol zu erpressen und ward durch die Antworten

Violandas nicht beruhigter. Was er im Dorfe wahrnahm, das Kommen und Gehen der Evangelischen des Misoccotals im Quartier des jungen Hauptmanns, das geschäftige Hin- und Wiederreiten der bündischen Soldaten, erfüllte ihn mit wachsender Sorge. Widerwillig, aber von der Not gedrängt, ging er am Spätabend nach Lostallo, um sich mit Signor Paravici zu beraten und den Vorschlag zu tun, die Unternehmung, die doch wohl verraten sei, aufzugeben und hinüber auf mailändisches Gebiet zu flüchten, wo der Herzog von Feria, der spanische Statthalter, die treuen Söhne der Kirche sicher gegen die Wut der bündischen Strafgerichte schützen werde. — —

Während solchergestalt die Welt auf ihre Weise dabei war, das Glück der Liebenden, das noch kaum ein Glück heißen durfte, von Grund aus zu zerstören, schien der Zufall den sehnsüchtigen Wünschen Georg Buols entgegenzukommen. Gegen Abend, während er in schweren Gedanken in seinem Quartier saß, langte ein Bote von Chur an und brachte einen Brief der rhätischen Bundeshäupter, in welchem sie die Befehle, die sie Georg Buol bei seinem Abgang erteilt hatten, ausdrücklich zurücknahmen. Es ward ihm völlig freigestellt, ob er mit seiner Mannschaft die Evangelischen des Misoxtales nach einem höher gelegenen Punkte als Soazza, oder ob er sie in das Rheinwaldtal hinübergeleiten wolle. Auf alle Fälle sollte er nichts gefährden und nach seinem Ermessen für die Sicherheit der bedrohten Protestanten und seiner kleinen Truppe sorgen. Es sei unmöglich, aus der Masse umherschwirrender Gerüchte und zweideutiger Anzeigen die Wahrheit zu erraten, unzweifelhaft aber werde im Veltlin und allen katholischen Talschaften Unheil geplant, und von den Spaniern in Mailand drohe Gefahr. Das beste werde

also sein, wenn Herr Buol sich entschlösse, nach dem Rheinwald zurückzugehen und dort, den Übergang über die Paßhöhe wahrend, Verstärkungen abzuwarten.

Indem der junge Mann diesen inhaltschweren Brief überlas, ward ihm zumut wie einem, der aus dunklem Schacht auftauchend, zuerst ein fernes blaues Flämmchen und dann immer wachsender, strahlender, heller das Sonnenlicht erblickt! Er barg das Papier in seinem Wams, er jauchzte hell auf und ergriff seinen Hut. Wenn es ihm jetzt gelang, nur eine Viertelstunde zu Violanda Robustella zu sprechen — ihr nur einen Brief, einen Boten zu senden — so konnte, so mußte alles gut werden! Er barg sie mit sich hinüber in den Schutz seiner Heimatsberge — und dann mochten die drohenden Wetter hereinbrechen, er wollte ihnen mit freier Stirn und mit festerem Herzen als heute entgegensehen!

Die Trompete seiner Reiter scholl durch Soazza, um die kleine Schar zusammenzurufen. Rasch verständigte er die Männer über die erhaltenen Weisungen und befahl ihnen, sich von jetzt an zu jeder Stunde des Tags und der Nacht zum Aufbruch bereit zu halten. Sie gaben stumm und laut ihr Einverständnis zu erkennen und beeilten sich zu Pferde zu steigen, um den einzelnen Evangelischen im Misoccotal die Nachricht zu überbringen, daß es leicht nötig werden könnte, jenseits des Berges eine augenblickliche Zuflucht zu suchen. Georg Buol ließ allen seinen zerstreut wohnenden Glaubensgenossen entbieten, sich von heut an mit Weib und Kind und ihrer wertvollsten Habe bereit zu halten, auf die erste Botschaft und bei Nacht auf ein Feuerzeichen vom Dach der Podesteria zu Soazza sich in eben diesem Hause zu vereinigen. — Sowie er aber der Pflicht genügt hatte, wurde der Gedanke an

Violanda lebendiger und stärker als je. Und als er nach langem Träumen und Brüten begriff, daß er dem Zufall nichts überlassen dürfe, ging er, um den Bettler Battista Calzo zu suchen, der ihm gestern so rasch seine Dienste angetragen hatte und in solchen Dingen erfahren sein mußte. Ihm vertraute er einen Brief an Madonna Violanda — schüchtern und dringend, nur um einige Augenblicke flehend und doch verratend, daß er das ganze Leben wolle — einen Brief, der in seinen stammelnden italienischen Worten das unruhige Wogen seiner Seele verriet. Inzwischen der junge Hauptmann ging, den verschmitzten Battista zu suchen und sich seine Willfährigkeit und Verschwiegenheit mit Gold zu sichern, eilten seine Reiter auf der Straße dahin und stiegen da und dort vor den Häusern evangelischer Talbewohner ab. Nach Lostallo war Johann Flürs, der alte Wachtmeister, geritten. Er kam bei einem Hause vorüber, in dessen Maulbeerpflanzung er Signor Paravici und Doktor Robustelli von Soazza in eifrigem Gespräch auf und ab wandeln sah. Hans konnte sich nicht versagen, einen grimmig herausfordernden Blick nach den beiden Welschen zu richten, den Signor Paravici mit einem nicht minder höhnischen beantwortete; der Arzt aber, dessen Mut schon ins Wanken gekommen war, wurde durch die kecke Art des alten Bündner Soldaten so betroffen gemacht, daß er eifrig auf Signor Paravici lossprach und ihn zu seiner plötzlich gefaßten Absicht, den Aufstandsplan lieber aufzugeben, zu bekehren versuchte. Der schwärzliche Abenteurer, der in seiner lockern, halb schmutzigen Haustracht, Pistolen und Messer im Gürtel, mehr einem Bravo als einem Soldaten glich, hörte zwar die Auseinandersetzungen des Arztes aufmerksam an, ja ein Zug in seinen Mienen

verriet, daß ihm die Gründe Robustellis keineswegs verächtlich erschienen. Gleichwohl antwortete er zuletzt doch nur mit einem heisern Lachen und den energisch gesprochenen Worten: „Ihr wollt mich glauben machen, daß Ihr den Mut verloren hättet, Doktor? Ihr habt nichts als den Willen verloren, mir Eures Bruders Wort zu halten. Wo keine Arbeit ist, blüht kein Lohn, drum möchtet Ihr, daß ich die Hand vom Werke abzöge, um mir dann Violanda zu verweigern. Wißt aber, daß ich die Arbeit so sicher tuen, als den Lohn seinerzeit fordern will. Ihr — Ihr könnt nicht zurück. Ihr müßt mit uns vorwärts. Je früher wir dem deutschen Hunde, der sich seit gestern so frech hier hereingedrängt hat, ein Eisen zwischen die Rippen jagen, um so besser für uns alle!"

Doktor Robustelli, der die prahlerischen Worte vernahm, aber dabei das Antlitz Paravicis genau beobachtete, gab keineswegs nach. Ehe er jedoch mit all seiner Beredsamkeit und seinen Beteuerungen irgend einen Eindruck auf den venezianischen Abenteurer hervorbrachte, wurde die Fortsetzung des Gesprächs unterbrochen. Die alte Magd, die Signor Paravicis geringen Haushalt besorgte, trat zu den beiden Männern heran und flüsterte ihrem Herrn etwas ins Ohr. Paravici blickte auf den Arzt hin, der vergebens einen Laut der Meldung zu erlauschen suchte, und sagte dann mit vielbedeutendem Ton: „Wir werden sogleich Rat aus der besten Quelle empfangen — Euer Apothekergehilfe ist angekommen!"

Doktor Robustelli zuckte zusammen, er wußte, daß es von diesem Augenblick an für seine Rückzugsgedanken zu spät sei. Und indem er Signor Paravici antrieb, den eben angelangten Fremden zu begrüßen, sann er nach, wie er seine eignen Bedrängnisse und Befürchtungen

diesem am besten darstellen werde. Ehe er noch zu einem Entschlusse gelangte, trat schon der Hausherr mit dem neuen Ankömmling wieder in den Garten. Der letztere, eine kleine knochige Gestalt mit bleichem schmalem Gesicht, in dem kluge, forschende und unergründliche dunkle Augen allein auffielen, trug den häßlichen gelbroten Rock, in dem Apotheker und Apothekergehilfen in den italienischen Städten prangten. Er bewegte sich darin so eigentümlich behend, so sicher, als ob nie ein anderes Kleidungsstück auf seinen Leib gekommen wäre. Mit unterwürfiger Verbeugung trat er vor Doktor Robustelli hin, und dabei schoß doch aus seinem Auge ein Blitz, der den Arzt auf der Stelle belehrte, daß die äußere Weise des Fremden nur für die draußen Vorübergehenden gelte. Verlegen stammelte er ein Willkommen und suchte noch nach Worten, die eine Verständigung einleiten sollten, als Signor Paravici in rauher eilfertiger Weise gegen den angeblichen Apotheker losbrach:

„Werdet Ihr glauben, hochwürdiger Bruder — ich sollte sagen Messer Luigi — daß unser Doktor hier verzagt? Seit gestern ist, wie Ihr wißt, der Bündner Hauptmann Buol ins Tal gekommen. Ein stoßender federprunkender Geier, der augenblicklich ausgewittert hat, daß Signor Francesco in seinem Schlage die schönste Taube hegt, und sich nun vermißt, zu gleicher Zeit uns seine Fänge fühlen zu lassen und die Taube daneben zu erbeuten! Unser wackrer Arzt ist erschrocken, daß die Taube dem Geier ein wenig entgegenflattert, und meint an nichts anderes denken zu dürfen, als seine Taube zu behüten. Er fürchtet, daß die Liebe den Blick des Talammanns schärfen wird, so daß er Augen für unser Vorhaben bekommen möchte. Als ob es so schwer wäre,

den Übermütigen abzuweisen und um so fester unsern Plan zu verfolgen. Ritter Jacopo hat mir seine Nichte verlobt, möge es dem Doktor gefallen, sie mir gleich jetzt zum Weibe zu geben, so zieht er den Blick des Geiers von seinem Dache auf das meine. Ich aber — glaubt mir, Hochwürden — bin der Mann, mein Dach vor allen Geiern der Welt zu schirmen und ihnen zu rechter Zeit den Hals abzudrehen!"

Doktor Robustelli wollte auf die wüste Prahlerei des Abenteurers rasch entgegnen. Aber ein verächtlicher Zug im Gesicht des verkappten Priesters gebot ihm Schweigen. Mit langsamer scharfer Betonung sagte dieser:

„Ich heiße Luigi — Luigi Grosso, Apothekergehilfe von Vicenza! Vergeßt das nicht, Signor Paravici, wenn Ihr der Mann seid, der Ihr Euch rühmt! Ihr habt unrecht, so verächtlich von dem bündischen Hauptmann zu sprechen, der nach unsern Nachrichten ein kluger, umsichtiger, mutiger Mann sein soll. Ihr aber," wandte er sich zu dem lauschenden Robustelli — „Ihr habt doppeltes Unrecht. Einmal, weil Ihr wegen der paar Reiter, welche die Bundeshäupter zu Chur in das Tal senden, an unsrer heiligen Sache verzagt, sodann, weil Ihr den Wink des Himmels, der uns auf alle Weise fördert und schützt, nicht verstehen wollt! Konnte uns etwas Besseres geschehen, als daß der Bündner Hauptmann von törichtem Verlangen nach Eurer Nichte ergriffen ward? Schlägt ihn nicht Gott auf solche Weise mit Blindheit? Eure Pflicht war's und ist's, seine Torheit zu nähren, nicht aber, ihn zurückzustoßen. Ein erbitterter Liebhaber sieht scharf, — ein glücklicher blöde, was greift Ihr nicht mit beiden Händen zu und öffnet ihm alle Pforten Eures Hauses?"

Doktor Robustelli stand bei den Worten des Jesuiten völlig bestürzt. Nur schüchtern wagte er eine Frage, was denn aber geschehen solle, wenn Violanda das Spiel für Ernst nehme, ihr Herz und ihr Glück an den jungen Hauptmann verliere. Luigi Grosso verzog die dünnen blutleeren Lippen zu einem Lächeln und versetzte nach kurzem Besinnen, daß es nicht ungewöhnlich sei, daß eine Familie die Tochter an einen Mann verlobe und das Verlöbnis nach einiger Zeit wieder aufhebe — namentlich, wenn gewichtige Gründe dazwischentreten. Und wenn unglücklicherweise Madonna Violanda minder lenksam und gehorsam sei, als er gehofft habe, so besitze die heilige Mutterkirche Zuchtmittel wie Tröstungen. Und als Doktor Francesco mit einer Stimme, die halb vor Furcht, halb vor Entrüstung zitterte, hinwarf, ob es wirklich die Meinung Messer Luigis und derer, die ihn gesandt, sei, daß er in solchem Spiel Ehre und Seelenheil seiner Nichte gefährden solle, da klang durch die demütige Erwiderung ein so harter metallischer Ton hindurch, daß sie völlig wie der Befehl einer harten, unbeugsamen Gewalt erschien:

„Es ist allerdings meine Meinung, Signor Francesco, daß Ihr den Herrn von Buol in Euer Haus einführen, ihm Eure Nichte verloben und so am besten alle über Euch und uns umlaufenden Gerüchte widerlegen müßtet! Doch seid Ihr mein Herr — und werdet um so mehr tuen, was Euch gefällt, als Euch ja noch immer freisteht, von uns zurück und zu den anderen hinüber zu treten! Ich wollte Euch nur einen demütigen Rat erteilen!"

Doktor Robustelli entgegnete, daß der Rat Luigis wohl der beste sein werde — Signor Paravici aber stand völlig wie betäubt und sein verbissener Ausdruck verriet, wie bitter leid ihm jetzt seine ungestüme Hast und sein

Groll gegen den Arzt taten. In der Art des Priesters, in der Sicherheit, mit der er sich über alle Vorgänge des verflossenen Tags unterrichtet gezeigt hatte, und in seinen raschen Entschließungen lag etwas tief Niederdrückendes für die beiden Verschwörer, sie fühlten, daß sie zu Werkzeugen wurden, wo sie geglaubt hatten, frei und selbstherrlich zu handeln. Luigi Grosso hielt unterwürfig das Haupt gesenkt und schien bereit, seinen angeblichen Herrn nach Soazza zurückzubegleiten. Der Arzt warf einen Abschiedsblick auf Signor Paravici, in dem sich seine Bestürzung noch deutlich kundgab, versuchte jedoch dann eine Haltung voll ruhiger Sicherheit wieder anzunehmen, die den verkappten Priester täuschen sollte. Auf dem Wege zum heimatlichen Dorfe ließ sich der Jesuit herbei, dem Arzte zu sagen, daß er im Kloster zu Mailand den Namen Fra Lazzaro führe, vergaß aber nicht, Doktor Francesco nochmals einzuschärfen, daß er für ihn der Apothekergehilfe Luigi Grosso bleibe. Dann erging er sich in kurzen Worten über die Pläne der katholischen Partei im Veltlin und ließ in diesem Gespräch erkennen, daß die Fäden der Verschwörung weit besser in seiner als in der Hand des Arztes lägen. Doktor Robustelli ward nicht leichter zumut, als er sich mit seinem Begleiter seinem Hause näherte und im Gehen bedachte, daß er von Stund' an bis zum entscheidenden Tage die dunkeln durchdringenden Augen des unheimlichen Fremden über sich fühlen werde.

Vor der Schwelle seines Hauses schlenderte Battista Calzo, der Bettler, im Sonnenschein auf und ab. Doktor Robustelli hätte ihn am liebsten mit Scheltworten von der Tür vertrieben — aber die Rücksicht auf den demütig hinter ihm Schreitenden verbot ihm jedes Wort. Wer

konnte jetzt wissen, ob der müßige Bettler nicht auch zum Plan gehörte! Luigi Grosso nestelte mindestens aus einem dünnen Beutelchen ein paar Kupfermünzen hervor und fing dabei den höhnischen Blick auf, mit dem der Bettler dem Arzte in seinen Flur folgte. Sowie sie drinnen standen, flüsterte der Apothekergehilfe seinem Herrn zu, daß der Müßiggänger draußen ihm schwerlich Gutes bringe oder sinne.

Doktor Francesco dachte im Augenblick an Violanda. Er rief nach ihr und erfuhr von der alten Eustazia, daß sie sich still in ihrem Zimmer halte und mit niemand gesprochen habe. Die Hüterin wußte selbst nicht, daß Battista Calzo, der in solchen Dingen Erfahrene, Gelegenheit gefunden hatte, dem schönen Mädchen den Brief Georg Buols in die Hand zu spielen. Und während sich der Arzt mit Luigi Grosso nach dem Raum begab, den er seine Apotheke nannte, um ihn dort einzuweisen, im Grunde aber, um über alles Nächste und auch über das Schicksal seiner schönen Nichte mit ihm zu sprechen, saß Violanda in ihrem kleinen Schlafgemach und las mit glänzenden Augen und klopfendem Herzen die schwerwiegenden Zeilen, die Georg Buol an sie gerichtet hatte.

Es war ein schmales Zimmer mit nur einem vergitterten Fenster über dem Rebengarten. Das schmucklose Bett, die Sessel von Reisstroh, der geschnitzte Schrein und zunächst der Tür die Nische, in der sich ein kleiner Hausaltar befand und vor der ein Betschemel stand, ließen kaum für wenige Schritte Raum. Violanda aber hätte aufspringen und hastig das Gemach hin und wieder gehen mögen — ihr war's, als sei mit Georgs Briefe die Welt aufgetan und sie müsse gleich jetzt die ersten Schritte wagen. So oft jedoch von draußen ein Laut klang,

schauerte sie in sich selbst zusammen und barg das Blatt, das sie so gewaltig erregte, in ihrem Busen. Das junge Mädchen las wieder und wieder die Gelübde Georgs, sie, wenn sie ihm folgen, ihn beglücken wolle, zu seinem Weibe zu machen, und fragte sich bald erschrocken, wie es denn möglich sei, daß der fremde Mann nach so kurzen Stunden eine solche Frage und Forderung an sie richten könne, bald jauchzte sie beglückt auf, daß es dennoch möglich geworden! Georg beschwor sie, sich den Ihrigen, die nie ihr Bestes gewollt hätten, ohne Schmerz zu entreißen und ihm zu vertrauen. Aus jedem Worte seines Briefs blickten die klaren, festen, treuen Augen des jungen Mannes Violanda an — bei jedem Wort meinte sie die klangvolle Stimme zu hören, deren gebrochenes Italienisch so tief in ihre Seele gedrungen war. Und doch — vor der Kühnheit seiner Forderung schrak sie zurück — indem sie fühlte, daß er recht habe und daß für Georg von dem Oheim und all den Ihrigen nichts zu hoffen sei! Sie hätte Georg erblicken, sprechen, ihn trösten, ihn vor dem drohenden Unheil schirmen, für ihn sterben mögen! Aber fliehen — aus dem Hause und dem Schutz der Ihrigen fliehen, — wie war das möglich? Sie sollte tun, ohne Überlegen tun, woran sie bis gestern nie gedacht hatte. Und wie ihr jetzt klar ward, daß sie nur bestürzt und befangen sei, aber kein Abscheu, kein Entsetzen sie erfaßte, schlug sie das Kreuz und rief ihre Schutzheilige an, die stumm blieb und Violanda mit ihrem pochenden Herzen und ihrem inneren Kampf allein ließ.

Sie wollte Georg Buol schreiben, daß sie nie daran denken dürfe, aus dem Hause des Oheims, der sie doch, so hart er sei, beschützt und gehegt habe, zu entweichen, daß sie sein Weib nicht sein könne und für ihn beten

wolle. Aber wie sie endlich ein Blatt gefunden hatte, versagte ihr die Hand den Dienst — sie zitterte vor jedem Wort, was er dahin deuten könnte, daß sie ihm zürne. Dann war's ihr, als ob sie mit jedem Federzuge eine Hoffnung morde. Zuletzt standen einige Zeilen auf dem Papier — ihre Feder glitt eifriger darüber hin, Violanda beschwor Georg, sie nicht mehr zu sehen und das Tal rasch zu verlassen. Sie wisse sicher, daß man ihm das Ärgste sinne. Aber sowie sie dies schrieb, fielen ihr die Worte Doktor Francescos und die alten Erzählungen von der blutigen Strenge der Herren in Chur gegen alle Verdächtigen bei. In unrechte Hände gelangt, konnte das Blatt ihren Oheim und alle die Ihren verderben. Das heiße Blut stieg Violanda ins Antlitz, sie zerriß ihre Zeilen und schlug laut weinend die zitternden Hände vor das Gesicht.

So saß sie am Fenster des Gemachs, als Doktor Robustelli nach langer Beratung mit Luigi Grosso zu ihr eintrat. Violanda fuhr auf, bleich, zitternd, tränenüberströmt. Zu andrer Stunde, noch diesen Morgen, hätte der Oheim sie scharf nach dem Grunde dieser Tränen gefragt und die Wahrheit ihr abgerungen. Jetzt schien er den erregten Zustand Violandas gar nicht zu beachten. Mit schmeichelndem Tone, den sie auch zu den besten Stunden nicht vernommen hatte, sprach Doktor Francesco zu ihr — so daß sie schon bei seinen ersten Worten erstaunt und tief betroffen zu ihm auffah. Er warf flüchtig hin, daß ihr Widerwille gegen Signor Paravici gewachsen scheine und daß sie wohl wisse, daß er nie mit dem Plan ihres Oheims Jacopo einverstanden gewesen sei, sie dem venezianischen Soldaten zu vermählen. Bisher hätte er dennoch geglaubt, dem Willen des Bruders nachgeben zu

sollen. Aber seit gestern, wo sie so sichtlich von der Erscheinung des jungen Talammanns ergriffen worden sei, denke er anders. Er könne nicht glauben, daß Herr von Buol eine Familie, die der seinen mindestens gleichkomme, durch ein bloßes Liebesspiel beschimpfen wolle. Wenn er aber ernste Absichten auf Violandas Hand habe, so sei ihm dies eben jetzt hoch willkommen. Sie wisse, daß mancherlei wildes Gerede gegen die bündischen Herren im Tal laut geworden, auch mancher Plan gefaßt worden sei, der Verdacht und Zorn der Herren in Chur erregt hätte.

Da nun jetzt alles darauf ankomme, den Verdacht zu zerstreuen, da auf seinen Betrieb jeder Plan gegen die Evangelischen aufgegeben sei — so könne ihm nichts Besseres geschehen, als daß ein angesehener bündischer Edelmann wie Herr Georg Buol durch eine Werbung um Violanda bezeuge, daß auch von seiten der Evangelischen Frieden und Freundschaft gehalten werden solle. Wenn es Violandas Meinung sei, daß der junge Talammann eine Neigung für sie gefaßt habe, so koste es ihr nur ein Wort, er selbst werde ihn in sein Haus laden und beglückt sein, wenn in einer glücklichen Verbindung Zwist und Groll der letzten schlimmen Zeiten versöhnt würde.

Violanda hatte zwar ihren Oheim während seiner langen Rede fest angeblickt — aber von dem Unbehagen, das Doktor Francescos Züge von Zeit zu Zeit überflog und von dem Augenniederschlag, mit dem er ihren vermeintlich prüfenden Blicken auswich, dennoch nichts gesehen. Sie war zu überwältigt von der gewaltsamen plötzlichen Wendung ihres Schicksals, die ihr aus der Rede des Oheims entgegentrat — das Glück rauschte wie eine Sturzflut über ihr Haupt, einige Minuten lang war ihr, als müsse

sie in einen lauten, endlosen Jubelschrei ausbrechen oder Doktor Francesco um den Hals fallen und ihn mit Küssen ersticken. Dort über die Schwelle war er mit der Botschaft unendlichen Glücks gekommen und wie wenig hatte gefehlt, daß sie über diese Schwelle als flüchtige, verlorene Frevlerin entflohen war. Violanda stand dem Oheim, der mit einem Male den kühnsten Wünschen ihres Herzens genügte, mit dem Gefühl geheimer Schuld gegenüber. Als aber seine Fragen drängender wurden, ob er auch recht in ihrem Herzen gelesen habe und Georg Buol in sein Haus laden dürfe, da erwachte in dem Mädchen das Bewußtsein wieder. Wie sie mit einem Male und mit aller Stärke die Erinnerung an die vergangenen Wochen und noch an den gestrigen Tag überkam, wußte sie nicht — aber der unlösbare Widerspruch zwischen dem Verhalten Doktor Robustellis bis zu diesem Morgen und in diesem Augenblick trat überwältigend vor ihre Seele, die sich eben der seligsten Hoffnung erschließen wollte. Und als Doktor Francesco fast befangen wiederholte, ob Hauptmann Buol auch von Herzen willkommen sein werde, trat sie plötzlich vor ihn hin, legte wie beschwörend die Hand auf seine Schulter und sah ihm tief in die Augen. Ihre Stimme versagte ihr beinahe und doch hörte Doktor Robustelli jeden Laut, indem sie in ungestümer Bewegung stammelte:

„Nein — nein, Oheim — Ihr werdet mich nicht täuschen wollen! Ich danke der Jungfrau und allen Heiligen, die Euren Sinn so plötzlich gewandelt haben, und ich segne Euch, wenn Ihr mild und gütig seid. Ich bin Eure gehorsame Tochter und muß tuen, was Euch gefällt. Aber wenn Ihr mich jetzt betröget — jetzt, Oheim! es wäre unser aller Unglück!“

Violanda erbebte bei den eigenen herben Worten, Doktor Robustelli entgegnete scherzend, er sehe jetzt mehr als genug — die Leidenschaft mache Violanda schon blind und ungerecht. Aber so sehr er sich zu beherrschen verstand — vor dem seligen Schimmer, den Violandas Augen nach seiner beruhigenden Zusprache zeigten, vor dem rührend dankbaren Ausdruck, der ihre Mienen verklärte, als sie sich jetzt an ihn schmiegte, überlief es ihn heiß, und eine Verwünschung gegen Luigi Grosso, der dies Gaukelspiel gefordert hatte, erstarb auf seinen Lippen. Violanda ließ sich in ihrem Glücksrausch kaum abhalten, selbst der alten Eustazia das große Geheimnis zuzujubeln. Als ihr der Oheim sagte, daß er doch erst Herrn von Buol hören, sprechen müsse, lächelte sie so siegesgewiß, so schalkhaft, daß dem Arzte beinahe alle Verstellung entschwunden wäre und er sie zornig gefragt hätte, ob sie heute Georg Buol, trotz seiner Verbote, erblickt habe. Aber auch bei Violanda fehlte wenig, daß sie den Brief des jungen Hauptmanns triumphierend hervorzog, nur ein dunkles Gefühl, daß es besser sei, sie schweige, hielt sie davon zurück. Doktor Francesco verließ seine Nichte, um ihr nicht länger in das glückstrahlende Gesicht sehen zu müssen. Auf dem Flur vor dem Gemach stieß er auf Luigi Grosso, der sich anscheinend mit Mörser und Keule zu schaffen machte — und dem er mit kaum verhaltenem Ingrimm zuflüsterte:

„Ich habe getan, was Ihr begehrt, ehrwürdiger Pater. Beschwöre ich mir damit Unheil in mein Haus, so mag es die heilige Kirche verantworten. Violanda liebt den rhätischen Edelmann und wird zu ihm stehen, wenn wir ihm den Weg zu ihr bahnen!"

„Ich bin Luigi Grosso, der Apotheker" — versetzte

der Jesuit. „Was Ihr tut, tut Ihr unserer heiligen Sache, der Gefahr droht, wenn es nicht gelingt, den Bündner einzuschläfern und abzuziehen. An Madonna Violandas Zukunft und Seelenheil laßt uns denken, wenn unser Tag gekommen und vorüber ist. Vergeßt Euch nicht so oft, Doktor Francesco — sprecht lieber zu mir, wie Euch ums Herz sein wird — verdrossen und zornig!“

Doktor Robustelli ging, die Frauen seines Hauses von dem gefaßten Entschluß und seiner Unterredung mit Violanda in Kenntnis zu setzen. Er kam sich wie vertauscht in seinem eigenen Hause vor und verwünschte innerlich zehntausendmal die Stunde, in der er an den Plänen seines Bruders gegen Graubünden zuerst Anteil genommen hatte. Frau Gemma und die alte Eustazia erstarrten bei der Kunde, die ihnen Doktor Francesco gab. Die Gattin des Arztes faßte sich zuerst und rief zürnend, ihr sei alles genehm, was die hochmütige Dirne aus dem Hause bringe, und wenn ihr Gemahl so plötzlich seinen Nacken vor den deutschen Ketzern beuge, könne sie den ihren doch hoch tragen. Die alte Eustazia sah scharf und fest in Doktor Francescos Gesicht und versank darnach in hartnäckiges Schweigen. Der Arzt aber brach rasch auf und rüstete sich zum Gange nach dem Hause des Podesta, in dem der junge Talammann im Quartier lag.

Georg Buol harrte daheim schmerzlich einer Antwort durch Battista Calzo. Der Bettler war zwei- und dreimal bei ihm erschienen und hatte ihm mitgeteilt, daß Madonna Violanda den Brief wohl erhalten habe, sich aber seitdem nicht am Fenster zeige. Georg sandte ihn jedesmal mit der Weisung hinweg, sich dennoch in der Nähe des Robustellischen Hauses zu halten. Wachsende Besorgnis, daß sein Schreiben zu ungestüm, zu kühn ge-

wesen sei, beschlich ihn, und die argwöhnischen Blicke, mit denen er sich von dem alten Flürs überwacht fühlte, vermehrten seine Unruhe. In dieser Stimmung ward er durch den Besuch Doktor Francescos überrascht. Er glaubte anfänglich seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, als ihm der alte Wachtmeister den Namen des Arztes nannte. Zwei-, dreimal mußte Johann Flürs mit grollendem Nachdruck die Meldung wiederholen — dann stand Georg Buol auf und ging dem unerwarteten Gast rasch einige Schritte entgegen. Das Herz schlug ihm mächtig — er mußte annehmen, daß sein Brief in die Hände von Violandas Vormund gefallen sei, und war entschlossen, in diesem Falle dem zürnenden Arzt frei und trotzig gegenüberzutreten. Die Haltung Robustellis jedoch verriet nichts von Zorn oder Erbitterung. Ruhig und freundlicher, als ihn Georg Buol seither erblickt, begann er damit, dem jungen Hauptmann einige begütigende Worte über sein Auftreten gestern zu sagen. Es sei nicht nur der Verdruß über das Mißtrauen gewesen, das die Bundeshäupter zu Chur durch die Sendung Buols und seiner Reiter an den Tag gelegt hätten. Er hätte alsbald bemerkt, daß Herr Georg an seiner jungen Nichte Wohlgefallen fände — er habe sie mit Augen angesehen, wie mindestens hierzulande der Mann nur die verlobte Braut anblicken dürfe. Es hätte ihn erzürnen müssen, daß der junge Hauptmann, die Landessitte schwer mißachtend, ein Liebesspiel mit der Tochter eines angesehenen Hauses gesucht — während ihm, dem unabhängigen, wohlbegüterten Edelmann aus gutem Hause jede Werbung freigestanden hätte. In einer ernsten Unterredung mit seiner Nichte, worin er dieser allerdings untersagt habe, den Talammann zu sehen und zu sprechen, hätte Violanda verraten, daß sie auf

solche Werbung von seiner Seite hoffe. Er wisse nicht, wie Georg Buol gesinnt sei, und einem Robustelli stehe es am allerwenigsten an, eine Tochter seiner Familie dem Fremden, dem Evangelischen anzutragen. Aber Violandas Glück und Friede liege ihm vor allem am Herzen und so sehe er sich gedrungen, Georg Buol um eine kurze Erklärung zu bitten. Irre sich das junge Mädchen, so sei sie für ihre Torheit, den Schmeichelworten eines jungen Soldaten zu trauen, freilich hart gestraft — aber er werde sie dann auf der Stelle nach einem mailändischen Kloster schicken und erst in Monaten in sein Haus zurücknehmen. Täusche sich aber Violanda nicht, so müsse er — der Doktor — versuchen, sich an den Gedanken zu gewöhnen, den er nie zuvor gehegt habe: seine Nichte, den Stolz seines Hauses, an einen Fremden und Andersgläubigen zu vermählen.

Der ernste, gehaltene Ton, in dem Doktor Robustelli das alles äußerte, die scheinbar freimütige Würde, mit der er dem jungen Edelmann gegenüberstand, verfehlten ihren Eindruck auf Georg Buol nicht. Sie verscheuchten im Nu das mißtrauische Erstaunen, mit dem der rhätische Edelmann zuerst die Eröffnungen des Arztes aufgenommen hatte. Je länger der Arzt sprach, um so öfter ward er von Georg unterbrochen, der mit hastigen Worten sein Glück, seine Geneigtheit, jedem gerechten Wunsch von Violandas Familie zu genügen, ausdrücken wollte. Als Doktor Francesco geredet hatte, wiederholte der junge Mann stürmisch, daß er keines Besinnens bedürfe. Er habe gefürchtet, daß er bei Violandas Familie auf harten Widerstand stoßen würde, und um so mehr sei er jetzt beglückt, daß er sich geirrt habe, und um so inständiger müsse er bitten, Doktor Francesco auf der Stelle begleiten

und seines Glückes völlig gewiß werden zu dürfen. Der Arzt ward bei der freudigen Hast Georgs siegesgewisser und ließ ein Wort fallen, daß er hoffe, durch diesen Schritt allein allen bösen Verdacht zu zerstreuen, der in Chur gegen ihn angeschürt und von seinen Feinden im Misoccotale geflissentlich genährt worden sei. Buols Gesicht ward bei diesen versuchend hingeworfenen Worten merklich ernster, er entgegnete nach kurzem Besinnen, daß er für gewiß hoffe und glaube, der Doktor sei an den Umtrieben seines Bruders, Signor Paravicis und anderer nicht beteiligt, daß er auch gern seine Vermittlung für einen Frieden mit der Regierung der drei Bünde anbieten wolle, aber doch vor allem darauf bestehen müsse, daß sich Francesco Robustelli von allen gefährlichen und zweideutigen Verbindungen löse. Der Arzt kniff die Lippen schlimm zusammen und fand keine Erwiderung; in sich hinein murrte er über Luigi Grossos Torheit, ihn zu einer so demütigenden Rolle zu treiben, die jetzt nicht einmal den gewünschten Erfolg zu versprechen schien. — Aber er faßte sich alsbald, stimmte lau und flüchtig den Worten des Talammanns zu und trieb Georg dann, ihn nach seinem Hause zu begleiten, wozu dieser, dessen Gesicht in Seligkeit und Hoffnung strahlte, wahrlich nicht getrieben zu werden brauchte.

Die schöne Violanda hatte sich — auf Zureden ihrer Tante Gemma und der alten Eustazia — ehrbar im großen Wohngemach des Robustellischen Hauses halten und die friedliche Einführung Georg Buols über die Schwelle erwarten wollen. Als sie jedoch aus den Fenstern des Erdgeschosses ihren Oheim mit dem geliebten Manne zurückkommen sah und das leuchtende Auge, das hoch erhobene Haupt Georgs erblickte, hielt sie sich nicht — sie

eilte durch die Tür, sie traf mit dem Eintretenden noch im Flur des Hauses zusammen. Einen Augenblick schienen beide jugendliche Gestalten wie festgebannt — dann aber, überwältigt von dem ungeahnten Glück dieser Begegnung, sanken sie einander in die Arme und Violanda vernahm den scheltenden Zuruf ihrer Hüterin so wenig, als Georg den verlegen grimmigen Ausdruck im Gesicht Doktor Francescos erblickte. Erst als sie im langen, heißen Kusse die Seligkeit der ersten Umarmung ausgeatmet hatten, besannen sich beide Liebende auf die Umstehenden. Über ihr ganzes Gesicht erglühend, wendete sich Violanda zu den Ihrigen — Georg Buol aber machte eine Bewegung gegen die Frauen, die für seinen leidenschaftlichen Ungestüm um Verzeihung bitten sollte. In diesem Augenblick traf Violandas Auge zugleich auf die Mienen ihres Oheims und seines im Hintergrunde des Flurs stehenden Gehilfen, des vermeinten Luigi Grosso. Im Austausch der Blicke beider Männer aber lag ein Etwas, das die erregte Violanda plötzlich aus ihrem Jubel, ihrer Hoffnung herabstürzte und sie wie mit einem Schlage erkennen ließ, daß zwischen den beiden ein Unheil geplant sei. Nur einen Augenblick später lächelte Luigi Grosso dem zitternden Mädchen so freundlich vertraulich zu und hatte Doktor Francesco ein so herzliches Wort für sie, daß Violanda wenigstens vermochte, den lauten Aufschrei zu unterdrücken, der sich aus ihrer Brust hervordrängen wollte. Aber sie stand wie verwandelt und ließ sich fast widerstrebend von dem geliebten Manne über die Schwelle führen. Wie ein Glaube stand es seit dem verhängnisvollen Blick ihres Oheims und des neuen Hausgenossen fest in ihrer Seele, daß es nicht Doktor Francescos Ernst sei, sie und Georg in Frieden glücklich zu machen.

Auch Georg Buol konnte mitten in seinem Glücksrausch das plötzlich veränderte Wesen Violandas nicht entgehen. Er aber schob es rasch auf die Einwirkung der älteren Frauen der Familie, die auch, als man sich drinnen im Zimmer gegenübersaß, dem fremden Werber um Violanda kalte, abgeneigte Mienen zeigten — woraus Violanda nur schloß, daß Tante Gemma und die alte Eustazia von den Plänen und Beredungen der Männer unmöglich viel wissen könnten. Indem sie versuchte, sich Georg einen Augenblick allein zu nähern und ihm ein sorgendes Wort zuzuflüstern, sah sie, daß jede ihrer Bewegungen von den scharfen, durchdringenden Augen Luigi Grossos überwacht wurde. Und nun fiel ihr noch bei, daß keiner der Apothekergehilfen, die ihr Oheim im Hause gehabt, so vertraulich und unaufgefordert in das Familienzimmer eingetreten sei. Eine immer heftigere Unruhe überkam sie und befing sie so ersichtlich, daß zuletzt Georg, ohne der andern zu achten, an sie herantrat und ihr bittend und mit zärtlicher Besorgnis zuflüsterte, ob diese Stunde sie denn minder beglücke als ihn. Violanda wandte ihr Gesicht nach dem Fenster, ihr war es, als ob der unheimliche Hausgenoß die Worte von ihren bewegten Lippen abzulesen verstände — und hauchte dann hastig: „Trau ihnen nicht, Georg! Sie meinen es auch jetzt noch falsch — sie sinnen uns Unheil und gewiß kein Glück!“

Georg Buol blickte betroffen auf. Sein Gesicht ererglühte, seine Stimme erhob sich nur wenig, aber es war ein harter, scharfer Klang in ihr, der Violanda an den ersten Augenblick mahnte, in dem sie den Geliebten gesehen — er entgegnete nur:

„Ich hoffe, daß du dich täuschest, Mädchen. Weh ihnen, wenn sie meinen, ihr Spiel mit uns, mit mir und

meinem Vertrauen treiben zu dürfen! Wir wissen die Reuigen zu schonen und die Schuldigen zu strafen. Aber du irrst, Violanda, du irrst sicher — trübe dir und mir und ihnen den goldnen Tag nicht!“

Er umfaßte sie sanft und führte sie zu den Ihrigen zurück, denen er sein heiteres, offenes Gesicht mit rasch wiedergewonnener Ruhe zuwandte. In Violanda aber zitterte der eherne, drohende Ton, mit dem Georg gesprochen, gewaltsam nach. Mit einem Male, und mitten in ihrem Liebesjubel, traten ihr die Erzählungen aus ihrer Kindheit vor die Seele, wie hart und unbarmherzig die bündischen Gemeinden über das katholische Volk geherrscht, sie entsann sich der Erschütterung, die sie vor wenigen Jahren bei der Nachricht von den blutigen Strafgerichten zu Thusis und dem Märtyrertode des Erzpriesters Nicolo Rusca empfunden hatte. Und bei der bloßen Vorstellung, daß den Ihrigen ein ähnliches Los beschieden sein könnte, fühlte sie sich ebenso durchschauert, wie bei der Furcht, daß ihrem Geliebten und dem kaum gewonnenen Glücke ein Unheil drohe. In derselben Stunde, die ihr unverhoffte Erfüllung ihrer heißen Herzenswünsche brachte, empfand Violanda die ganze eherne Gewalt der Welt über sich. Wenn sie sich vor Doktor Francesco und den Seinen niedergeworfen und darum gefleht hätte, ihren Geliebten und sie selbst nicht zu täuschen, so würde sie strafenden Blicken und zürnenden Worten begegnet sein. Wenn sie versucht hätte, Georg unter Mitteilung von allem, was sie wußte und ahnte, noch deutlicher, noch drängender zu warnen, so würde sie schweres Unglück auf die Ihrigen herabbeschworen haben. Sie fühlte es den Worten Georgs an, daß selbst, wenn Doktor Robustelli jetzt zur Umkehr entschlossen sei, der Bündner Hauptmann

nicht vergeben werde, was zuvor geplant worden war. Um keinen Preis durfte sie ihre Familie der Rache der erzürnten Gebieter, auf deren Seite auch er stand, überliefern! Und doch wieder um jeden Preis mußte sie ihn bewahren, wenn ihm Gefahr von den Ihren drohte.

Wie eine Flut von wirren, wechselnden Bildern trieb das alles durch den Sinn des erregten Mädchens und erfüllte sie mit herbem Schmerz, während sie sich auf Georgs Arm lehnte und sein Auge beglückt an ihren schönen Zügen, ihrer anmutigen Gestalt hing. — Frau Gemma, immer in kalter, ruhiger Haltung gegenüber dem jungen Edelmann, rüstete inzwischen eine Art Mahl, und als Doktor Robustelli Georg einlud, an seinem Tische und neben seiner Nichte Platz zu nehmen, klang sein Wort gastlich und freundlich genug. Buol war völlig überzeugt, daß Violanda von falscher Besorgnis erfüllt sei — er konnte nicht begreifen, welchen Zweck der Arzt mit einem Spiel, wie es Violanda fürchtete, erreichen wolle. Für ihn stand es ja fest, daß er in seiner Wachsamkeit und Sorge nicht nachlassen würde. In solcher Stimmung ging er leicht auf das Gespräch über Welthändel und Landesangelegenheiten ein, das Doktor Francesco anzuknüpfen wußte und an dem auch Luigi Grosso, der einen bescheidenen Platz neben der alten Eustazia am unteren Tafelende gesucht hatte, mit wenigen Worten teilnahm. Robustelli verhehlte nicht, daß ihm die Behandlung der katholischen Untertanen der Bünde hart und rauh dünke — fügte aber hinzu, daß er allen Trotz und alle Verbindungen mit dem Auslande als falsches Mittel ansehe. Georg Buol stimmte den Worten des Arztes bei und warf munter hin, daß, wenn alle Landsleute und

Glaubensgenossen dem Beispiel des Arztes folgten, die Dinge bald besser stehen würden. Violanda, die des Platzes neben dem geliebten Manne nicht froh ward, glaubte bei diesen Worten ein höhnisches Lächeln zu sehen, das, rasch verschwindend, um Doktor Francescos Lippen spielte. Georg aber nahm nichts davon, auch nichts von der Art wahr, mit der der wortkarge Apothekergehilfe die Mienen der Liebenden bewachte, in wachsender Sicherheit des Glücks hielt er Violandas schlanke Hand in der seinen und führte sie mehr als einmal verstohlen an seine Lippen.

So kam der Abend heran, Buol fühlte, daß es Zeit sei, das Haus zu verlassen, in das er so unverhofft und so stürmisch-plötzlich eingetreten war. Er erhob sich und nahm von Violanda Abschied. Dann bat er Doktor Robustelli um Erlaubnis, als erklärter Bräutigam seiner Nichte sich täglich hier einfinden zu dürfen, und erhielt diese bereitwillig. Indem er zur Tür ging, tauschte er einen langen Blick mit Violanda und erweckte in ihr das Bewußtsein, wie wenig sie die unverhoffte Gunst dieser Stunde genossen habe. Unbekümmert um die Anwesenden eilte das erregte Mädchen Georg über die Schwelle nach und erreichte ihn, ehe er aus dem Hause trat. Sie legte ihr Haupt an seine Wange und stammelte all die zärtlichen Laute, die in der letzten Stunde vor der Gegenwart Luigi Grossos und der alten Eustazia verstummt waren. Georg umfing wie berauscht die schöne bebende Gestalt, die sich in seine Arme schmiegte, als wollte sie sich schon heute für immer festhalten lassen, und dann doch nach einem heißen Kuß flüchtig enteilte und im Dunkel des Flurs verschwand.

Violanda hoffte in der Einsamkeit ihres Gemachs den Widerstreit der Empfindung zu schlichten, der in ihr

wogte. Indem sie aber ihren Fuß auf den ersten Stein der Treppe setzte, fühlte sie sich plötzlich am Arme erfaßt, und als sie mit einem leisen Aufschrei zurückfuhr, erkannte sie ihren Oheim. Doktor Robustelli versuchte wohl den Ton festzuhalten, mit dem er heute Georg Buol und auf Augenblicke selbst das Mädchen getäuscht hatte. Doch klang ein anderer, halb drohender Ton durch seine Worte, als er Violanda hastig ansprach:

„Du glühst ja in Liebe, Violanda! Vergiß nicht, was du den Deinen schuldig bist — bis zum Tage, wo dich dein Mann in sein Haus führt, steht dir deine Familie näher als alle Verlobten der Welt! Dein rasches Glück macht dich leichtsinnig, — hüte dich wohl!"

Wenn Violanda noch eines Worts zur Bestätigung ihrer dunklen Furcht bedurft hätte, so hatte Doktor Francesco in diesem Augenblick das Wort gesprochen. Sie wußte und erriet jetzt alles und entgegnete mit schmerzlich zitternder Stimme: „Ich verstehe Euch, Oheim! Es ist nicht Euer Ernst und war es nie, mich Georg zum Weibe zu geben. Ihr wollt ihn täuschen, einschläfern, um ihn besser morden zu können! Sagt nichts dagegen, ich würde Euch nicht glauben. Aber seid barmherzig, gestattet mir, ihn zu warnen, ihm zu helfen, und ich schwöre Euch, daß ich, sobald er in Sicherheit ist, nie wieder von ihm sprechen und Euch in allen Stücken gehorsam sein will. Nur betrügt mich nicht und lockt ihn nicht durch mich ins Verderben!"

„Du bist wahnsinnig, Mädchen!" brach Doktor Francesco los. „Ich überwinde mich und lade den Fremden, den Ketzer zur Werbung in mein Haus, ich nehme es auf mich, Signor Paravicis Groll über unser gebrochenes Wort zu tragen, und hoffe von dem allem nur, daß das

wahnsinnige Gerücht über unsere Pläne und die stete Gefahr, die über unsern Häuptern schwebt, abgewendet sein sollen; und du, statt mir auf den Knien zu danken, bist die erste, die das Unheil heraufbeschwören wird. Hauch es nur deinem Bündner in die Ohren und sei gewiß, daß sie aus mir herausfoltern werden, was du in deinem liebeskranken Hirn träumst!"

„Es ist gut, Oheim!" unterbrach Violanda den Schwall geifernder Worte, die der Arzt hervorstieß. „Es ist gut, vergebt mir meine Torheit — wenn es Euch so dünkt — und habt allen Dank, den Ihr verdient."

Ihre Entgegnung klang herb und hart — Doktor Francesco blieb betroffen am Fuß der Treppe stehen, indes das junge Mädchen rasch hinaufstieg. Durch das Dunkel im Flur klang ein leiser, fester Tritt, Robustelli ward inne, daß er nicht allein war und nie allein gewesen war. Er ließ Luigi Grosso ganz nahe kommen und neigte seinen Mund dem Ohre des verkappten Priesters entgegen. Selbst in seinem flüsternden Ton machte sich mühsam verhaltener Zorn Luft: „Ihr habt gehört!" sagte er zitternd. „All unser Spiel und die Demütigung, die es für mich und mein Haus mit sich bringt, ist umsonst. Sie glaubt uns nicht — und wird ihn warnen und sein Zorn wird auf uns fallen, ehe unser Plan reif ist."

„Ihr seid stürmisch und feig zugleich, Doktor!" erwiderte Luigi Grosso mit kalter Ruhe. „Wenn wir unser Spiel wirklich verlören, trügt Ihr allein die Schuld — Eure Nichte müßte blind sein, wenn sie Euch nicht ansehen sollte, mit welchem Groll Euch ihre Liebkosungen und das leise Geplauder mit dem jungen Mann erfüllen. Doch beruhigt Euch — unser Zweck ist erreicht! Was sie ihm auch sagen mag — Gewißheit kann sie ihm nicht

geben! Weil er aber hofft und für möglich hält, daß sie irrt, weil er an seine künftigen Verwandten nicht eher Hand anlegen wird, als bis er muß und ihn die Pflicht zwingt, wird er Tag um Tag verstreichen lassen und so — wird unser Tag kommen. Steht in Geduld, Doktor Francesco, die heilige Kirche wird Euer Opfer zu belohnen wissen.“ — —

Die nächsten Tage und Wochen bestätigten jedes Wort Luigi Grossos. Georg Buol und Violanda sahen sich täglich, aber sie wurden ihrer Liebe nicht froh, ihres Glückes nicht sicher. In Violandas Seele kämpften dumpfe Besorgnis des Augenblicks und die Sehnsucht, sich den frohen Aussichten der Zukunft zu überlassen, einen schweren Kampf. Georg Buol aber rang zwischen dem Wunsch, Doktor Robustelli und die Seinen unbeteiligt an den Plänen zu finden, von denen es jeden Tag gewisser ward, daß sie mindestens bestanden hatten, und zwischen der Furcht, überlistet, überrascht zu werden. Die evangelischen Einwohner des Tals vermochten sich schwer dareinzufinden, daß der junge Talammann in Doktor Robustellis Hause wie in Freundes Haus verkehrte. Sie trugen Anklagen, schlimme Erinnerungen und Gerüchte gegen den Arzt zu allen Begleitern Georgs. Keiner seiner Reiter trat mit klirrenden Sporen oder rasselndem Schwert in sein Gemach, ohne eine Warnung mitzubringen. So oft er einer solchen nachging, die Schritte des Arztes, Luigi Grossos und aller Hausgenossen überwachen ließ, so oft zeigte sich die Grundlosigkeit aller Angaben und Befürchtungen. Seine arglose, offene Seele litt unter alledem. Warm und aufrichtig würde er jetzt Robustelli vertraut haben, wenn Violanda seine glückliche Stimmung geteilt, wenn aus ihrem Auge der Strahl hoffender Liebe geleuchtet hätte.

Aber wunderbar: wie die goldenen Sommertage dahineilten, ward Violandas Auge matter, ihr Wesen, so oft Georg kam, zerstreut, schweigsam, beinahe kalt, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Blick, ein leidenschaftlicher selbstvergessener Laut dem geliebten Manne verraten hätte, daß sie für ihn lebe und nur an ihn denke. Georg empfand die Wandlung im Anfang kaum, dann aber kam sie ihm Tag für Tag lastender zum Bewußtsein. Es war, als berge Violanda ein Geheimnis — und doch, sobald er in sie drang, antworteten ihm nur Tränen und zerstreute Worte. Bald dämmerte in Georg der Verdacht auf, daß es nicht mehr der Argwohn gegen die Ihrigen, nicht mehr die Sorge um ihn sei, von denen sie bewegt werde. Sollte er, seitdem die Welt sein Glück pries, den Wankelmut des Glücks erfahren? Wie ein Schauer zog das Bewußtsein durch seine unerfahrene Seele, daß er eine so selige, so rein glückliche Stunde, wie die erste, in der er mit Violanda unter den Kastanien des Kirchenhügels zusammentraf, nicht wieder erlebt habe. — Und wenig wollte ihm frommen, daß er mit der schönen Geliebten mehr als einmal bei der Kirche der heiligen Rosalie im Schatten der alten Bäume weilte. Er schalt laut und leise darüber, daß Violanda nach der Landessitte von der alten Eustazia begleitet wurde. Aber eine innere Stimme sagte ihm, es sei nicht die alte Hüterin, die zwischen ihm und dem vollen Gefühl des Glückes stehe — es sei Violandas Wesen selbst.

Georg hatte die einsamen Nächte nicht belauscht, die Violanda seit dem Abend ihrer Verlobung durchwacht hatte. Drohend stand vor ihrer Seele der Gedanke, daß sie entweder ihrer Familie einen schmählichen Untergang bringen, oder ihren Geliebten der dunkeln Gefahr, an die

sie heute glaubte und an der sie morgen zweifelte, blind entgegentreiben lassen müsse. Wohl schrie es in ihr auf, sich das Recht ihrer Liebe zu wahren und dann mutig zu erwarten und zu tragen, was Gott verhängt habe. Aber Violanda war in zu engen Schranken aufgewachsen, sie hatte in der entscheidenden Stunde, da Georg Buol sie zu sich rief, den Mut des freien Entschlusses nicht gewinnen können. So betete sie zu ihren Heiligen um einen rettenden Ausweg aus der Wirrnis ihrer Gedanken und Empfindungen und glaubte ihn gefunden zu haben. Wenn Georg sich selbst von ihr losriß und sie zürnend verließ — — dann waren die Ihren gerettet und sie und ihre Liebe trugen mindestens keine Schuld an allem, was später geschah. Er aber würde in Sicherheit, würde frei sein und sie ein heiliges Recht gewinnen, den Fernen zu beweinen. Konnte sie nie die Seine werden, ohne an ihren Nächsten zu freveln, so würde doch Signor Paravici und, nach ihrem Opfer, auch der Oheim, jedes Recht an sie verloren haben.

Es waren wunderliche Trugschlüsse eines bedrängten Frauenherzens, in die sich die schöne Violanda hineinlebte. Eine Stunde der Liebe, ein vertrauendes Gespräch mit Georg, oder eine wirkliche Gefahr des Geliebten würden sie aufgerüttelt haben. Aber das eine behinderte die geheime Überwachung, unter der Violanda fort und fort stand, und von der andern verriet sich nicht das leiseste Anzeichen. Violanda wußte, daß seit dem Tag ihrer Verlobung mit Georg Buol alle die geheimen Beratungen, die prahlenden Tischgesellschaften im Hause ihres Oheims aufgehört hatten. Er konnte die Wahrheit sprechen — konnte die Teilnahme an den wilden Plänen von sonst aufgegeben haben. Aber — der Tag ihrer Verlobung

war auch der erste, an dem Luigi Grosso das Haus betreten hatte. Und der dunkle, unbesiegbare Argwohn des jungen Mädchens, daß aller Friede nur Schein sei, daß im geheimen der Mord- und Aufstandsplan fortgesponnen werde, kehrte jedesmal aufs neue wieder, so oft sie in das bleiche, scharfe Gesicht des Apothekergehilfen schaute, mochte er nun am Mörser stehen, mit ihrem Oheim sprechen oder schweigsam und demütig am Familientische sitzen.

Georg Buols leise Besorgnis und sein Unmut aber gingen unter allen Eindrücken dieser Tage allmählich in Zürnen und schmerzliche Besorgnis über. Es war die Mitte des Julimonats, und nachdem einige Wochen hindurch Ruhe geherrscht hatte und die kleine Bündnermannschaft allmählich in ihrer Wachsamkeit nachzulassen begann, kamen wieder Nachrichten über die Berge und aus dem untern Misoccotale, die zu neuen Vorsichtsmaßregeln zwangen. Und jetzt glaubte auch Georg eine wachsende Veränderung im Betragen des Arztes und seiner Familie wahrzunehmen. Er war ihnen nie nahe gekommen und solange er nicht an Violanda zweifelte, hatte es ihn wenig beirrt. Am liebsten wäre er, gleichviel ob Gefahr drohen mochte oder nicht, mit allen Seinen über den Bernhardin zurückgegangen. Aber würde Violanda sich unter den Seinen noch finden?

Es war an einem heißen Vormittag, um die Stunde, in der Georg selten das Haus Doktor Robustellis zu betreten pflegte, als er plötzlich und unerwartet im großen Gemache der Familie erschien. Er wollte auf die Möglichkeit seines Abschieds für kurze Zeit vorbereiten, er wollte hören, ob man bereit sei, ihm im äußersten Falle zu folgen! Lag dem Arzt so unendlich daran, sein Tun von dem seines Bruders geschieden zu sehen, so war er in dem deutschen Teile Räthiens sicherer vor allem Verdacht, als

in diesen Tälern, die der Schauplatz blutiger Ereignisse werden konnten. Doch sowie der junge Hauptmann seine Gedanken nur andeutete, trat ihm Doktor Francesco schroff gegenüber. Niemals werde er seine Heimat verlassen, nie sich von seinen Mitbürgern trennen. Als Georg scharf zurückfragte, ob er zu diesen Mitbürgern auch stehen wolle, wenn sie Rebellen seien, so fehlte wenig, daß dem zornblassen Doktor ein heftiges Ja über die Lippen gekommen wäre. Nur die Gegenwart Violandas hielt ihn zurück. Er entgegnete nur, daß die Gerüchte, die von Aufruhr und Mordplänen sprächen, sich schon hundertmal als falsch und erlogen bewährt hätten, daß es auch diesmal so sein werde. Auf alle Fälle habe er schwere Bürgschaften gegeben, daß es ihm Ernst sei mit seiner Treue für Bünden. Dabei blickte er nach der angstvoll lauschenden Violanda hinüber, in deren Wangen dunkle Röte stieg. Georg antwortete, auch darum sei er gekommen, zu erfahren, wann er Hoffnung habe, seine Braut heimzuführen. Und nun war es, als fliege ein Blitz der Freude über das Gesicht des Arztes, als er achselzuckend erwiderte, je ruhiger die Zeiten blieben, um so eher werde sich das bestimmen lassen. Herr von Buol müsse selbst fühlen, daß, wenn er mit seinen Sorgen irgendwie recht habe, die Stunde zu Hochzeitsfesten nicht angetan sei. Georg sagte voll Haltung, aber mit merklich schärferem Tone, ihm scheine im Gegenteil zu bedrohlicher Stunde das Weib um so eher in den Schutz des Gemahls zu gehören.

Violanda hatte während dieser Reden still auf ihre Arbeit — eine Altardecke, die Frau Gemma stickte und an der sie die Nichte teilnehmen ließ — gebeugt gesessen, obschon sie merklich zitterte. Jetzt trat Georg zu ihr heran und fragte, was sie darüber denke. Sie antwortete, ohne

die Augen zu ihm zu erheben, daß sie ihrem Oheim Gehorsam schulde, so glücklich sie der Tag machen werde, an dem sie ihm folge. Und als Georg mit scharfer Betonung ihr wiederholte, daß ihn seine Pflicht als Talammann und Befehlshaber seiner Reiter vielleicht noch heute zwingen könne, aufzubrechen, plötzlich ohne Abschied zu gehen, daß er nicht wissen könne, wann er wiederkehre, erwiderte sie mit leiser, von Tränen halb erstickter Stimme, sie werde beten, daß Gott ihn beschütze. Unwillig wiederholte er zweimal fragend ihren Namen: „Violanda? Violanda?!“ und setzte leise hinzu, er denke wirklich an den Abschied — er erwarte ein Wort — eine Botschaft von ihr, so sei alles wieder, wie an jenem Pfingstnachmittag! Sie beugte ihr Haupt noch tiefer — sie sah ihm mit einem erlöschenden Blick nach, aber sie folgte ihm nicht, obschon er auf dem Flur und der Schwelle des Haustores noch zweimal ihrer harrend verweilte. Erst als er hinweg war, erhob sich Violanda von ihrem Sitz, sie eilte unter strömenden Tränen nach ihrem kleinen Gemach, um Gott zu danken, daß er gehe, daß er gerettet sei — was auch geschehen und aus ihr werden möge.

Doktor Francesco war, sobald seine Nichte, deren Betragen ihn selbst mit Erstaunen erfüllt hatte, aus dem Zimmer war, im Begriff, sich mit einem frohen Aufjubeln für allen erlittnen Zwang schadlos zu halten. Aber seine Freude ward rasch gedämpft — es war der Tag der Überraschungen für ihn! Luigi Grosso und Signor Paravici erschienen gemeinsam, doch nicht einträchtig, denn sie maßen einander mit bedrohlichen Blicken. Der Arzt sah betroffen, daß sein Apothekergehilfe den gelbroten Rock mit einem dunkeln Reisekleide vertauscht hatte, das sich seiner wahren Tracht annäherte. Messer Luigi war in

geheimer, beinahe feierlicher Stimmung: „Ich habe Botschaft aus Mailand erhalten! Der Tag des Unternehmens ist festgesetzt — und morgen zum Losbruch bestimmt. Nach reiflicher Erwägung glauben aber die Häupter unsrer Sache, daß es besser sei, von einem Aufstande in diesem Tal gänzlich abzusehen. Das Misoccotal ist zu abgelegen, kann vom Veltlin aus keine Hilfe erlangen. Wer daher glaubt, daß er nach allem, was geschehen, hier nicht sicher sei, dem läßt Ritter Jacopo Robustelli seinen Gruß und Schutz entbieten. Ich selbst gedenke morgen nach Grossoto aufzubrechen.“ —

„Wir aber wollen unsere Sache nicht aufgeben, ehrwürdiger Bruder!“ fiel Signor Paravici zornrot und vollkommen außer sich dem Jesuiten in die Rede. „Meint Ihr, wir sollen die Bündner der Mordnacht, ich solle den Mann entrinnen lassen, der auf Euren Betrieb meine Rechte genossen, der um der heiligen Sache willen öfter in dies Haus treten durfte, als ich — der noch jetzt hochmütig auf uns herabblickt und nach Euren Weisungen wohl ferner über uns gebieten soll? Wir schlagen los und in dieser Nacht lieber als in der nächsten! — Zu lang, viel zu lang, Fra Lazzaro, haben wir uns von Euch bestimmen lassen. Doktor Francesco, wollt Ihr umsonst die Schmach dieser Wochen getragen haben?“

„Tut, was Ihr nicht lassen wollt,“ entgegnete der Jesuit ruhig. „Wir handeln nach Plan und höherer Weisung. Wir haben gewisse Kunde, daß eine starke Bündner Kriegsmacht durch das Schamser Tal und den Rheinwald vorrückt — also ist dies Tal für uns verloren.“

„Und wenn es wäre!“ flammte der venezianische Abenteurer auf — „so wollen wir dennoch zuvor tuen, was unser Herz begehrt. Kommt, kommt, Doktor Francesco,

mag dieser den Staub von seinen Füßen schütteln, wir wollen die unsern rühren — es ist höchste Zeit."

So schieden die Verbündeten im hellen Groll voneinander. Noch ehe der Abend herankam, verließ der, der seither Luigi Grosso geheißen hatte, das Haus des Arztes und schlug die Straße nach Bellinzona ein. Er hinterließ für Doktor Francesco einen warnenden Brief, wenigstens, sobald er seine Rache vollbracht habe, auf mailändisches Gebiet zu flüchten und sich von dort mit seinem Bruder im Veltlin zu vereinigen. Dann verschwand er, rasch, geräuschlos und kalt, wie er gekommen war.

Je weiter aber dieser vielbewegte Tag dem Abend näher rückte, um so dumpfer, unruhiger, verworrener ward es in Georgs Innern. Die Gefahr, in der er und die Seinen vielleicht schwebten, kümmerte ihn jetzt so wenig als zuvor, er hatte bereits seit zwei Tagen alle seine Reiter in dem Hause, das ihm selbst zum Quartier diente, vereinigt und allen, die seinem Schutz anvertraut waren, eben dies Haus als Zufluchtsort bezeichnet. Aber die wachsende Verzweiflung, daß ihn Violanda getäuscht, verraten habe, daß das lebendige Gefühl in seiner Seele, das er noch jetzt in aller Stärke empfand, Torheit und Lüge sein solle — trieb ihm mit jeder Stunde sein heißes Blut rascher nach Stirn und Wangen und erfüllte ihn mit Zorn und Scham. Sie stieß ihn von sich — umsonst hatte er den ganzen Tag auf eine Botschaft geharrt, die ihn zu ihr rief! Sie hatte seine Drohung gehört, heute ohne Abschied von dannen zu reiten — und keine Frage, kein Wort drang zu ihm. Es schien ihr eben recht, daß er sie verließ, das Spiel war zu Ende, sie glich ihren Sippen, denen er und denen sie selbst mißtraute. — —

Und doch — es zog ihn gewaltsam zu ihr, er sträubte

sich gegen die warnende Stimme in seinem Innern, er sprach den eigenen Trotz zur Ruhe und näherte sich wiederum, wie an manchem Abend zuvor, dem Hause des Doktor Robustelli. Die Gassen von Soazza lagen heute auffallend stumm — der letzte warme Abendhauch flutete durch sie hin, er rührte Weinreben und Sträucher, er mischte die Düfte der Oleander und der gelben Lilien, die vor dem Garten des stattlichen Pfarrhauses wuchsen, er schmiegte sich weich und mild um jede Stirn und Wange, die sich ihm darbot. Aber fast nur Kinder spielten vor den Häusern, einzelne Frauenköpfe schauten aus den höhlenähnlichen Fenstern, und wo sie den jungen Talammann erblickten, erschien im letzten Licht der untergehenden Sonne ein eigentümlich starrer Ausdruck auf den Gesichtern. Georg Buol sah nichts davon, er schritt seines Weges und wich bald von der großen Straße ab. Er barg sich im Schatten einer alten Kastanie, die schon völlig im Dunkel lag, und schaute gedankenvoll zu den Bergen hinauf, deren höchste Spitzen in Abendglut getaucht schimmerten, während die steilen Wände breite, dunkle Schatten ins Tal warfen. Wie ein Strahl von dort oben war dem Erregten der Lauf der letzten Tage vor die Seele getreten, mit einem Male stand es vor ihm, daß er seit gestern Violanda auch nicht einen Augenblick gesehen, kaum ein unbelauschtes Liebeswort mit ihr getauscht habe. Und so ergriff ihn der Gedanke, sie heute allein, ungesehen und ungehört von den andern, zu erblicken. Beinahe erschrocken, daß er nicht längst versucht habe, was so einfach, so naheliegend war, erfaßte ihn ein Zittern der Hoffnung und des Bangens zugleich. Wenn er sie fand, sah, sprach, wie er jetzt träumte, konnte noch alles gut werden. Und wenn sie ihm allein, unbe-

wacht von des Doktors und Tante Gemmas strafenden Blicken, dasselbe bleiche, kalte, verschlossene Gesicht zeigte, wie gestern und die Tage daher — dann war eben alles vorüber! — —

Lange Zeit harrte der Erregte an der Stelle, die ihn den Blicken der wenigen Vorübergehenden verbarg. Ungeduldig hob er mehr als einmal den Fuß — aber noch war es nicht völlig Nacht, und nur bei Nacht wollte er die Schwelle des Hauses Robustelli betreten. Er erinnerte sich, daß, so oft er gekommen war, Violanda nie in dem kleinen Saal verweilt hatte, sondern stets gerufen worden und aus ihrem Gemach herabgekommen war. Darauf stand in dieser Stunde seine Hoffnung. So hielt er sich still und lautlos, bis der Schlag der zehnten Stunde auf dem Kirchturm von Soazza hell und deutlich durch die nachtdunkle Luft zu ihm drang. Er brach auf und erreichte mit hastigen, aber kaum hörbaren Schritten das Haus des Doktors. Der Hofhund schlug an, aber da er Tritt und Stimme Buols kannte, ließ sich das Tier leicht beschwichtigen. Der Flur lag dunkel, der junge Mann glaubte die alte Eustazia hüsteln zu hören und drückte sich einen Augenblick gegen die großen geschnitzten Arzneischränke, die am Aufgang zu der steilen Treppe standen. Dabei drang aus dem kleinen Saal im Erdgeschoß Stimmengeräusch und mancherlei Geklirr zu seinen Ohren, das ihn zu anderer Stunde stutzig gemacht hätte. Doch jeder Gedanke, jedes Lauschen des jungen Mannes galt jetzt nur dem, was im oberen Stock des Hauses vorging. Entschlossen, aber noch immer an sich haltend, trat er in der Dunkelheit Stufe um Stufe höher. Sowie er auf dem oberen Flur stand, erspähte er einen Lichtschein, der durch eine der Türen am Ende des Flurs fiel.

Pochenden Herzens, aber mit jedem Augenblick an entschlossener Sicherheit wachsend, versuchte er in dem ungewissen Lichte die Türen zu zählen. Es war kein Zweifel, dort mußte Violandas Gemach sein. Und nun schritt er näher, unbekümmert, daß seine Tritte auf dem Steinboden an der gewölbten Decke widerhallten. Er lauschte achtsam noch einmal. Von drinnen glaubte er verhaltenes Weinen, tiefe Seufzer zu vernehmen. Da hielt er sich nicht länger, mit einem Druck auf das Schloß sprang die unverriegelte Tür auf und Georg stand auf der Schwelle, drei Schritt von dem kleinen Hausaltar, an dem Violanda Robustella tränenüberströmt kniete und jetzt ihr Gesicht halb erschrocken, halb aufleuchtend, zu ihm emporwandte. Georg Buol konnte nicht wissen, daß sie dort vor der steinernen Nische mit dem schlichten Marienbild Gott und die heilige Jungfrau gepriesen hatte, daß er heute nicht im Kreise ihrer Familie erschienen, daß er fort und gerettet sei! So hatte Doktor Robustelli der angstvoll und bleich im Hause umhergehenden Nichte vor wenigen Stunden gesagt und so viel Hohn und Zorn hinzugefügt, daß das Mädchen an der Wahrheit seiner Worte nicht zweifelte. Sie hatte sich im Gebet niedergeworfen, ihren Heiligen für seinen rettenden Trotz gedankt, aber ihren Tränen freien Lauf gelassen. Wie er von ihr gegangen war und nach allem, was nun folgen sollte, durfte sie nicht hoffen, ihn im Leben wiederzusehen. Und als er darum jetzt plötzlich vor ihr stand — überwältigte sie der unverhoffte Anblick so, daß sie, alle Rückhaltung, alles außer sich und ihm vergessend, mit einem ersterbenden Aufschrei emporsprang, in seine ausgebreiteten Arme stürzte und den Geliebten an sich preßte, als würde er ihr im nächsten Augenblicke wieder entrissen werden. Er beugte sich zu ihr herab — und wie seine

warmen Lippen den ihren nahekamen, fühlte Violanda, daß die ihren bleich und kalt seien, und sog sich am Munde Georgs fest, von dem Leben und Wärme zu dem ihren herüberströmten.

Beglückt, im Innersten erschüttert und doch wieder tief betroffen, stand der Eindringling und fühlte die holde Gestalt in seinen Armen ruhen. Er wollte reden, fragen, aber ehe er ein Wort vorbrachte, hauchte Violanda ihm ins Ohr, daß sie seine Güte, ihr diesen Abschied zu gönnen, niemals vergessen werde. Er wiederholte verwundert, fast zürnend, das Wort Abschied und fügte hinzu, daß er von keinem Abschied wisse und daß er, wenn er daran denke, von hier zu gehen, sie mit sich nehmen werde. Und erst bei diesen Worten schien Violanda aus dem halben Traum, in dem sie schwebte, zu erwachen. Sie riß sich los von ihm, sie verriegelte mit Hast ihre Tür und schob die Lampe, die auf dem vorderen Teil des Altars gebrannt hatte, in den Hintergrund der Nische zurück, so daß das kleine Gemach, in dem nichts stand als ihr Ruhebett, ein Schrein und wenige Strohsessel, nur matt erhellt war. Und wie sie dies alles tat, zeigte sich auf ihrem Gesicht der wundersam befangene angstvolle Ausdruck wieder, den Georg schon so manchen Tag wahrgenommen und den er umsonst zu verscheuchen gesucht hatte. Aber ihre Küsse brannten noch auf seinen Lippen, in dem schlichten, weißen Hausgewand, das üppige, dunkle Haar gelöst und frei über die Schultern wallend, erschien sie ihm zugleich holder, anmutiger als je. Er trat wieder auf sie zu — und wollte sie an sich ziehen — sie aber wehrte ihn ab und sagte stockend und sich besinnend: „Wie kommst du hier herein? Und warum fliehst du nicht?“ Und als er ruhig zur Antwort gab, daß er nie an Flucht gedacht habe

und frei am lichten Tage das Tal verlassen werde, befiel sie heftiges Zittern, indem sie willenlos ihr Haupt wiederum an seine Schultern lehnte. Der junge Mann drang mit ernsten, beschwörenden Worten auf sie ein, ihm ihr seltsames Wesen, ihre Erregung zu erklären, und fragte zuletzt mit einer Art Heftigkeit, ob es noch ihr Ernst sei, sein Weib zu werden? Violanda preßte ihm ihre Hand auf den Mund, als erschrecke sie über den lauten Ton, und stammelte unter Schluchzen: „Niemals — niemals — ich bin deiner nicht wert!“

Georg Buol aber, der, statt das Dunkel erhellt zu sehen, sich in neue Dunkelheiten gestürzt sah — ließ sich mit diesem Wort nicht, wie sie Miene machte, zur Tür drängen. Tiefes Mitleid und glutvolles Verlangen rangen in ihm, und da er nicht ahnte, was Violanda bewegte und beängstigte, so strebte er sie zu beruhigen. Er schloß sie von neuem in seine Arme und begann ihr heimlich zuzuflüstern, wie in dieser Stunde alle seine Hoffnungen und Bilder des goldenen, unvergeßlichen Pfingstnachmittags neu erwacht wären. Er widersprach jedem dunkeln Wort, mit dem sie sich anklagte und immer aufs neue aus seinem Arm zu lösen strebte. Allmählich ward sie ruhiger — sie begann seinen Worten zu lauschen. Er sprach von dem stillen Tale, in dem sein altes Schloß lag, von den Arvenwäldern weit umher, von den Schneebergen, im Mondlicht erglänzend, die sie aus den Fenstern ihrer und seiner Gemächer schauen werde. Längst wehrte sie ihm nicht mehr, wenn er zwischen dem flüsternd geführten Gespräch ihre Lippen, ihren Nacken küßte — sie hatte vergessen, wo sie war, und auch für Georg verschwammen Heut und Einst — Traumhoffnung und Wirklichkeit ineinander! Das einzige Fenster von Violandas Gemach stand

weit offen — aus dem verwilderten Rebengarten am Fuß hauchten würzige Düfte herauf. Tiefer und tiefer bestrickte der Zauber der stillen Sommernacht die beiden Liebenden — heißer wehte ihr Atem — glutvoller blickten sie sich in die Augen — zuletzt immer inniger, seliger, selbstvergessener ruhten sie auf Violandas Lager — Mann und Weib! Das Flüstern erstarb in heißen, stummen Küssen und die Stunden der Nacht rannen ungezählt dahin.

Sie wußten nicht eher, was geschehen war, als bis plötzlich durch die Nachtstille unruhiges Geräusch, das zu gleicher Zeit auf den Gassen des Dorfes und im Hause selbst erwachte, zu ihnen hereindrang. Und als Violanda emporfuhr, noch eben glühend und nun wiederum so bleich, versuchte der Geliebte sie noch zu halten. Im nächsten Augenblick aber sprang auch er auf und stand, aus jedem Liebesrausch erwacht, spannend und lauschend. Denn draußen vom Kirchenhügel her scholl mit einmal in dumpfen Tönen die Sturmglocke über das nachtstille Soazza hin, auf dem Flur vor Violandas Gemach aber klangen schwere drängende Tritte, brüllende Stimmen und klirrendes Waffengetös. Von der Dorfgasse herauf krachten nacheinander fallende Schüsse — Violanda eilte zur Tür, wider die von draußen schwere Fußtritte schmetterten, und warf sich dagegen, indem sie mit flehend erhobenen Händen Georg anrief: „Rette dich — rette dich — dort hinaus — in den Garten — die Mordnacht bricht los!“ — „Die Mordnacht?“ fragte Georg tonlos und sah mit blitzenden Augen nach dem zitternden schönen Weibe hin. „Die Mordnacht! die sie so lange geplant!“ rief verzweifelt Violanda, die jetzt zugleich Georgs Worte und die wütenden, drohenden Stimmen ihres Oheims und ihrer Landsleute vernahm. „Violanda! das wußtest du und locktest mich

dennoch?" schrie Georg auf, dem es jetzt war, als sei er von einem Mordstahl schon getroffen. „Verräterin, der nichts heilig ist!" Und dabei faßte er den Rahmen des Fensters und stieß mit energischer Kraftanstrengung das morsch im Rahmen hängende eiserne Gitter in den Garten hinab. In demselben Augenblick kreischte draußen Signor Paravici: „Laßt mich — laßt mich — ich muß voran — er ist sicher bei ihr! Madonna Violanda, heißt Euren Buhlen ein Stoßgebet sprechen!" Der wilde Abenteurer rüttelte die Tür, daß sie in ihren Angeln erbebte, und sprengte das Schloß — Georg Buol aber hatte den gefährlichen Schwung und Sprung von der Höhe herab einen Augenblick früher getan und der hereinflutende Haufe traf nur auf die ohnmächtig zusammengebrochene Violanda, die Gemma Robustella und die alte Eustazia mit gellender Stimme zu erwecken suchten.

Noch taumelte der junge Hauptmann von dem Sprung, als er sich mit starkem Arm drunten erfaßt fühlte. Halb betäubt wollte er dem vermeinten Angreifer den Schwertgriff ins Gesicht stoßen — aber eine heisre Lache schlug an sein Ohr, es war Johann Flürs, der Oberhalbsteiner, der ihn hier erwartet hatte. „Rasch, — rasch, Herr Buol!" rief er ihm zu, „Ihr habt zu lang' droben verweilt. Ich drang, sowie die ersten Schüsse der Schurken im Dorf fielen, ins Haus ein und suchte Euch — sie fuhren auf und ich fürchte schier, daß ich sie Euch auf den Hals gehetzt! Doch war's Zeit, kommt, kommt, sie flüchten schon von rechts und links zu uns!" Während dieser Worte zog der Alte, die Reben niedertretend und den Weg bahnend, den jungen Hauptmann mit sich fort. Georg folgte ihm willenlos, er fühlte sich von dem Erlebnis der letzten Stunde wie vernichtet. Zeit zum Besinnen blieb

ihm freilich nicht. Die Sturmglocken schollen mit vermehrter Gewalt, man hörte sie deutlich aus dem ganzen untern Misoccotale. Überall schien Unheil und Vernichtung im Gang. Und doch stießen die beiden Dahinstürmenden erst dicht vor ihrem Quartier auf ein Hindernis. Pater Giovachino, der Theatiner, hatte sich hier einem Trupp der Seinen vorangewagt und war eben im Nachtdunkel dabei, ein armes evangelisches Weib aus Lostallo aufzuhalten, das mit ihren beiden weinenden Kindern den verabredeten Zufluchtsort zu erreichen strebte. Sein Eifer gereichte ihm zum Unheil. Denn die beiden Heranstürmenden erkannten ihn nicht sobald, als sie der hilferufenden Frau beisprangen. Johann Flürs stieß mit so wilder Gewalt sein breites kurzes Schwert in die Seite des Paters, daß dieser beinahe lautlos im freien Felde zusammenbrach — das erste und fast einzige Opfer der wilden Nacht, die er so sorgfältig vorbereitet hatte.

Denn sowie der junge Hauptmann und sein Begleiter den Hof erreichten, der zum Sammelpunkt diente, fanden sie die Schar der bündischen Reiter und die kleine Zahl der Evangelischen, denen die Mordnacht gelten sollte, vollzählig beisammen. Die längst verabredeten Maßnahmen hatten sich bewährt. Wohl lag der Ausdruck der Angst und der Todesfurcht auf den verstörten Gesichtern mancher Frauen, wohl erschienen einige Männer völlig verwirrt und fassungslos. Aber die Mehrzahl empfand nur den Grimm über den tückisch mörderischen Überfall, nur Sorge um das Schicksal der Glaubensgenossen im Veltlin und den andern Tälern. Mit blitzenden Augen nahmen sie die bereit gehaltenen Waffen, die ihnen die Soldaten darboten. Nur für den Augenblick war man in Sicherheit, noch galt es den schweren Rückzug durch das obere Tal,

die Flucht über die Höhen des Bernhardin. Georg Buol kam es vor, als würden so viel zürnende, vorwurfsvolle Blicke auf ihn gerichtet, als ihm kampffreudige oder angstvolle Gesichter entgegenschauten. Er suchte sich gewaltsam zu fassen — aus der Erstarrung, die sein Wesen erfaßt hatte, emporzureißen. Mit fieberhafter Eile, aber mit scharfem, sicherm Blick traf er die Ordnung des Rückzugs. In das Gehöft und das Haus herein scholl von draußen stärker und stärker das Gebrüll der fanatischen Schar, die Paravici sammelte und führte. Sie nahmen offenbar an, daß die Evangelischen sich in dem festen Hause zu verschanzen und zu verteidigen gedächten, und schickten sich zu dessen Berennung an. Der Irrtum der Gegner und die dunkelste Stunde der kurzen Sommernacht begünstigten den Abzug der Schar, die Georg führte. Ein kleiner Trupp bewaffneter Männer schritt voran, Frauen und Kinder zu Fuß, auf Maultieren und Eseln folgten — der Talammann mit seinen Reitern schloß und deckte den Zug. Rasch brach dieser aus dem Gehöft hervor ins freie Feld und lenkte, die Ortschaften, aus denen die Sturmglocken ertönten, umgehend, erst weit hinter Cremeo in die Straße ein. Der Aufbruch der Bedrohten erfolgte fast im gleichen Augenblicke, wo ein wilder verworrener Aufschrei, ein Wutgeheul der draußen versammelten Masse verriet, daß die Leiche Pater Giovachinos gefunden worden sei. In der nächsten Minute krachten Schüsse in die Fenster des verlaßnen Gehöftes, in der übernächsten hatte der tobende und rasende Haufe die Schar der Rückziehenden entdeckt und stürzte sich hinter ihr drein. Aber nur Signor Paravici und zehn, zwölf seiner Getreuen waren voran — die große Masse prallte vor den scharfen Schüssen und Stößen, den kräftigen Anritten, mit denen

Buols Reiter den nächtigen Zug der Evangelischen deckten, wieder und wieder zurück. Die mutige Schar, in der jeder einzelne verloren gewesen wäre, hatte den Tod nur eines tapferen Soldaten zu beklagen und vermochte, jede Kraft von Roß und Mann einsetzend, auch ihre wenigen Verwundeten mit weiter zu führen.

Doch waren es furchtbare Stunden, und als der frühe Sommermorgen heraufdämmerte und die Straße zum Bernhardin frei und ohne Hindernis vor den Rückziehenden lag, schauten sich nur fiebrisch gerötete oder bleiche, verstörte Gesichter in dem rastlos dahindrängenden Zuge an. Und kein Antlitz war blässer und verstörter, als das des tapfern jungen Führers, der in der ersten Stunde, wo sich Signor Paravici mit seinem Haufen an ihre Fersen geheftet hatte, der Entschlossenste, Todesmutigste gewesen war, um freien Paß zu schaffen. Er blickte, sobald ein Augenblick der Ruhe kam, die Verfolgung nachließ, so gramvoll, so tieftraurig vor sich hin, daß es den bündischen Soldaten nicht entging und sie sich teilnehmend und kopfschüttelnd ansahen. — War denn alles, was er erlebt hatte, war die Seligkeit der verflossenen Stunde, oder war dieser nächtige Zug durch ein empörtes Tal, dem die Glocken nachheulten und Schüsse nachkrachten, ein wüster Traum? Und wie konnte, wie durfte er fernerhin an Violanda denken, die ihm jetzt nur vor Augen stand, in der unseligen Minute, wo er selbstvergessen in ihrem Gemach geweilt und Mörder, deren Pläne sie kannte, an die Tür dieses Gemaches gepocht hatten? — Das Hirn drohte ihm zu zerspringen und er atmete förmlich auf, wenn eine neue Not dieser Stunden, ein wildes Herandrängen der Verfolger, ein verwundeter Mann oder ein Weib, der die Kräfte versagten, ein weinendes Kind

seine Sorge erforderten und ihn aus seinen wirren Gedanken, in die er gleichsam untertauchte, emporrissen. Mit dem vollen Anbruch des Tages war der Bernhardin erreicht. Die Verfolger waren jetzt schon seit einer Stunde weiter und weiter zurückgeblieben. Die Schar der Flüchtlinge konnte eine kurze Rast halten und dann den steilen Weg empor antreten, auf dem sie wußte, daß sie nicht mehr überfallen oder überwältigt werden könne. Alle schauten hoffend zu der schroffen Paßhöhe hinauf, über der die rotangehauchten Morgenwolken lagen, alle bis auf Georg Buol. Dieser starrte in das Tal zurück, in dem die Nebel wogten, und spähte hinüber, wo der Turm von Soazza lag. Eine wußte er dort, die er nie wieder erblicken und deren süßes, trügendes Gesicht er dennoch sein Leben lang vor sich sehen würde!

Denn der schmerzlich Bewegte, der so hoffnungslos und freudlos in das Tal hinabschaute, konnte nicht ahnen, daß zu dieser Stunde drunten auf den rauhesten, versteckteſten Pfaden längs der Bergwände ein Mädchen oder junges Weib der gleichen Straße zustrebte, die er an der Spitze der Seinen emporritt. — Violanda Robustella hatte, als sie aus ihrer Ohnmacht erwacht war, mit zitternder Angst die Glocken und den Waffenlärm, mit tiefem Schauder die wilden unweiblichen Hohnreden ihrer Base Gemma und der alten Eustazia vernommen. Sie wußte nicht, ob Georg lebend entronnen oder tot sei, und sie hatte nicht den Mut, zu ihren Heiligen zu beten, in deren Namen draußen alle Greuel verübt wurden. Dazu sah sie die Augen Frau Gemmas forschend und argwöhnisch auf sich gerichtet — es ward ihr nicht vergönnt, sich in ihr Gemach zurückzuziehen. In der Halle des Doktors aber drängten sich heute die Männer — und brachten wechselnd, mit geschäftigem Eifer die Nachricht,

daß sich die katholische Bevölkerung weit umher erhoben habe. Dann klang es doch durch all die wilden Reden hindurch, daß die Evangelischen aus dem Misox glücklich entronnen wären und unter dem Schutze Buols und seiner Reiter nach dem Bernhardinpaß flüchteten. Zu der wilden Prahlerei, daß Signor Paravici den Tod des Pater Giovachino an den Bündnern rächen und deren Hauptmann eigenhändig erschlagen werde, lächelte das Mädchen verächtlich. Ein wunderbares, seliges Gefühl der Befriedigung überkam sie, als sie mit dem herannahenden Morgen immer gewisser ward, daß der Mann ihres Herzens dem drohenden Tode entronnen sei. Und doch blieb mitten in diesem Gefühl ein dumpfer Druck, eine wachsende Angst zurück. Sie wagte nicht an die Nacht zu denken, fliegende Glut der Scham wechselte mit dem Erblassen der Furcht, sobald ihr der Gedanke kam, einer der Ihren, irgend einer im Dorfe könne Georgs Flucht aus dem Hause ihres Oheims bemerkt haben. Das herabgestürzte Fenstergitter gab dem finstern, eifersüchtigen Argwohn Doktor Robustellis neue Nahrung. Als es gegen den Morgen hin gewiß wurde, daß die Evangelischen entronnen waren und Signor Paravicis mordlustige Schar nur wenige alte Männer und Frauen, die in Cremeo in ihren Häusern geblieben waren, erschlagen habe, ging ein himmlisches Leuchten über Violandas Gesicht. Doktor Robustelli aber sagte ingrimmig: „Er ist auf und davon, und obschon er besser tot läge, für dich ist er tot! Preise die heilige Jungfrau und unsere Vorsicht, daß du ihm nicht verfallen bist. Denn hätten wir ein Jahr zuwarten müssen und wärest du inzwischen sein Weib und die Mutter seines Kindes geworden — ich zerschmetterte das Haupt dieses Kindes hier auf der Schwelle.“

Damit ging der Doktor hinaus — Violanda blieb erstarrt zurück. Doch nur einen Augenblick erstarrt, die Worte des Oheims waren zugleich ein Schwert und ein Licht gewesen — ein Schwert, das den letzten schwachen Faden zerschnitt, der sie an die Ihrigen band, ein Licht, das ihren Weg erhellte. Sein Weib — war sie nicht sein Weib? Und die Mutter seines Kindes — wie das Wort durch ihre Seele zitterte und geheime Saiten erklingen machte — konnte sie nicht die Mutter seines Kindes werden? Was hatte sie hier zu suchen — was verweilte sie hier — warum hatte sie in dieser Nacht nicht lösende Worte gefunden? Aber zu zögern war hier nicht — einige Minuten genügten zum Entschlusse wie zur Tat. Sie warf über das dünne leinene Morgengewand, das sie trug, ein dunkles, schlichtes Übergewand, sie band ihr Haar empor und wand den Schleier darum, sie ließ ein Stück Brot und die goldene Kette, die ihr Georg Buol geschenkt hatte, in die Gürteltasche gleiten — dann floh sie hinaus in die Morgennebel, die sie alsbald den Blicken aller, die nicht ganz nah waren, entziehen mußten. Wie im Sturm war es über sie gekommen, daß ihr Platz nur bei ihm sei, dem ihre Seele gehörte! Und selbst wenn er sie von sich stieße, wie in der schlimmsten Stunde dieser Nacht — dann mußte sie einsame Wege suchen und durfte die Ihren, von denen sie innerlich geschieden war, nicht wiedersehen.

Mit fliegender Hast verfolgte sie ihren Weg, bis sie auf dem Bergpfad längs der rechten Talseite stand. Dann hielt sie an sich — und prüfte hochatmend ihre Kraft. Es waren viele unendliche Stunden bis hinüber zum Rheinwald, wo sie hoffte, die erste Kunde von ihm zu erhalten. Aber es mußte gewagt sein, und ohne Zögern

trat sie den weiten Weg an, ehe der Tag vollends heraufstieg. Von der Straße herüber vernahm sie den wüsten Lärm der umherziehenden Scharen, in erregten Augenblicken fuhr sie zusammen und glaubte der hagern Gestalt des Signor Paravici gegenüberzustehen, der ihr die blutbefleckte Hand entgegenstreckte. Und wenn sie dies Bild weit von sich scheuchte und an den geliebten Mann dachte, dann sah sie zitternd den Ausdruck seines Gesichts, den sie zuletzt geschaut hatte, — seine zürnenden Worte durchschauerten ihr heißes Herz wie ein Frosthauch! Und doch blieb sie aufrecht und trug die Mühen des steilen beschwerlichen Weges. Niemals hatte sie ihr Tal verlassen und jetzt sah sie sich von der schaurigen Öde kahler Felsmassen umgeben, durch die ein hundertfach gewundener, immer steilerer Weg hinaufführte. Kein Laut drang durch die Stille, als das Rauschen des Bergwassers, das zur Seite ihres Pfades zu Tal stürzte und sie mit sich wieder hinabzulocken schien. Sie aber sah nur empor, wo immer steiler, immer höher die Paßhöhe winkte, und wenn sie zuletzt erschöpft zusammenbrach, so war es, weil der ersehnte Gipfel sich unerreichbar in die Wolken zu verlieren schien. Die Sonne glänzte schon heiß auf den steinigen Pfad — Violanda mußte ihre brennenden Füße ruhen lassen. Sie sank auf einen der Steine, die mit gelbbraunem Moos überwachsen am Wege lagen. Und wie sie in der schweigenden Öde um sich schaute, an sich selbst herab, und ihr zerrissenes, bestäubtes Gewand wahrnahm, stand mit einmal der Morgen vor ihren Augen, wo sie, festlich geschmückt, inmitten des wogenden Volkes den Mann zuerst gesehen hatte, der ihr Schicksal geworden war. Sie brach in Tränen aus und senkte schluchzend ihr schönes Haupt in den Schoß, da sie sich völlig allein wähnte.

Über ihr herabbröckelndes Gestein brachte sie wieder zu sich. Als sie aufschaute, glaubte sie zuerst eine Gemse zu erblicken — bei näherem Hinsehen nahm sie eine der braunen Ziegen wahr, die auf den Alpen weiden. Mit unbeschreiblichem Gefühl erfüllte sie in dieser Öde das erste sichere Zeichen menschlichen Lebens, es mußten Hirten in der Nähe sein und die Hirten mußten von Georg Buol und der Schar wissen, die er über diesen Berg geführt hatte. Mit erneutem Entschluß stand das Mädchen auf und trat die Bergwanderung wieder an. Bald erblickte sie über sich einen Mann in dem braunen Kittel der Bergamasker Hirten. Um ihn zu befragen, eilte sie so rasch vorwärts, als ihre sinkenden Kräfte zuließen.

Hätte sie gewußt, wer es war, der von hochoben her, mit sicherm Tritt, aber den Weg prüfend und scharf vor sich hinblickend, ihr bald näher kam, bald hinter den Felswindungen verschwand, sie hätte keinen Schritt zu tun vermocht. — Georg Buol hatte wenig früher, als die bleiche zitternde und doch so entschlossene Violanda am Fuß des Berges stand, die Paßhöhe des Bernhardin mit den Seinen erreicht. Noch ehe sie völlig droben anlangten, scholl den glücklich Geretteten wildes Jauchzen und hundertstimmige Begrüßung entgegen. Zwischen dem steinernen Zufluchtshaus und dem grünen See des Gipfels lagerten bewaffnete bündische Mannschaften, die am andern Tage, wenn ihre Verstärkungen nachgerückt waren, das Misox hinabsteigen sollten. Sie hießen die Flüchtlinge mit landsmannschaftlicher Herzlichkeit willkommen, räumten den Frauen und Kindern das große steinerne Haus, den Männern Plätze an ihren Wachtfeuern ein, schickten sich zur Bewirtung und Erquickung der Müden an und umdrängten vor allem das Pferd des Führers, dem sie einmal um das andere Heil

16*

riefen, während Georg Buols eigne Reiter nicht müde wurden, ihren Hauptmann zu preisen. Indem aber Georg vom Pferde stieg und mit einer Gebärde des Unwillens vor allem den alten Johann Flürs zum Schweigen zu bringen suchte, entgegnete dieser mit rauhem Lachen: „Was sträubt Ihr Euch, Herr, und zeigt finstre Mienen! Ihr allein habt drunten in dem verwünschten Tale gewonnen, während wir andern nur verloren haben. Wir erbeuteten nichts, und ließen zurück, was wir mitbrachten. Ihr bringt Eure Freiheit heim und habt den Kranz der schönen Violanda Robustella dazu gewonnen!"

Emporfahrend gebot der junge Edelmann dem wilden alten Gesellen Schweigen. Aber das Wort des Alten klang in ihm nach und plötzlich, wie in verwirrender Dunkelheit ein Lichtpunkt hervortritt, trat ihm der gestrige Abend in anderem Lichte als seither ins Bewußtsein: Violanda hatte sich ihm ergeben, rückhaltlos, schrankenlos! Und er — er war geflohen, ohne auch nur nach ihrem Schicksal zu fragen — ohne Gedanken an ihre kommenden Stunden und Tage, ja, er hatte sie mißhandelt. Und mit einem Male sah er vor sich, was ihm in der Wirrnis, im Getümmel entschwunden war: daß ihr letztes Wort an ihn eine Warnung und das Letzte, was er von ihr gesehen hatte, ein Versuch gewesen war, die Mordgesellen, die ihn bedrohten, aufzuhalten. Sie konnte schuldlos sein, sie war sicher minder schuldig, als er gewähnt hatte — und er war geflohen und hatte sie hilflos zurückgelassen!

Mit so brennender Scham, so wilder Ungeduld erfüllte ihn diese Erkenntnis, daß er in der ersten Stunde der Rast umzukehren und heimlich in das Tal einzudringen beschloß. Und da er wußte, daß er den heftigsten Widerstand seiner Leute zu erwarten habe, so vertraute er sich

nur dem Obersten von Salis, der die Truppen auf dem Bernhardin befehligte, an. Er sagte ihm, daß seine Ehre unbedingt und gebietrisch fordre, daß er sich noch einmal in das Tal hinabwage — er beschwor ihm dabei hilfreich zu sein. Der Oberst, der betroffen dreinsah, wagte doch nach einem Blick in die erregten Mienen seines jungen Vetters nicht zu widersprechen, er lieh die Hand dazu, daß sich Georg Buol in die Tracht eines der Bergamasker Hirten hüllte, die hier oben ihre Schafe weideten. Er beschwor ihn nur, nicht unnötig sein Leben aufs Spiel zu setzen — und sandte dann, ohne daß der junge Hauptmann darum wußte, einige wackere Soldaten, Landsleute Georgs aus dem Münstertal, hinter ihm drein.

Hundert Pläne und Entschlüsse fassend, einen nach dem andern verwerfend, aber beherzt und ohne Zagen eilte dieser die Höhen wieder hinab. Und mit jedem Schritt, den er abwärts tat, war ihm, als gewinne er ein Stück seines Gewissens, ein Stück der hoffenden Liebe zurück, die ihn trotz allem Wirrsal und Widerstand beglückt hatte. Er hoffte in den vielen Stunden seines Weges ein Mittel zu ersinnen, Violanda zu sehen und zu sprechen, und ehe er noch eine Stunde abwärts der Paßhöhe war, hatte er sich hundertmal zugeschworen, daß nichts auf der Welt wieder zwischen ihn und sein Weib treten solle!

So mutig, so entschlossen sich aber auch Georg Buol gedünkt hatte — er war's, der, als er einer Gestalt unter sich ansichtig ward, die ihn von fern an Violanda erinnerte, zu zittern begann! Er war's, als vom untern Teil des Wegs eine Stimme zu ihm herandrang, deren Klang ihm den Atem stocken machte, der zu wanken begann und sich nicht auf den Füßen zu halten vermochte. Violanda hatte ihn in dem zottigen braunen Hirtenmantel

nicht erkannt. Aber sie sah den Mann, den sie anrief, mit der Hand nach seiner Brust greifen, als habe ihn ein Stoß getroffen, sie sah ihn am Rande des Weges zusammensinken. Und noch ehe sie zu ihm hinaufgekommen war, hatte er sich neu erhoben, kniete vor ihr im Wege und streckte ihr flehend und nichts als ihren Namen stammelnd beide Hände entgegen. Violanda faßte mit einem jauchzenden Ruf seine Hände und küßte seine Stirn und setzte sich neben ihm nieder und ließ, von Ermattung und Glück zugleich überwältigt, ihr Haupt in seinen Schoß sinken.

So saßen sie auf der wilden Höhe, dicht vor dem strudelnden, schäumenden Bergwasser — Felswände und Felstrümmer ringsum — über allem hin der leuchtende blaue Sommerhimmel, zu dem sie emporblickten. Beider Antlitz war tiefgefurcht von der Erschütterung der letzten vierundzwanzig Stunden, den Anstrengungen des Tages. Beider Lippen waren bleich, und beiden versagte die Kraft zur Rede. Aber in beider Augen glänzte ein Strahl, wie er heller und schimmernder nicht am Nachmittag des seligen Pfingsttages erglänzt war. Auf beider Mund lagen wortlose Gelübde, die sie mit den Augen lasen, und wie sie sich endlich von der Stelle erhoben, an der sie sich gefunden hatten, wandten sie keinen Blick nach dem Tale hinunter — ihre Füße strebten nach der Höhe und ihre Gedanken flogen weit über diese hinweg.

Droben drängten sie sich durch den Kreis der staunenden, jauchzenden Männer, bis sie bebend vor Oberst Salis standen. Georg Buol begehrte, im Falle er bei den Scharen bleiben müsse, gutes und sicheres Geleit für seine Braut nach seinem Hause im Münstertal. Der Oberst, der inzwischen von Johann Flürs und Georgs

Reitern genug von den Tagen in Soazza erfahren, stand erschüttert vor dem jungen Paare, aus dessen Mienen so viel Glück und so viel Leid sprach. Er kämpfte seine Bewegung gewaltsam nieder und sagte mit fröhlichem, mutigem Tone:

„Geht — geht, Vetter Georg — wer wollte Madonna Violanda besser geleiten als Ihr? Ruht bis zum Morgen hier aus — und dann eilt nach Eurem Schlosse und bestellt Euer Haus, damit die Welt wieder ein Anrecht auf Euch hat. Eh' ein Mann mit der Welt in Frieden leben mag, muß er seine Liebe vor ihr sicher wissen, — geht mit Gott und gewinnt so reiches Glück, wie Ihr's verdient habt!"

Heimkehr.

Ein geräumiges aber nicht hohes Gemach, mit mächtigen, wohlgefugten Balken zur Decke, mit holzgetäfelten Wänden, die sich an mehreren Stellen zu Schränken vertieften, überall altes, dunkles, sauber gehaltenes Gerät, an den beiden auf das Meer hinausgehenden Fenstern blühende Geranien und sorgfältig gepflegte Blattpflanzen — ein Gemach, aus dem Stille und friedsames Behagen dem Eintretenden entgegenhauchten — was gab es da zu erschrecken? Freilich sah man durch die Fenster, daß das Haus hart am Strande auf mäßiger Höhe lag, der schmale Gartenstreif dicht vor den Fenstern reichte bis zum Dünenabhang und unter dem Abhang dehnte sich das bewegte Meer. Das Brausen der übereinanderrollenden Wogen klang vernehmlich herein und weiße Schaumflocken spritzten von den Wogenkämmen gegen die blanken Scheiben. Aber der Mann, der vorhin das Zimmer mit leisen, vorsichtigen Tritten, gleich als fürchte er jemand zu wecken, durchmessen hatte und nun vom Fenster wie betroffen zurücktrat, sah wahrlich nicht aus, als ob ihn die rollende grüne Flut erschrecken könnte. Das wetterbraune, dabei aber frische und noch kräftige Gesicht des etwa Achtundvierzigjährigen, aus dem ein paar blaue, klare und scharfe Steuermannsaugen herausblickten, mußte mit Ruhe auf ganz andere

Wogenbilder geschaut haben als auf das, welches die Bucht, an der das Fischerdorf sich hinzog, darbot. Auch sah der Betroffene, sichtlich Zitternde nicht eigentlich durch die Scheiben hinaus, sondern heftete sein Auge auf das Fensterkreuz innen, wo in schlichtem Rahmen eine Bleistiftzeichnung in wenig scharfen Umrissen hing — Kopf und Halbfigur eines jungen Mannes darstellend. In den Zügen dieses Bildes hätte wohl auch ein anderer Betrachter als er selbst die Züge des Ankömmlings erkannt, der jetzt, wie zur Vergleichung gestellt, dem Bilde gegenübertrat. Kopfschüttelnd, mit einem ungewissen Blick nahm er wahr, wie sorglich die Efeuranke um den Rahmen der Zeichnung gezogen war. Es schien, als ob er all seinen Mut zusammennehmen müsse, das Ganze noch einmal fest anzuschauen, dann wandte er sich ab und blickte im Gemach umher, etwas ruhiger und gefaßter, obschon das leise Beben, das ihn vorhin befallen hatte, auch jetzt von Zeit zu Zeit wiederkehrte.

Er atmete wie ein Mensch, der nach Fassung ringt und jeden Augenblick wähnt, sie errungen zu haben. Der Ausdruck seines Gesichts war ein wundersam befangener, traumhafter, trotz der festen Züge, der prächtigen Stirn und der klaren blauen Augen. Seine Blicke glitten von Wand zu Wand — von Gerät zu Gerät — es waren lauter kleine, sehr unbedeutende, aber doch sehr wirkliche Gegenstände, auf die er hinstarrte, als sähe er Schatten und Spukbilder. Dicht vor ihm stand ein einfacher Nähtisch, den ein Stück Leinwand halb bedeckte. Aber unter der Leinwand nahm er deutlich ein Kästchen wahr, von dessen blauer, halbverschossener Samteinlage ihm Scheren und kleine Messer mit silberner Fassung entgegenglänzten. Das Silber war dünn abgegriffen — aber jedes Stück

wohlerhalten, man sah den täglichen Gebrauch und die sorgsame Schonung zugleich. Auf einem niederen Schrank von prächtigem dunklen Holze, in der Ecke rechts von der Tür, stand ein Teegerät von japanischem Porzellan, daneben drei schöne Gläser, alles blank, ohne Stäubchen. Unter der Schwarzwälder Uhr war ein Brett mit einfachem Schnitzwerk angebracht, auf dem ein Kompaß und zwei kleine Fernrohre ruhten. Je länger der Mann um sich blickte, um so mehr der kleinen Gegenstände, die im Gemach vorhanden waren, schien er zu erkennen.

Ein feuchter Schimmer seines Blickes verriet die wachsende Erregung — mehr als einmal schloß er die Augen, wie um nichts weiter zu sehen, und öffnete sie dann um so entschlossener. Mit langsamen und wankenden Schritten, als ob er noch an Bord wäre, ging er jetzt in dem Gemach umher, überall musternd — kleine Kästen und Schiebladen und dann die Türen der Schränke öffnend. Sein Gehaben glich aufs Haar dem eines Einbrechers, der nach dem Kostbarsten, Besten noch umhersucht, und doch hätte ein Blick in seine Züge jeden solchen Verdacht abgewehrt. Die Haltung freilich, in der er vorhin über die Schwelle getreten war, hatte sich völlig verändert. Die aufrechte, stattliche, fast zu langgestreckte Gestalt erschien jetzt kleiner, in jeder Pause seines Umhersehens hatten sich der hochgetragene Kopf und Nacken gebeugt, der Leib war gleichsam zusammengesunken.

Und jetzt öffnete er die Tür des letzten in die Wandtäfelung gesenkten Schrankes. Der Drücker des offenen Schlosses war kunstreich im Metallbeschlag verborgen, — kein völlig Fremder hätte ihn ohne weiteres entdeckt und in die Fächer hineinblicken können. Als aber der Forschende in dem oberen Teil des Schrankes ein paar Reihen von

Büchern gewahrte, während sich im unteren Fach mannigfache Papiere wohlgeordnet zeigten, drückte er mit dem gepreßt klingenden Ausruf: „Auch das, auch das noch!“ — dem ersten Wort, das über seine Lippen kam — die Hände vor die Augen. Erst nach einigen Minuten raffte er sich gewaltsam auf und berührte die Papiere. Eine Lage sorgfältig geordneter Briefe, die deutliche Spuren des Lesens und Wiederlesens zeigten, stieß er unmutig zurück, eine zweite mit einzelnen Blättern in einer anderen, weiblichen Handschrift zog er hervor. Das obenauf liegende Blatt enthielt ein paar Verse, er vermochte mit plötzlich hervorbrechenden Tränen nur die ersten Zeilen zu lesen, die er wie unbewußt mit zitternder Stimme nachsprach:

Leis klingt aus jedem Grabe
Ein altes trübes Lied:
Seit ich dich nicht mehr habe,
Weiß ich erst, was mir schied! —

Der Lesende hielt stockend inne, als könne er den Sinn dieser Worte nicht weiter verfolgen. Dann aber schien plötzlich neues Bewußtsein und neue Entschlossenheit über ihn zu kommen. Er legte das Blatt sorgfältig auf den Platz, von dem er es genommen, schloß die Tür des Schrankes, blickte noch einmal langsam prüfend im ganzen Gemach umher — sagte bebend: „Es kann nicht sein! Ich könnte nicht einen Tag hier leben!“ und ging entschlossen der Tür zu. Auf halbem Weg ward er unschlüssig und begann vor sich hinzusprechen: „Sie hat an mich gedacht, nur an mich gedacht — hat mein Andenken treu bewahrt! Warum soll ich nicht genießen, was Gott mir beschert? Sie würde vielleicht glücklich sein und nach nichts fragen, als daß ich wieder heim bin. Aber ich — ich müßte es jeden Tag fühlen, daß ich jahrelang kaum im

Traum an sie gedacht habe. Ihre Treue müßte mir jede Stunde wie ein schwerer Vorwurf auf dem Herzen liegen und am Ende — lief ich zum zweitenmal von der Ärmsten!“ Das Gesicht des Seemanns, das sich vorhin einen Augenblick erhellt hatte, als ob ihm eine frohe Hoffnung aufginge, ward wieder finsterer, er tat einen weiteren Schritt nach der Tür hin.

Wie sich diese aber fast im gleichen Augenblick von außen öffnete, war es mit seiner Fassung vorüber, mit einem Ausruf jähen Erschreckens sank er auf den hohen, hölzernen Stuhl, der halben Wegs von der Tür stand, und nahm, überwältigt von der Tatsache, erblickt zu sein, nicht einmal wahr, wer es sei, der ihm im gleichen Augenblick entgegentrat, wo er für immer aus diesen Wänden fliehen wollte.

Die alte Frau jedoch, deren Gesicht erst Befremdung, dann ein tiefes, aber frohes Erstaunen ausdrückte — stand wortlos auf der Schwelle und betrachtete den erschrockenen Mann mit der sicheren Erwartung, von ihm angeredet zu werden. So deutlich sprach diese Erwartung aus den Runzeln des hageren Gesichts, aus den hellen grauen Augen der Alten, die auf ihm ruhten, daß selbst der bestürzte fassungslose Eindringling sie gewahren mußte. Und da er nach einigen besorglichen Blicken auf die Tür, die die Alte nicht wieder hinter sich geschlossen hatte, niemand weiter kommen sah und hörte, so sagte er jetzt laut, heftig, abgebrochen und ohne Freude in Stimme und Blick: „Du bist's — Dörting, kommst du allein? — und wohnst du jetzt hier in diesem Haus?“ Die Alte betrachtete den Mann, der sich von dem Sitze wieder erhoben hatte und ihr einen Schritt näher trat, von Kopf bis zu Füßen, dann antwortete sie in einem Ton, der zwischen verhaltener Rührung und hartem Zürnen schwankte:

„Du kannst freilich nicht wissen, Claus Berndsen, was bei dir im Haus vorgeht! Acht lange Jahre hast du Eva deinen Tod beweinen lassen! — Alle im Dorf glaubten dich ertrunken. Und du hast also gelebt und kommst heim — nach so langer, langer Zeit?“

„Ich gehe sogleich wieder!“ sagte der Claus Angeredete, die blauen Augen vor dem prüfenden Blick der alten Frau zu Boden senkend. „Ich wäre nicht hereingekommen, hätte ich nicht auf dem Wege hierher erfahren, daß Eva an jedem Sonnabend in Peter Reimers Boot nach Warnemünde fährt! — Darauf baute ich und nun dank' ich Gott im Himmel, daß ich's so gehört und getroffen habe. Ich gehe sogleich wieder, und wenn du barmherzig bist, Dörting Berndsen, so erfährt es Eva nie und nimmer, daß ich hier war!“ —

„Gehen, ehe du an deinem Herd niedergesessen bist, Claus? Gehen — wohin denn?“ fragte die alte Frau mit halb erschrockenem, halb ungläubigem Tone. Sie verstand offenbar nicht, was der erregte Seemann wollte, und suchte seinem Schamgefühl zu Hilfe zu kommen:

„Recht ist's freilich nicht, daß du Eva und uns alle so lange ohne jede Nachricht von dir gelassen — aber du bist doch da und Eva behält recht, die heimlich an jedem Abend auf deine Wiederkehr gehofft hat, wenn sie auch mit uns tagsüber eins geworden war, daß du dennoch tot sein müßtest. Sie hat nur im Gedanken an dich gelebt!“ — —

„Das sah ich und darum muß ich wieder hinweg,“ unterbrach Claus die Redende. „Ich hatte mich draußen recht, recht sehr nach Eva, nach diesem Haus und nach euch allen gesehnt, die ich noch am Leben treffen würde. Aber so wie ich's finde, hatte ich's niemals gedacht! Konnte

ich wissen, daß Eva die ganze lange Zeit sich um mich gehärmt hat? Als ich's vorhin entdeckte, fuhr mir wohl der sündliche Gedanke durch die Seele, daß ich ein Glückskind wäre und nur nehmen dürfte, was mir wider Verdienst und Würden zuteil wird. Aber so schlecht ich bin — so ganz schlimm steht's mit mir nicht, daß ich mich jetzt herandrängte. Denn sieh, Dörting: heute und morgen und vielleicht noch einen Tag würde Eva nur glücklich sein, daß mich die Fische nicht gefressen haben! Dann aber müßte sie anfangen, ihr Leben und meines zu vergleichen und sich zu fragen, was sie denn an dem Claus wiedererhalten habe? Die Antwort kann ich mir zwar geben — aber sie aus ihrem Mund zu hören, das ertrüge ich nicht! Darum hab Mitleid, Dörting, und lasse nie ein Wort über deine Lippen gehen, daß du mich heute hier gesehen hast. Wenn aber Eva wieder um mich weinen sollte, dann sage ihr, daß ich nicht eine Träne wert gewesen sei — hörst du — schon eine einzige ist zu viel!"

Er hatte den Südwester mit einer rauhen Bewegung auf das Haupt gestülpt und wollte an der Alten vorbei. Sie aber, die jetzt begriff, wie es mit dem heimgekehrten Manne stand, vertrat ihm den Weg zur Schwelle:

„Das kommt ja wohl bei euch Mannsvolk so vor und ist vielleicht die Regel!" sagte sie mit einem gewissen Gleichmut. „Deshalb sind die Tränen doch geweint und sollen getrocknet werden, wo sie es noch können!"

„Ich sage dir aber, daß ich fort will, fort muß! Ich kann nicht in diesem Hause bleiben, wo mir's von jeder Wand entgegenschreit, wie treu Eva meiner gedacht hat!" rief Claus Berndsen mit halberstickter Stimme.

„Ich und immer nur ich — recht wie ein Mannsbild gesprochen!" sagte die Alte dagegen. „Mir kann's

denn recht sein, wenn du hinaustoben willst und draußen auf deine Frau triffst. Du kannst ja, wenn die arme Kreatur vor Freude und Schrecken zusammenbricht, über sie hinwegspringen, wenn dich's so sehr wieder nach deinem Schiffe treibt!"

Der Steuermann erblaßte sichtlich, er hatte auf jedes der Worte der alten Dörte gehört und jetzt sagte er halb bestürzt, halb ungläubig:

„Eva? — ich auf Eva treffen? ist sie denn nicht in Warnemünde?"

„Nein," versetzte die alte Frau kurz. „Ich kam hierher, weil ich sie schon wieder hier oben vermutete. Peter Reimer fand, daß die See heute zu hoch ging für sein Boot, und ist schon vor einer halben Stunde umgekehrt. Das sah ich aus meinem Hause."

„Er war von je ein erbärmlicher Bootführer!" murmelte Claus vor sich hin, die Lippe nagend. Dann sich wieder zur Alten wendend, sagte er mit einer Art Fassung, die wie plötzlich über ihn kam: „So muß ich denn auch das tragen! Besser wird es nicht damit, daß ich sie wiedersehe, denn meines Bleibens kann hier nicht sein!"

„Es wird werden, wie es werden soll!" entgegnete Dörte, die die ganze phlegmatische Ruhe ihres Stammes bereits wiedergewonnen hatte. Sie öffnete mit raschem Druck die Tür nach außen und als sie sah, daß der Ankömmling ihr nicht nachfolgte, ging sie mit eiligen Schritten hinweg, die auf dem Dünensand vor dem Hause rasch verhallten.

Claus Berndsen aber war unter dem immer schwereren Gewicht der Stunde zusammengesunken, er lag jetzt mit dem Kopf auf dem großen Stuhl, in dem er vorhin gesessen hatte, und man sah nichts von ihm als die gebeugte

Gestalt und die dichten blonden Haare. Sein Gesicht verbarg er wie zuvor in den Händen und lange, lange blieb er fast unbeweglich. Ihm wenigstens dünkte es, daß eine unendliche Zeit verstrichen sei, in Wahrheit waren es kaum zehn Minuten, seit die alte Frau ihn allein gelassen hatte. Dann, wie von einem plötzlichen Gedanken durchzuckt, richtete er sein Haupt empor, maß den Raum zwischen sich und dem Fenster und die Hindernisse, die ihn dort am Öffnen und Hinausspringen verhindern konnten. Die hölzernen Kasten, in denen Blattpflanzen und Blumen sorgfältig gezogen waren, mußten sich leicht zur Seite schieben, das Fenster mußte sich öffnen lassen. Er stand vom Boden auf — er ging dem Fenster entschlossen zu — im Herankommen gewahrte er, daß er die Efeuranken, die dort um sein Bild gezogen waren, zerreißen müßte. Er zögerte, und eh' er noch vermochte einen Entschluß zu fassen, hörte er, daß es zu spät sei. Von draußen klangen leichte, aber stürmische Tritte, die Tür ging zum andern Mal auf — auf der Schwelle erschien sie, deren Bild seit einer Stunde und seit manchem schweren Tage in der Welt vor seinen Augen gestanden hatte, sie, vor der er jetzt das Haupt senkte und sie doch wahrnahm, bis auf den kleinsten Zug ihres blassen Gesichts, ihrer schlanken, zierlichen Gestalt. Sie sagte mit zitternder Stimme nur: „Claus, liebster Claus! ist's denn doch möglich?“ und streckte ihm die Arme entgegen — er aber rief unter hervorstürzenden Tränen: „Eva — um Gottes willen, Eva!“ und machte nur eine abwehrende Bewegung. Dann, als ziehe ihn ihr Blick unwiderstehlich heran, kam er ihr entgegen und kam eben zurecht, um die bewußtlos werdende in seinen Armen zu stützen und sanft auf den großen Stuhl zu lehnen. Er streifte mit seinen

Lippen das volle blonde Haar der vielleicht dreißigjährigen Frau und dann, während ihre Augen geschlossen blieben, ihre Hand aber fest auf seiner Schulter ruhte, glitt er zu ihren Füßen hin und verbarg sein tränennasses Gesicht in ihrem Schoß.

Er hatte in den wenigen Augenblicken auf Evas Zügen alles gesehen, was er zuvor gewußt, was er vorhin aus dem bloßen Anblick seines Hauses und dieses Gemaches erraten hatte. Es war noch das feine, weiche, runde Gesicht mit den halb träumerischen braunen Augen, das ihn an der jugendlichen Eva entzückt hatte. Aber das Gesicht war bleich geworden und mehr als eine Kummerfalte, ein Ausdruck stiller Traurigkeit hatte sich in ihm festgesetzt. Er wußte zu gut, wessen Schuld dieser Ausdruck war, und deshalb wagte er es nicht, den Blick zu ihr emporzuheben. Wie er aus einem Druck ihrer Hand inne ward, daß sie wieder zum Bewußtsein gelangte, stammelte er:

„Es war Dörtings, nicht meine Schuld, daß du mich hast wiedersehen müssen! Ich — hätte nie gewagt, dir wieder unter die Augen zu treten, nachdem ich gesehen, wie du an mich gedacht, und daß du an meinem Andenken gehangen hast, als ob ich dein ehrlicher, braver Mann und nicht ein schlechter, wilder Ausreißer gewesen wäre! Nein, Eva — so darfst du nicht mehr an mich denken, und wenn du mich nicht vergessen kannst — so mußt du mir grollen und fluchen. Besser wär's freilich und mir lieber, wenn du mich für immer vergessen wolltest. Und nun, Eva — behüte dich Gott besser, als ich dich und mich behütet habe, und wenn dir ein Trost ist, daß der tolle Claus nun weiß, was er an seinem Weibe verloren hat, so darfst du auch den Trost behalten!"

Der Steuermann hatte sich wiederum erhoben. Er zog aus der Tasche seiner Schifferjacke eine sorgfältig mit Segelleinen umwundene Rolle hervor, die er leis auf den Tisch zur Seite niederlegen wollte und die im Niederlegen doch hart und schwer klang. Die junge bleiche Frau heftete jetzt zum erstenmal ihren Blick auf sein Gesicht und es war, als ob sie erst aus den gesenkten Augen, den gewaltsam geschlossenen Lippen die Bedeutung der harten Worte des Heimgekehrten errate. Mit einem wilden Aufschrei klammerte sie sich an seinem Halse fest. —

„Du darfst nicht wieder hinweg! — Du sollst nicht wieder zur See!"

„Ich darf nicht hier bleiben," versetzte er mit einer Art dumpfer Festigkeit. „Ich könnte nicht einen Tag hier leben, es wäre die Hölle. Früher oder später müßte ich dir doch wieder heimlich davongehen — wie vor acht Jahren, wenn mich auch jetzt keine Sehnsucht nach wilder Lust und buntem Leben hinaustrieb. Ich kam heim, weil ich mich müde getobt hatte und weil mich mit einmal die Furcht überfiel, ich könnte dich nie wiederfinden, indes mir das wilde Glück Gold in die Taschen fegte. Ich dachte, wenn ich dich fände, du hättest mich längst vergessen oder wärst eines andern Weib oder fluchtest mir, wie ich's verdient habe. Da wollte ich dann sehen, was sich gut machen ließ — was ich abbitten könnte, — ich wollte, wenn es not tat, mich auf deinem Grabe ausweinen. Aber daß du — die ganze Zeit an mich gedacht, dich um meinen vermeinten Tod halb blind geweint hast, indes ich in Palembang und Malakka ein Leben nach meinem schnöden Sinne geführt habe — darauf war ich freilich nicht gefaßt! Wie ich damals davonging und mit dem Rostocker Schuner nach Indien fuhr, dacht' ich kaum

einen Augenblick daran, daß du dich um mich härmen und grämen könntest. Und hätte ich auch daran gedacht — ich wäre doch in die Welt hinausgerannt — mir war's hier in unserem Dorfe und in unserem Häuschen zu schwül und die ganze Ostsee zu eng geworden. Und wie der Schuner bei der Insel Banka scheiterte und der größere Teil der Mannschaft ertrank, wurde mir's fast leicht, denn ich hatte mir's schon vorgesetzt, in Indien zu bleiben und nicht in das graue, kahle Nest heimzukehren. Während du hier um mich getrauert hast, hab' ich mir's wohl sein lassen in aller Lust, während deine Augen trüb wurden und deine Lippen bleich, hab' ich übermütig lachende Augen um mich gehabt und rote Lippen geküßt. So sind viele Jahre verflossen — und ich habe kaum heimgedacht, und wie's endlich über mich kam und ich vor Sehnsucht nach dem grauen Strand und den dunklen Wellen und dem frischen deutschen Wasser fast zu vergehen anfing — da meint' ich dich doch nicht so zu finden! Und wär' mir dies auch nur einmal in den Sinn gekommen, so wär' ich lieber drüben verdorben, als daß ich neues Elend in dein und mein Leben getragen hätte!"

Die bleiche Frau lehnte sich noch immer an den zitternden, hastig sprechenden Mann, der halb in zärtlicher Besorgnis, halb in schmerzlicher Ungeduld sich von ihr zu lösen strebte. Sie hatte während seiner wilden Selbstanklage mehr als einmal die Lippen geöffnet und sie dann, ohne zu sprechen, wieder geschlossen. Jetzt aber flammte eine jähe dunkle Röte in ihrem Gesicht empor, sie trat einen Schritt von dem Beweinten, Wiedererstandenen zurück und sagte fast heftig:

„Gott, der dich heimgeführt, wird meine Gebete und Tränen nicht betrügen!"

„Du hast dich selbst betrogen, armes Weib!“ entgegnete er tief traurig, jetzt mit fast versagender Stimme. „Ich bin nicht der, um den du geweint und dessen Andenken du geehrt hast! und weil ich's nicht bin, so helfe Gott mir und dir! — Mir würde es jede Stunde in der Seele brennen, daß du mir treu gewesen bist, wo ich schmählich untreu war. Ein Sünder kann nicht neben einer Heiligen sein! Drum muß ich hinweg und du mußt mich vergessen.“

Sie hielt ihn nicht, sie vertrat ihm den Weg zur Tür nicht mehr! Ihre braunen Augen ruhten mit einem Ausdruck auf ihm, der ihn hinderte, auch nur den Fuß zu erheben, und nicht wie ein trotziger Entschluß, sondern wie ein Flehen um Hilfe klang es, wenn er noch einmal im Gemach umherblickte und noch einmal sagte:

„Sieh mich nicht so an, Eva — sei barmherzig und laß mich hinweg.“ Eva aber schien jetzt mit sich selbst zu kämpfen. Ein schmerzliches Lächeln und dann ein plötzlicher Entschluß leuchtete in ihrem Gesicht auf, sie faßte den Arm ihres Mannes und flüsterte ihm zu:

„Komm mit mir, Claus — einen kurzen, einen ganz kurzen Gang. Und dann sollst du selbst sagen, ob du bei deiner Eva bleiben darfst — ob nicht!“

Widerstandslos folgte der Steuermann der vorangehenden jungen Frau — er atmete auf, als ihm, hinaustretend, ein frischer, scharfer Meerhauch entgegenwehte und sein Auge über die dunklen rollenden Wogen in der Bucht glitt! Der Himmel war jetzt lichter als eine Stunde zuvor, zwischen den Regenwolken, die der Westwind über Strand und Dorf in die See hinausfegte, wollte sich ein Sonnenstrahl durchdrängen. Eva achtete auf nichts, sie schlug rasch einen Pfad längs der Düne ein, hinter der das

Dorf lag und Claus ging ihr Schritt um Schritt nach — jedesmal das Haupt senkend, so oft sie sich nach ihm umkehrte. Er kannte nach fast einem Jahrzehnt alle Wege und Stege der Heimat noch genug, um zu erkennen, daß ihn Eva zum Friedhof des Schifferdorfes und der umliegenden einzelnen Strandgehöfte führte. Er begriff nicht, was sie dort von ihm wollte, und doch erwachte etwas wie eine Hoffnung in seiner Seele. Die junge, bleiche Frau ging, je näher sie der Mauer des kleinen schlichten Friedhofs kamen, ersichtlich langsamer, aber sie hielt nicht still, sie zog Claus willenlos sich nach. Sie drückte die halbgeöffnete Tür leicht zurück und schritt dann zwischen der ersten und zweiten Reihe der Gräber dahin. Der Friedhof war sorgfältig gepflegt — die künstliche Moosdecke der Gräber und das volle Gebüsch längs der Mauern gestalteten ihn zu einem wunderbar grünen, fast anmutigen Fleck zwischen den kahlen Sandflächen und Dünenhügeln des Strandes. Frau Eva blieb vor einem Grabe stehen, das auf schwarzem Holzkreuz die Aufschrift: „Hinrich Hochhausen, Steuermann,“ und darunter einen Bibelvers zeigte. Betroffen blickte Claus auf den moosbewachsenen kleinen Hügel und dann auf sein Weib, das jetzt beinahe so zitternd vor ihm stand, wie er vorhin vor ihr, so daß er ihr unwillkürlich näher trat, um sie zu stützen. Sie aber wehrte ihn leis ab, und während ihr Auge sich zu dem Grabe niedersenkte, sagte sie, anfänglich zögernd, dann immer schneller und schneller, als wälze sie sich eine Last von der Seele:

„Ich mußte dich hierherführen, weil ich nicht hören darf, daß du mich lobst und dich anklagst, Claus! — Ich bin nicht so treu, so schuldlos, als du glaubst, ich habe nicht immer dein Andenken heilig gehalten — und du

hättest mich leicht finden können, wie du in Indien gedacht hast. Als du entflohen warst und mich einsam zurückgelassen hattest, wuchs neben dem Schmerz und der Verlassenheit ein recht bitterer Zorn gegen dich in mir auf und ich wollte dir zum Trotz nicht unglücklich sein. Ein Jahr, nachdem ich nichts von dir gehört, war Hinrich Hochhausen von seiner großen Fahrt um die Welt zum erstenmal wieder ins Dorf gekommen — und bald, bald nachdem ich ihn gesehen, hatte er mir's angetan und ich begann zu träumen, daß ich ein neues Glück an seiner Seite finden könnte. Du erinnerst dich vielleicht Hinrichs — weißt, wie er dreinschaute und auftrat."

„Er war ein stolzer, stattlicher Bursch — recht gemacht, die Weiber zu führen, wie es ihm gut dünkte!" sagte Claus mit leiser Stimme.

„Ich wollte nichts Besseres!" versetzte Eva mit einem um Vergebung flehenden Blick. „Er — er achtete wenig auf mich und war bald übermütig, bald freundlich zu mir, ich aber nährte Wünsche, bei denen ich zu zittern begann, daß du zurückkommen könntest. Und selbst, als die Nachricht, daß der Schuner „Maria" gescheitert sei, zu uns kam, selbst da, Claus, weinte ich ehrliche Tränen um dich und dachte doch an ihn — und fing an zu hoffen! — Ich zürnte dir nicht mehr, aber ich wähnte, daß ich dich vergessen, an seiner Seite besseres Glück finden könnte, als mit dir!"

„Das wäre leicht gewesen und brauchte darum kein großes Glück geworden zu sein!" fiel ihr der Steuermann wie ermutigend ins Wort. — „Du hattest recht, tausendfach recht, arme Frau!"

„Der, an den ich mein Herz gehängt hatte, fand, daß ich unrecht hatte! Hinrich Hochhausen ward mit jedem

Tage kälter, gleichgültiger, hochmütiger gegen mich und bald wußte ich, daß sein Sinn nach der Tochter des alten Pankow, des reichen Reeders von Rostock stand! Er fuhr dabei fort, in mein Haus zu kommen, wie er in alle Häuser kam, und mir wie anderen, mit denen er gespielt hatte, sein Glück vor Augen zu stellen. Da begann ich wieder an dich zu denken und dir aufs neue zu zürnen, daß du mich verlassen hättest, und mir war, als könnte ich ihm trotzen, wenn du neben mir stündest. Und so währte das einen langen Winter, einen halben Sommer hindurch. Und am Ende, als Hinrich nach Rostock aufbrach, um Hochzeit mit der Reederstochter zu halten, war ich doch unter den vielen, die ihm Lebewohl sagten, und ohne daß ich's wollte und wußte, glitt mir's doch über die Lippen, daß ich seiner immer im Guten gedenken werde. Da — mir ist, als sähe ich ihn noch vor seinem Boot stehen — da lachte er lustig übermütig und sagte halblaut: ‚Du hast genug an deinen Toten zu denken, Eva — kümmere dich nicht um die Lebenden!' Mir aber war's, als ob mir sein Wort hundertfältig im Ohr widerhallte, und ich wankte heim in mein einsames Haus und hörte ihn immer wieder lachen: Kümmere dich nicht um die Lebenden.

Am gleichen Abend brach ein Sturm herein — in der Nacht schlief niemand im Dorfe — so wild, so toll war das Unwetter und in fast allen Fischerhäusern waren die Männer zur See. Ich lag wie im Fieber und der Sturm wiederholte mir fort und fort Hinrichs Worte und meine Lippen sprachen sie widerstrebend nach. Am folgenden Tage aber trieben Bootstrümmer und Leichen an unsere Küste und unter den Toten trugen sie auch ihn — den stolzen und lebensfrohen Hinrich hierher; sein Boot

war auf der Brautfahrt nach Rostock im Sturme umgeschlagen und die Wellen warfen ihn zu uns zurück. Wohl stand ich bleich und erschrocken und mit tiefem Mitleid unter den Trauernden, und das ganze Dorf trauerte um ihn — aber ich vergaß auch nicht, was er mir zugerufen hatte! Ich dachte nicht mehr allein an ihn — ich dachte an meinen Toten, dachte an dich! Und wie ich sann und sann, da stiegen mir mit einem Male jeder Tag, jede Stunde wieder herauf — jede gute, die ich mit dir verlebt, jede böse, die ich dir bereitet! Da sah ich klar, daß ich auch Schuld trug an deiner Ungeduld, deinem Mißmut, daß ich Schuld trug an deiner Flucht!"

„Halt ein — halt ein Eva! oder du treibst mich doch wieder hinweg!" rief der Heimgekehrte mit einem Male und sein Ton war verändert, eine Fülle von Kraft, von herzlicher Freude klang darin.

„Da hub ich an, mein Unrecht zu sühnen und deinem Gedächtnis zu leben!" fuhr Eva unbeirrt fort, indem ihre Hände die kräftigen, stummgefalteten Hände des Gatten umfaßten. „Ich hub an, alles heilig zu halten, was uns gemeinsam gehört hatte — und pflegte und hegte unser Haus, als das letzte, das einzige, was mir geblieben war vom Leben mit dir. Und von Tag zu Tag ward mir's gewisser, daß wir beide versöhnt wären, und als ich zu zweifeln begann, ob du tot seiest oder lebtest, da durfte ich auch vor einem Wiedersehen nicht mehr zittern! Und dann, dann kamen Nachrichten, daß ein Teil der Mannschaft des Schuners gerettet worden und endlich sprach Dörte einen der Heimgekehrten, und er wollte für gewiß wissen, daß du nicht unter den Ertrunkenen gewesen seiest. Und so habe ich in diesen letzten Jahren neben der Trauer die Hoffnung gehegt, daß Gott uns wohl noch

einmal zusammenführen könnte, und nun, Claus, wirst du meine Hoffnung nicht zuschanden machen!"

Er stand, längst ein besiegter, überwundener Mann, vor dem bleichen Weibe. Ohne es zu wissen, hatte er sie von dem Grabe hinweg bis gegen den Eingang des Friedhofs hin gezogen. Sie stieg, auf ihn gestützt, den Dünenhügel empor, von dem sie unter sich hier den Friedhof und dort ihr Dorf und das Meer erblickten. Eva hielt noch immer Claus' Hand in der ihren und er fühlte, wie sie in Erinnerung der verlebten Stunde zitterte und auf ein Wort aus seinem Munde harrte. Schweratmend sagte er endlich:

„Du willst mit deiner Schuld die meine aufwägen, Eva, du hast gegen den Zentner in meiner Schale eine Feder in die deine gelegt. Aber ich danke dir doch — ich danke dir tausendmal, daß ich bleiben darf, und ich will es versuchen, mit dem Rest meines Lebens zu sühnen, was ich mit dem Anfang gesündigt habe!"

Über dem Meere war es hell geworden und lichte, goldige Streifen durchzogen den Himmel. — Sie sahen einen Augenblick auf die Wogen hinaus — im Gesicht Claus Berndsens stand es deutlich, daß sie ihn nicht zum zweitenmal von der wiedergewonnenen Frau scheiden würden. Neben ihr ging er dem Hause wieder zu, dem er vor einer Stunde hatte entfliehen wollen. Er hatte seinen Arm um Evas schlanken Leib gelegt und ihre Schritte klangen so gleichmäßig von der Düne wider, als wären sie niemals getrennt gewesen.

Der neue Merlin.

Unter Lachen und fröhlichem Geplauder war die kleine deutsche Gesellschaft, die in drei Gondeln von Venedig nach Torcello gekommen war, durch die Weingärten der einsamen Insel gestreift und hatte nach dem Hause geforscht, in dem ein Landsmann, den sie besuchen wollten, schon seit einer Woche Unterkunft gefunden hatte. Aber ehe sie an die kleine, spitzbogige Tür zu pochen vermochten, die einzige in der langen Mauer eines einstöckigen Hauses, das seine Fenster dem Wasser zukehrte, war ihnen ihr Genosse schon aus eben dieser Tür entgegengetreten.

Der junge Kunsthistoriker Friedrich Carstens, der auf dem Eiland verweilte, um seine Studien zur Geschichte der ältesten christlichen Architektur zu fördern, hatte nach rascher Begrüßung seine Freunde und Freundinnen zur Piazza geführt, an derem rechten Ende ein einfaches Weinhaus mit einem schattengebenden Zelt stand. Hier ward der vortreffliche Valpolicella des Sor Cristoforo gekostet und von den aus Venedig mitgebrachten Vorräten ein Frühstück gehalten, bei dem sich frohen Mutes austauschen ließ, was die Ankömmlinge in den letzten Wochen erlebt und geschaut hatten. Die jungen Damen, ganz erfüllt von den Herrlichkeiten Venedigs, stürmten auf Doktor Friedrich Carstens ein, wie lange er noch in der Stille von Torcello verweilen wolle, und erhielten statt der Antwort ein Skizzenbuch mit einer Anzahl Zeichnungen von

Türen und Fenstern, Säulen und Nischen, Karyatiden und Kapitälen gezeigt. Vieles darunter war erst angefangen und harrte noch der Vollendung — alles verriet, mit welchem innern Anteil und welcher Sorgfalt der Kunsthistoriker die Zeugnisse vergangener Tage nachbildete. Die Mädchen blätterten neugierig und wißbegierig in dem Skizzenbuch, und die älteste von ihnen, eine zweiundzwanzigjährige schlanke Blondine mit leuchtend blauen Augen versagte sich nicht, in einer glücklich erhaschten Minute dem jungen Mann die Hand zu drücken. Ihr schienen sein Fleiß und sein Gelingen tiefere Teilnahme einzuflößen als den andern. Über sein Gesicht breitete sich eine frohe Erregung, und seine Finger schlossen sich fest um die schmale, weiße Hand des anmutigen Mädchens. Sie wehrte mit einem raschen und ihm verständlichen Augenwink weitrer Zärtlichkeit, blieb aber an seiner Seite, als er wenige Minuten später die bunte Gesellschaft der Landsleute einlud, ihm zu dem Dom und der Kirche von San Fosca zu folgen, und, wie verabredet, den Führer zu den beiden ehrwürdigen Bauten Torcellos abgab. Der Tag war klar, doch nicht heiß, eine wohltuende Frische, die Hinterlassenschaft schwerer Gewitter, die seit einigen Tagen und namentlich in der letzten Nacht sich über den Lagunen entladen hatten, erfüllte die sonnige Luft, und mit seltner Empfänglichkeit betrat die Gesellschaft die rundbogige Halle, die um das alte Gemäuer von San Fosca herumführte. Der wundersame Reiz, der die einsam und hoch nebeneinander aufragenden Kirchen, die einzigen Reste einer vergangenen größeren Stadt, umspielt, ward von allen empfunden, und Friedrich Carstens sorgte dafür, daß es nicht bloß bei dem flüchtigen Gesamteindruck blieb. Unermüdlich schritt er den andern voran und lenkte ihre Augen auf alle

Merkwürdigkeiten und verborgnen Schönheiten, die er im Lauf der letzten Woche erspäht hatte. Als die Gesellschaft aus dem Halbdunkel des Doms wieder in das Sonnenlicht hinaustrat und noch einmal Dom und Kirche mit ihren Nebenbauten umging, lag auf allen Gesichtern eine ernste Befriedigung, Ungewöhnliches geschaut und erlebt zu haben. Und als einzelne Stimmen das Bedauern aussprachen, daß der seltne Genuß schon vorüber sei und man an die Rückfahrt nach Venedig denken müsse, rief der Kunsthistoriker aus:

„Sie sollen noch ein Wunder von Torcello sehen! Der Garten meines Gastfreundes, der sonst für alle Welt verschlossen bleibt, wird heute geöffnet sein. Signor Felice Constantini hat mir ausdrücklich Erlaubnis gegeben, meine Landsleute in sein Heiligtum einzuführen, und so wenig Sehenswertes an dem Hause ist, so einzig schön ist der Garten. Wenn Sie mir also folgen wollen —“

Die Gesellschaft war offenbar froh überrascht und zeigte sich sofort bereit, sich der Führung des jungen Mannes, der die ganze Fahrt nach Torcello veranlaßt hatte, anzuvertrauen. Friedrich reichte seiner blonden Begleiterin den Arm und schlug dann einen engen, halbverwachsenen Pfad durch die Vignen ein, die hier ein Stück der Insel bedeckten. Nicht lange, so tauchte ein andrer Teil der langen Mauer, an der sie vorhin hingegangen waren, vor ihren Blicken auf, ein zweites Pförtchen zeigte sich geöffnet. Die Gesellschaft folgte ihrem Führer voll Spannung durch die schmale Tür und sah sich innerhalb dieser mit einer gewissen Enttäuschung zwischen Rebenfeldern und Maulbeerpflanzungen, wie sie jenseits der Mauer denn auch vorhanden waren. Doktor Carstens beschleunigte seine Schritte, da er die verwunderten

Gesichter seiner Freunde wahrnahm, und wendete sich nur einen Augenblick mit einem Lächeln des Dankes zu der schönen Begleiterin, die die gleiche vertrauende Miene behielt wie beim ersten Eintritt. Vor ihnen erhob sich, aus festerem Holze gefügt und bis zur Undurchsichtigkeit dicht bewachsen, eine hohe Rebenwand, ein gewölbter Laubengang, der zu allen Tageszeiten Schatten gab und den die deutsche Gesellschaft jetzt betrat. Etwa hundert Schritte zog sich der Gang hinab, durch den unteren Bogen desselben sah man über eine baumumhegte Terrasse hinweg auf die blauschimmernde Lagune und die fernen Bergzüge des Festlandes. Rufe des Entzückens und der Befriedigung drangen zu den Ohren des jungen Cicerone, heiteren Antlitzes wandte er sich zu den Landsleuten zurück, deren Staunen über die einzig schöne Anlage wuchs, je näher sie der Terrasse kamen. Und nun traten sie hinaus in den Halbkreis, der zwischen dem schmucklosen Hause und der Ufermauer von Rebenwänden und Lorbeerhecken, von Orangenspalieren, dichten Gebüschen hochstrebender Zypressen und Coniferen gebildet ward. Eine Nymphe, aus der Schule Canovas, die ihren Krug in ein Marmorbecken von mäßigem Umfang entleerte, bildete den Mittelpunkt der Anlage; von ihr aus bis zum Hause erstreckte sich ein Hügel niederer und hochstämmiger Rosen, aus denen eine große Anzahl von Spätblüten hervorleuchtete. Einige prachtvolle alte Kastanien spendeten der Breite der Terrasse Schatten, rechts und links aber wölbten sich die Lorbeerhecken zu geräumigen Lauben mit mancherlei Sitzen. Doktor Carstens lenkte die Schritte der Gesellschaft nach der links von dem Rebengang gelegenen Laube, die den freiesten und schönsten Ausblick über den farbigen Wasserspiegel und die duftigen Umrisse der Eilande und

der Terra Ferma hinter Mestre gewährte. Tiefe Stille herrschte in dem einsamen Garten, unwillkürlich wandten sich die Blicke einiger aus der Gesellschaft nach den Fenstern des Hauses empor, die sämtlich auf die grüne Terrasse gerichtet waren. Der Kunsthistoriker überließ die Landsleute einige Minuten dem Wohlgefallen an der reizvollen Anlage, dann aber rief er sie zu der Laube heran, in der er selbst mit dem anmutigen Mädchen stand, das auch jetzt neben ihm geblieben war. Vom Hause her erschien ein alter Diener und bot Eislimonade und andere einfache Erfrischungen, die alle willkommen hießen und deren Genuß die Zerstreuten an der Stelle vereinigte, die Carstens von vornherein ins Auge gefaßt hatte. Die stille Betrachtung der schimmernden Flut und der rückwärts liegenden schattenreichen Terrasse ward bald von Ausrufen des Entzückens und bald von Fragen nach dem Hausherrn unterbrochen, der ihnen, den Fremden, so liebenswürdig die verborgene Schönheit dieses Gartens gegönnt hatte. Vor allem begehrte man zu wissen, wie Doktor Carstens den Besitzer der weltfern gelegenen Villa auf Torcello kennen gelernt habe. Denn daß er einer ausdrücklichen Einladung des Signor Constantini gefolgt sei, wußten die Glieder der kleinen deutschen Gesellschaft bereits. Der junge Gelehrte blickte nach den Stufen, die vom Hause nach dem Garten hinabführten, und sagte dann, als sich niemand auf jenen zeigte:

„Die Bekanntschaft habe ich wunderbarerweise einem Bild zu verdanken, mit dem mich Signor Delfin, der Kunsthändler in der Calle San Moisè, ein wenig betrogen hatte. Ich kaufte ein Frauenporträt in der venezianischen Tracht des siebzehnten Jahrhunderts von ihm, das er für einen echten Padovanino ausgab. Bei näherem Betrachten

merkte ich bald, daß es eine ganz moderne, aber vortreffliche Nachbildung eines alten Bildes war, und daß der schöne junge Frauenkopf entschieden aus unserm Jahrhundert stamme, obschon Signor Delfin hartnäckig aus ein paar verräucherten Papieren beweisen wollte, daß es die Züge einer Schönen des Hauses Contarini wiedergebe. Ich habe die verdrießliche Geschichte damals nicht erzählt, weil ich zum Schaden nicht noch den Spott haben wollte. Während ich aber mit der Calle San Moisè noch auf entschiednem Kriegsfuß stand, erhielt ich plötzlich eine Zuschrift aus Torcello, in welcher der mir bis dahin unbekannte Signor Felice Constantini mitteilte, daß er in Erfahrung gebracht habe, Signor Delfin habe ein Bild, das fälschlich als Padovanino bezeichnet sei und in Wahrheit aus dem vor dreißig Jahren zerstreuten Nachlaß der Familie Parini herrühre, an mich verkauft, und am Schlusse bat, ihm dies Bild, das er genau genug beschrieb, für jeden mir konvenierenden Preis zu überlassen. Natürlich antwortete ich ihm — hocherfreut, mit einer verfehlten Erwerbung einem andern Menschen noch eine Freude machen zu können, — daß ihm das Bild zu Diensten stehe, und nannte ihm die Summe, die ich bei Delfin bezahlt hatte. Schon am nächsten Tage erschien der alte Diener, den Sie eben gesehen haben, überbrachte das Geld mit der dringendsten Bitte des Signor Felice, ihm das Bild sogleich zukommen zu lassen, und eine Einladung voll vornehmer Höflichkeit, der ich um so weniger widerstand, als ich die Bauten von Torcello längst einmal gründlicher zu studieren gewünscht hatte. Ich kam in dies Haus mit der Absicht, einen Tag und eine Nacht zu bleiben, und Sie wissen selbst, wie lange ich nun hier verweile! Signor Felice bietet alles auf, mir den Aufent-

halt hier angenehm zu machen, und obschon ich überzeugt bin, daß es die völlige Einsamkeit ist, die ihn selbst an diesen Ort fesselt, so hat er mich mit der größten Liebenswürdigkeit genötigt, meine Landsleute hier einzuführen. Doch da kommt er selbst, um Sie zu begrüßen!"

Die deutsche Gesellschaft erhob sich von den Sitzen und sah dem heranschreitenden, schon ältlichen Herrn mit begreiflicher Neugier und Spannung entgegen. Signor Felice war nur von mittlerer Größe, aber seine Haltung zeigte eine ruhige, gleichsam bequeme Würde. Sein Gesicht legte in dem scharfen Schnitt der Züge, in der prächtigen Wölbung der Stirn und in den großen dunklen Augen noch heute Zeugnis von jugendlicher Schönheit ab. Doch lag auf diesem Gesicht zugleich ein Schatten, ein starr gewordner Ausdruck wehmütiger Resignation, langer Gewohnheit des Einsamlebens. Die Art, wie Signor Constantini die deutschen Freunde seines Gastes willkommen hieß, hätte nicht verbindlicher, nicht höflicher sein können, und gleichwohl verriet sie, daß er wenig daran gewöhnt sei, Fremde hier zu empfangen. Er sprach die Herren deutsch an, widmete den Damen einige Aufmerksamkeiten und hatte mit Feinfühligkeit bald herausgefunden, daß sein junger Gastfreund dem schönen Mädchen an seiner Seite inniger verbunden sei, als durch die Stimmung eines heiteren Tages. Signor Felice wandte sich daher hauptsächlich zu Fräulein Gertrud, und seine dunklen Augen drückten dem Kunsthistoriker mit freundlichem Blick volle Teilnahme und einen Glückwunsch aus. Fast eine Viertelstunde lang währte die Unterhaltung. Mit einemmal aber ward der Hausherr an dem Schweigen seiner andern Gäste inne, daß man dieser Unterredung lauschte. Eine leichte Verlegenheit malte sich auf seinen Zügen,

doch wandte er sich sogleich wieder mit gewinnender Anmut zu dem ganzen Kreise, der ihn, seinen jungen Gastfreund und Fräulein Gertrud umstand, und sprach die Hoffnung aus, daß man es sich so lange als nur immer möglich in seinem Garten gefallen lassen werde. Er selbst bat um die Erlaubnis, sich zurückziehen und an einem seitwärts und höher gelegenen Platze seiner Lektüre obliegen zu dürfen. „Meine Gesundheit,“ sagte er, „verbietet mir seit vielen Jahren, am geselligen Leben teilzunehmen, ich bin nur die Stille meines Gartens gewöhnt, werde es jedoch Ihnen allen als besondere Liebenswürdigkeit anrechnen, wenn Sie mich durchaus als abwesend ansehen und Ihren Landsmann, Doktor Carstens, als Herrn dieses Gartens.“

Er sagte dies mit der wohllautenden Stimme, die allen an ihm auffiel. Indem er dann, noch einmal die Gesellschaft grüßend, über die Terrasse zurückging und sich hinter der dichten Zypressengruppe dem Nachblick entzog, gab er seine Gäste ihrer ersten Stimmung zurück. Sie wandten sich wieder der Umschau zu, die sie vorhin entzückt hatte. Die Sonne stand weiter im Westen, und über die Bergzüge der Terra Ferma begannen sich mächtige violette Wolken zu lagern, der Flutspiegel glänzte dunkler, die Schatten der Bäume fielen länger auf die Terrasse — allen aber war's, als ob sie jetzt erst empfänden, in wie tiefer Einsamkeit die Insel und der versteckte Garten auf ihr lagen. Gertrud Heimburg, die neben dem jungen Gelehrten im Bogen der Lorbeerlaube stand, sagte, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt: „Was würden Sie sagen, Friedrich, wenn Sie hier bleiben, hier leben müßten? Glauben Sie, daß Sie die Stille ertragen würden? Mich schauert bei dem Gedanken —“

„Warum nicht, wenn Sie mich hierher bannten, schöne Dame?“ versetzte Doktor Carstens scherzend. „Der Fleck hier ist viel anmutiger und selbst ein wenig größer als die Weißdornhecke, an der der große Merlin gefesselt lag. Wenn Sie also treuer sein und mich ein wenig öfter besuchen wollten, als Viviane, so möchte es nicht zu schwer fallen, in diesem stillen Winkel ein paar Jahre zu verträumen!“

Die Umstehenden mischten sich in das Gespräch der beiden, von denen man längst wußte, daß ihre öffentliche Verlobung bei der Heimkehr nach Deutschland bevorstand. Gertruds Oheim, der Gutsbesitzer Heimburg, in dessen Geleit das junge Mädchen nach Venedig gekommen war, warf trockenen Tones ein, daß es sich doch wohl empfehle, für das geplante Märchen einen stillen Platz in der Heimat zu suchen. Die andern aber riefen mahnend dazwischen, nicht in Rätseln zu sprechen und vor allen Dingen zu sagen, wer Merlin, wer Viviane sei. Friedrich Carstens versetzte strafend: „Wenn ihr lieber Immermanns Dichtungen als den neuesten Roman von Thackeray gelesen hättet, so brauchte ich nicht Erläuterungen zu meinen schönsten Einfällen zu geben! Allzuviel weiß ich von der Sage auch nicht, aber da hier in der Tat ein passender Platz ist, Decamerone zu spielen, will ich wenigstens erzählen, was ich weiß.“

„Erzählen Sie, Doktor, erzählen Sie! Sie sind heute einmal am Wort!“ rief der dicke Gutsbesitzer. „Ich glaube, Sie haben uns hier hereingelockt, Friedrich, um ihre Geschichte anbringen zu können; Sie sind in diesem poetischen Garten zum Dichter geworden und suchen auf diesem Wege ein Publikum für Ihre Erstlinge,“ setzte Herr von Heyden, der Rechtsanwalt, hinzu. Ein paar der jungen

Damen pflichteten diesem Einfall lachend bei, inzwischen aber hatten doch alle Platz genommen und ungeduldige Stimmen riefen: „Also Merlin? — Was ist's mit Merlin und Viviane?“

Der junge Gelehrte blickte eine Minute still vor sich nieder, seine Erinnerungen zu sammeln, und dann hub er an:

„Meine jungen Damen, der sagenberühmte Zauberer Merlinus, dem Gewalt über alle irdischen Dinge verliehen war, trug mit sich wie eine Art Warnung, eine beständige Mahnung an die irdischen Schranken, die auch ihm gesetzt waren, ein schlimmes Wort herum, eine Zauberformel, die, von einem anderen ausgesprochen, ihn für ewig just an die Stelle bannen mußte, an der sich Merlin eben zufällig befand. Ich glaube wohl, daß dies unheimliche Wort keinen Augenblick aus seinem Bewußtsein schwand und beständig auf seine Lippen zu springen drohte. Bei alledem aber gedieh Merlin täglich zu größerer Macht und Herrlichkeit und wußte die leuchtende Tafelrunde des Königs Artus nachhaltig zu bezaubern, so, daß er endlich Herr und Meister dieser wurde. Denn die Paladine des Königs Artus waren nicht zufrieden mit dem Ruf ihres Mutes und ihrer ritterlichen Sitte, sie wünschten auch heilig zu werden und beschlossen, dem Gral, der kurz zuvor seinen Zug von Salvaterre nach Indien vollbracht hatte, nachzuziehen. Die Sehnsucht nach nie erhörten ritterlichen Abenteuern und nach der Herrlichkeit der fernen Ostländer schwellte den Paladinen das Herz, die stolzen Ritter vermaßen sich den Zug zu vollbringen, wenn nur Merlin, der Wundermann, mit ihnen sei und bleibe. Merlin war aber nicht umsonst der Genosse der ritterlichen Herren geworden. So sehr er sich ihnen überlegen fühlte, so

hatte er doch ihre Sitten angenommen und sich ritterlicher Minne ergeben. Seine Herrin war Viviane, eine flatternde leichtherzige Schöne, deren Reize ihn mehr und mehr umgarnt hatten. Merlins Wundergaben dienten ihr für jede Laune ihres unsteten Sinnes und zu täglich wechselndem Spiel — recht wie zum Zeichen, daß eine liebliche Törin den Sinn des Weisesten besiegt und fesselt. Der große Zauberer, der sich die Ehrfurcht der Welt erzwang, flößte der gaukelnden Viviane weder Scheu noch Furcht ein — sie wußte zu gut, was sie ihm galt, und daß seiner Liebsten gegenüber jeder ein Kind wird. Wohl aber erfüllten sie die wundersamen Eigenschaften Merlins mit staunender Neugier und dem geheimen Antrieb, womöglich auch Herrin aller seiner geheimen Kräfte zu werden. Im Walde Brezeliand, in der Bretagne, wohin Merlin täglich zu ihr zurückkehrte, während er König Artus und die Seinen schon Tausende von Meilen weit nach Asien hineingeführt hatte, auf blumigem Rain, um den der Weißdorn seine blühenden Hecken wob, saß Merlin an Vivianes Seite, und immer länger dehnten sich die Stunden aus, die er bei ihr zubrachte, immer kürzer wurden jene, in denen er die Mühen seiner Gefährten teilte und mit seiner Zauberkraft ihre Nöte besiegte. Im Liebesspiel zeigte er ihr verborgene Schätze, mit denen sie übermütig spielte, wie ein Kind mit glänzenden Steinen, offenbarte ihr tiefe Erkenntnisse, die für das Mädchen nur Seifenblasen waren, und fühlte täglich mehr den Drang, sich ihr ganz hinzugeben und auch das letzte Geheimnis, das seine Lippen nur noch mühsam verschlossen, ihr zu enthüllen. Schmeichelnd gewann Viviane ihm alles ab, täglich einige Minuten mehr seiner Zeit, täglich ein Stück von der Vergangenheit, das schwer in seiner Brust geruht hatte und das sie nun

hinwegscherzte wie eine fliegende Feder mit dem Hauch ihres Mundes. Bald ahnte und fühlte sie, daß er noch etwas vor ihr verberge, daß ein Unausgesprochenes zwischen ihnen hin und her woge, und nun hub sie an, unter Küssen und Tränenschauern ihn wissen zu lassen, daß er alles, alles mit ihr teilen müsse! In Merlins Seele war ein schweres Ringen — mitten im Rausch seiner Minne beschlich ihn dunkles Grauen davor, die Macht des geheimnisvollen Wortes in andere Hand zu geben, seiner Betörung zum Trotz sah er dann wohl Vivianes wahres Gesicht. So gewann er noch für manchen Tag die Kraft des Schweigens, bis ihm seine Stunde schlug. Denn Viviane ließ nicht ab, mit flehenden Worten und stummen Bitten in jedem Blick in Merlin zu dringen, so daß seine Seele matt ward und er sich endlich, endlich überwältigt fühlte. Er vertraute der Liebsten, daß es ein Wort gebe, das, von fremden Lippen gesprochen, ihn für immer zum Gefangenen machen müsse. Da erbleichte Viviane und bat ihn, das Wort nicht auszusprechen, und weckte eben damit das Verlangen Merlins, ihr alles zu vertrauen. Sie wollte sich aus seinem Arm winden, ihm war's, als ob er sie festhalten müsse und er flüsterte ihr die verhängnisvollen Laute zu. Aufschreiend wiederholte Viviane das Wort und sank ohnmächtig an Merlins Seite nieder. Der Zauberer aber blieb nach dunkelm Ratschluß an den von Dornhecken umschlossenen Waldplatz gebannt, und Viviane lag umsonst in vergeblichen Reuetränen zu seinen Füßen. So gelobte sie endlich, täglich zu ihm zu kommen, wie er bisher zu ihr gekommen sei, und mit ihm zu tragen, was er und sie verschuldet. Merlin verschloß den ungeheuern Schmerz, den er empfand, still in sich und scherzte, daß er nun völlig in den Händen seiner Liebsten sei, daß nur

sie seinem elenden Dasein noch Licht geben könne, und legte flehend und hoffend sein Haupt in ihren Schoß. Viviane war aller guten Vorsätze voll und kam anfangs oft und lange zu dem sonst so Gewaltigen und nun so Elenden. Er träumte unablässig von ihr und nur von ihr. Wenn der Hag im Morgengrauen stand, fuhr er empor und begann nach ihrem leichten Tritt zu lauschen, wenn die Mittagsstrahlen durch das Laub drangen, wähnte er das Flimmern ihres Gewandes zu sehen, wenn der Abend die Wipfel der Bäume rötete, flammte seine Hoffnung, sie zu sehen, wieder höher auf. Bald, nur zu bald erschien Viviane seltener, schon lockte sie nicht mehr die Minne, sondern nur ihr Schuldgefühl und ihr Mitleid zum Walde und zur Weißdornhecke. Immer flüchtiger, kürzer wurden ihre Besuche, immer karger die Blicke, die sie für den armen, durch ihre Schuld Gefesselten hatte. Im Walde Brezeliand ward es nicht Winter, aber Lenz und Herbst wechselten. Die Wolken jagten über den Wipfeln hin, der Regen rauschte auf das Moos seines Lagers und die Zweige zu seinen Häupten nieder. Sein Haupt ward rasch grau und seine Augen funkelten aus geisterhaft bleichem und faltigem Antlitz der Ersehnten entgegen. Sie aber kam seltener und immer seltener, in verzehrender Sehnsucht zählte Merlin zuerst die Tage, die von einem Male zum anderen verstrichen, und danach kam eine Zeit, wo er sie nicht mehr zählte und beinahe nicht wußte, ob er ihr blühendes Antlitz im Wachen oder im Traum geschaut habe. Aber jedes arme Wort, das sie ihm noch gönnte, blieb in seiner Seele, und den Klang ihrer Stimme suchte er sich ins Ohr zu rufen, wenn die Bäume wieder über ihm rauschten. Am Ende gingen Monde über Monde hin, ehe Vivianes farbiges Gewand

einmal wieder zwischen den Büschen leuchtete. Längst war Merlin in der Welt, in der er geglänzt hatte, verschollen, und die Sage erzählte, daß er mit den Genossen der Tafelrunde auf dem Zuge nach Indien verdorben und gestorben sei. Er aber lebte in dem Waldwinkel, über den der Weißdorn bis zu den Eichenwipfeln emporwuchs, der Tau wusch sein Haupt und bleichte sein Haar, er lauschte dem Sausen der Winde und hielt Zwiegespräche mit Blättern und Blüten. Er harrte Vivianes noch immer, auch als Jahre verstrichen und ihre Augen ihm längst zum letztenmal gelacht hatten. Er wußte nicht, ob sie lebe oder tot sei, er vermochte nichts anderes zu denken, als daß er sie erblicken werde, heute, morgen oder in vielen Tagen. Im wachen Traum sah er die Sträuche grün und die Baumkronen rot werden, die wechselnden Wolken über sich hinziehen, dichter wucherte das Moos um sein Lager und wölbte sich fast zum Grabhügel über dem Lebenden. Was er einst gelebt und genossen, selbst was er gelitten hatte, seit ihn Vivianes Unbedacht an die Weißdornhecke gebannt, war seinem Gedächtnis entschwunden; er rief sich die längst nicht mehr geschauten Züge vor Augen, und der seit vielen Jahren nicht gehörte Klang ihrer Stimme drang wie ferne magische Musik zu seinen Ohren. So lag Merlin still unter den Wipfeln des Waldes, und wenn er nicht in den Hunderten von Jahren gestorben ist, träumt er dort heute noch von Viviane.“

Die Gesellschaft hatte still und zuletzt mit verhaltenem Atem der Erzählung ihres Landsmannes gelauscht. Als Friedrich jetzt schwieg, klang ein tiefer Seufzer dicht neben ihm. Überrascht wandte er sich um, aber er wußte, daß hier Gertruds Onkel saß, der über ein Ammenmärchen nicht aufstöhnen würde. In der Tat hatte sich der Guts-

besitzer von seinem Stuhl erhoben und schüttelte mit komischer Miene seine große, schwerfällige Gestalt.

„Es ist Zeit, daß wir aufbrechen!“ sagte er, „sonst wächst auch über uns Gras! Ihre verwünschte Geschichte wird mich wie ein Gespenst in meinen Wald begleiten, da gibt's auch etliche Stellen, an denen man bald genug von Gott und aller Welt vergessen werden könnte. Kommt, kommt, Kinder, wir müssen zu Abend noch auf der Piazza sein und unsern Erzähler seinem Schicksal befehlen!“

Die andern gaben ihre Bereitwilligkeit zur Heimkehr laut zu erkennen. Doktor Carstens wechselte einige leise Worte mit Gertrud und versprach, schon in den nächsten Tagen nach Venedig zu kommen. Darüber überhörte er beinahe die scheltenden Worte, mit denen Gertruds Freundinnen, die beweglichen beiden Schwestern des Rechtsanwalts, auf ihn einsprachen. Man merke, daß ein Mann seine Geschichte erfunden habe, um die Flatterhaftigkeit der Frauen ins schlimmste Licht zu setzen. Dabei sahen die jungen Mädchen den Kunsthistoriker so an, als ob sie ihn im Verdacht hätten, erst an diesem Nachmittage der Erfinder der altersgrauen Geschichte geworden zu sein. Doktor Carstens versprach lachend, wenn sie alle daheim sein würden, das Alter seiner Erzählung nachzuweisen. Im Grunde war er in diesem Augenblick, wo er die Gesellschaft aus dem Garten hinweg und zum Landeplatz der Gondeln geleiten mußte, ein wenig befangen. Es fiel ihm schwerer als er gemeint hatte, die Geliebte mit der frohbewegten Gesellschaft davonfahren zu lassen und hier in der weltfernen Stille zurückzubleiben.

Er dachte einen Augenblick daran, Gertrud diesen Abend nach Venedig zu begleiten und morgen in aller Frühe zu seinen Studien nach Torcello zurückzukehren.

Aber Signor Constantini, sein Gastfreund, nach dem er und die anderen umschauten, zeigte sich nicht wieder, und es erschien dem Gaste doch unerlaubt, nur durch den Diener einen so plötzlichen Entschluß mitteilen zu lassen. So zwang er sich zu bleiben und suchte nur die Eile zu mäßigen, in der die Gesellschaft aus der Laube und dem abendstillen Garten aufbrach. Um die niedergehende Sonne begannen sich die Wolken purpurn zu färben, durch den blauen Nachmittagshimmel zogen hellere, blaßgrüne Streifen. Da der Herr des schönen Besitztums nicht wieder sichtbar ward, trug man Doktor Carstens den Dank aller an ihn auf, und es war natürlich, daß während des Weges durch die Insel die Gespräche vielfach bei dem Manne verweilten, der der übrigen Bewohnerschaft von Torcello so wenig glich.

Gertrud, die wieder an der Seite des jungen Mannes ging, sagte nachdenklich:

„An Ihrer Stelle würde mich Signor Felice beinahe mehr interessieren als der Dom von Torcello. Er scheint ein seltsamer Mann mit einem seltenen Schicksal."

„Vielleicht nicht so selten, als Sie glauben, liebe Gertrud!" erwiderte Friedrich. „Diese alten Italiener sind wundersame Gesellen. In jedem Landstädtchen finden Sie ein paar halbverfallene Palazzi und stille Patrizierhäuser, in denen bald ein einzelner, bald ein älteres Paar, bald eine ganze Familie in einer Zurückgezogenheit leben, die bei uns geheimnisvoll heißen würde."

Das Mädchen hörte die Belehrung ruhig an, sie durfte nicht zweifeln, daß ihr Geliebter mehr von seinem Gastfreund wisse als sie selbst. Bereits standen sie und Friedrich nach kurzem Gange an dem kleinen Steindamm, wo die schwarzen Fahrzeuge und die Gondoliere ihrer harrten. Um sie her schwirrten die Danksagungen und

heiteren Grüße der Begleiter, und so begnügte sich Gertrud, das herzliche Abschiedswort des jungen Mannes leise zu erwidern. Doktor Carstens blieb am Ufer stehen und sah der buntbelebten kleinen Flotte so lange nach, als er im Abendsonnenlicht noch den Kopf und das schöne blonde Haar Gertruds unterscheiden konnte.

Langsam und zögernd schlug Friedrich Carstens den Rückweg nach Signor Constantinis Garten ein; die Erlebnisse des Tages, das Wiedersehen seiner Geliebten, selbst seine Erzählung von vorhin hatten ihn erregt. Er wußte nicht, was ihn zwang, heute jedem Laut, den Gertrud im Laufe des Tages zu ihm gesprochen hatte, nachzusinnen. Es war ein fremder Tropfen in seinem frischen Blute, und er sagte sich schließlich, daß er schon zu lange auf der Insel verweile, und daß ihn der Gegensatz des frischen Lebens, das heute gewaltet, und der tiefen Einsamkeit so wunderlich stimme und bewege.

So schritt er nachdenklich zu der Stelle zurück, an der er vorhin neben Gertrud gestanden hatte. Die Lorbeerzweige, die sich um ihre Stirn gewiegt hatten, spielten zwischen dem Bogen der Laube und berührten seine Wangen; die Ufersäume der Insel leuchteten in der Abendsonne kräftig braunrot, die Lagune aber schimmerte in allen Farben.

Der junge Deutsche blickte rückwärts über den Rasenhügel auf das Haus mit den wenigen Fenstern und den schweren dunklen Vorhängen dahinter und um sich auf die dichten Hecken und hohen Zypressen. Der Platz kam ihm unsäglich beschränkt und jetzt, wo die Sonne nicht mehr in den grünen Winkel hereindrang, unsäglich düster vor. „Merlins Weißdornhecke kann nicht enger gewesen sein!“ dachte er. Und dann flog es durch sein Hirn:

„Was heißt denn eng oder weit? Wenn nun Gertrud mich für immer, ohne Wechsel, ohne weitere Aussicht in eine kleine deutsche Universitätsstadt bannte, wäre ich viel besser daran? Wir haben gut mutig sein, solange uns die Hoffnung aufwärts treibt und uns jenseits des Berges die Erfüllung vorspiegelt. Doch wenn jeder Tag abwärts führt, wenn es Abend werden will und jede Stunde in öder Stille zum Bewußtsein bringt, daß das Leben verloren sei? Wir sprechen wie Merlin frevelnd das Wort, das uns an die Dornenhecke bindet, und doch wäre es vielleicht besser, mit den Tapfern durch die fernste Wüste zu ziehen und, wenn es sein muß, im Kampf zugrunde zu gehen!“

Unwillkürlich war Friedrichs erregtes Denken ein leidenschaftlich lautes Selbstgespräch geworden. Er fuhr jedoch erschrocken aus seinen Träumen auf, als sich eine leichte Hand auf seine Schulter legte und eine wohlklingende Stimme sagte: „Sie irren, mein junger Freund! Es kann uns nichts Besseres geschehen, als daß wir im stillsten Weltwinkel eine Menschenseele finden, die uns von dem uralten Fluch der Einsamkeit, von dem Gefühl erlöst, allein zu sein. Es scheint, daß Sie so glücklich sind, in Ihrer jungen Landsmännin eine solche Seele gefunden zu haben. Aus den Augen Ihrer Geliebten glänzt ein Strahl, der nicht mit der Jugend erlischt, der im Abwärtsgehen heller und goldener in Ihr Leben fallen wird. Lassen Sie nichts in der Welt und nichts in Ihrem eigenen Herzen zwischen sich und diese selige Gewißheit treten. Ob sie nun lang oder kurz währt: sie bleibt das beste, was uns Sterblichen gegönnt ist, und wenn wir sie rein in uns erhalten, wird sie uns in der letzten Stunde nicht verlassen.“

Es war Signor Felice Constantini, der so zu Doktor Carstens sprach. Friedrich hatte sich zu ihm gewandt, und sah einen Ausdruck tiefer Teilnahme in den Zügen des alten Herrn. Die milde Ruhe seines Gastfreundes ließ gar keine Betroffenheit über die plötzliche ernste Ansprache bei dem jungen Gelehrten aufkommen, Signor Felice fuhr auch, ohne eine Erwiderung seines Gastes abzuwarten, ruhig fort:

„Sie bedürfen keiner Erklärung, ich weiß nur zu wohl, wie solche Stimmungen Herr über uns werden. Und ich spräche nicht zu Ihnen, wenn nicht Ihr Märchen, das Sie vorhin Ihren Landsleuten erzählt und dem ich, ich darf nicht sagen wider Willen, aber doch ganz willenlos gelauscht habe, da ich mit meiner Lektüre dieser Laube zu nahe gerückt war, mich aufs tiefste ergriffen und mancherlei in mir aufgeregt hätte, was nicht vergessen, nur begraben war. Als ich Sie vorhin erzählen hörte, Signor Federigo, beschlich mich ein wundersames Gefühl, als trügen Sie meine Geschichte vor, und Merlin sei nur eine Verkleidung für mich. Und ich wußte dennoch, daß niemand auf Torcello und in Venedig Ihnen vertraut haben könnte, was zum guten Teile nur in mir lebt, hörte auch bald aus Ihrer Erzählung heraus, daß diese in der Tat eine uralte Sage sei. Aber Ihre Sage — wie ich sie verstehe — hat Leben, Merlins Geschick erneut sich beständig, nur milder, freundlicher, mein junger Freund! Es ist nicht immer Viviane, die Flatterhafte, die uns ein Merlinschicksal bereitet — ich habe es selbst erfahren!“

Signor Felice blickte sinnend über den Wasserspiegel hin und verstummte für einen Augenblick. Vor ihm tauchten offenbar andere Bilder auf, als die farbigen Wolken, die in der Flut widerglänzten, und er kämpfte

sichtlich mit sich, ob er sich der weichen, mitteilenden Stimmung, die ihn ergriffen hatte, überlassen solle. Feinfühlig wollte der junge Gelehrte diesen Kampf beenden und sich mit einem herzlichen Dank für die Aufmerksamkeit, die Signor Constantini seinen Landsleuten erwiesen, auf sein Zimmer zurückziehen. Aber mit einer raschen Bewegung wandte sich der Hausherr wieder zu ihm:

„Nicht doch, nicht doch!“ rief er. „Ich will Ihnen nicht Rätsel aufgeben — und ich fühle, daß Sie ein Recht haben, mehr zu hören, nachdem ich Ihnen bereits soviel gesagt! Ich war längst geneigt, den Umstand, daß mir durch Ihre Vermittelung ein längst ersehntes, drei Jahrzehnte lang vermißtes Bild meiner unvergeßlichen Gabriella zu dauerndem Besitz verschafft ward, als eine Fügung anzusehen! Es scheint dem Menschen eingeboren, daß er auch ein freigewähltes Los nicht still bis ans Ende zu tragen vermag, er muß das Siegel seiner Lippen brechen und sich mindestens einem erschließen. Wer weiß, ob ich es, trotz allem, einem meiner Landsleute gegenüber vermöchte. Aber Ihr Gesicht hat mir vom ersten Tag an Vertrauen eingeflößt, und jede Stunde, die ich mit Ihnen verbracht, hat meine Zuversicht gesteigert, daß Sie mein Schicksal ehren und mein Geheimnis wahren werden, soweit es gewahrt werden muß! Kommen Sie, kommen Sie, Signor Federigo, setzen Sie sich noch einmal nieder, wo vorhin die Dame Ihres Herzens weilte, und lassen Sie mich von Tagen reden, an die ich seit vier Jahrzehnten jede Stunde gedacht und von denen ich doch zu niemand gesprochen habe, seit mein würdiger Freund Bartolomeo nicht mehr unter den Lebenden wandelt.“

Doktor Carstens gehorchte der Aufforderung seines Gastfreundes, er hatte dessen ehrende Worte nur mit einem

stummen, dankenden Blick beantwortet. Signor Felice ließ sich ihm gegenüber nieder. Aus seinem Gesicht war jede träumerische Verschlossenheit verschwunden, die Züge belebten sich, wie Friedrich es nie zuvor geschaut, und in der Stimme des alten Herrn war mit den Erinnerungen an die Jugend ein jugendlicher Wohlklang erwacht:

„Sie müssen verzeihen, mein junger Freund, daß ich nicht ganz so knapp und kurz erzählen kann wie Sie, obschon meine Geschichte im Grunde viel schlichter ist. Wie Sie schon wissen, stamme ich aus Ragusa, aus einer von den zwei Dutzend patrizischen Familien, die ein paar Jahrhunderte lang unsere Stadtrepublik regiert haben, ohne daß darum die Welt viel Rühmliches von ihnen erfahren hätte. Ich bin der letzte, der sich an der Fabel erlaben kann, daß die ragusanischen Constantinis von einem in Purpur geborenen Herrscher von Konstantinopolis abstammen — und daß ich der letzte sei, ward mir früh genug klar gemacht. Unsere Familie war während des ganzen vorigen Jahrhunderts, wie alle zur Rektorenwürde der Republik befähigten Familien, mehr und mehr verarmt, wir saßen eben alle in prunkender Dürftigkeit in den verfallenden Palästen, aus denen sich längst der Klienten- wie der Dienerschwarm verloren hatte. Meinen Eltern gaben die kriegerischen Wirren zu Anfang dieses Jahrhunderts, der jähe Wechsel der französischen und der österreichischen Herrschaft, den letzten Stoß, ich glaube, daß sie schon zur Zeit meiner Geburt völlig verarmt waren und Mühe genug hatten, sich in der gewohnten Lebensweise aufrecht zu erhalten. Als ich aus dem Kollegium der Benediktiner zu Spalato heimkehrte und die Universität beziehen sollte, erkrankte meine Mutter, wollte mich vor ihrem Ende nicht von sich lassen, und so

verstrichen drei Jahre, in denen ich mich, um nicht träumerisch müßig zu gehen, mit der Geschichte und den Altertümern meiner Vaterstadt beschäftigte. Wenige Wochen, nachdem ein stiller Tod die Leiden meiner Mutter geendet, starb auch mein Vater, er erlosch, als wären die kargen sanften Worte, die meine Mutter in ihrer letzten Zeit noch sprach, sein Lebensöl gewesen. Da ich mündig war, trat ich das Erbe meiner Eltern an — und wußte schon nach ein paar Wochen, daß ich ein Bettler oder eigentlich Schlimmeres als ein Bettler: ein Mensch mit großen Ansprüchen und einigen hundert Franken Rente sei. Die Gewohnheit der Ehrfurcht vor meinen Eltern war die letzte Stütze des morschen Baues gewesen, jetzt griffen die Gläubiger von allen Seiten zu und beschleunigten den Zusammenbruch. Daß ich auch nur die dürftigste Rente behielt, hatte ich lediglich dem Umstande zu danken, daß die kaiserliche Regierung den Palazzo Constantini zu einem Militärhospitale ankaufte, in ganz Ragusa hätte ihn sonst niemand brauchen können.

Sie haben keine Vorstellung davon, junger Freund, wie hilf- und hoffnungslos ein Mensch meines Schlages vor vierzig Jahren war, wie unmöglich es uns erschien, in freier Tätigkeit eine Existenz zu gewinnen, und wie hart die Verpflichtungen drückten, die unter solchen Umständen ein alter Name auferlegte. Niemand wußte mir etwas anderes zu raten, als auf gut Glück die Vaterstadt zu verlassen, was ich ohnehin getan haben würde. Ohne festen Plan schiffte ich mich nach Venedig ein — der dunkle Gedanke, in Padua mit meinen spärlichen Mitteln irgendwelche Studien zu beginnen, die mir eine Zukunft sichern könnten, schwebte mir wohl vor. Doch zunächst wollte ich die Lagunenstadt sehen, die überall in die Ge-

schichte meiner Heimat und auch in die meiner Familie verflochten war. Wo unsere Erinnerungen von einem ungewöhnlichen Lebenslauf, einem ungewöhnlichen Glück wußten, da schimmerten stets die goldenen Kuppeln von Venedig, alle Wunder hatten sich dort ereignet, und ich ging mit einem Gefühl zu Schiff, als könnte auch mir ein Wunder begegnen. Und wenn keines geschah, so sah ich doch die Markusstadt, ich konnte die Gegenwart und mich selbst nicht besser vergessen, und für alle Fälle war ich ja in Venedig auf dem Wege nach Padua. So stieg ich nach einer mehrtägigen Fahrt zwischen den Säulen der Piazzetta ans Land und nahm einen Bettelbuben mit mir, um mich nach San Giorgio dei Schiavoni führen zu lassen, wo sich das Grabmal eines Constantini befindet, der auf der venezianischen Flotte gedient und unter Morosini in der Seeschlacht bei den Dardanellen gefochten hatte. Ich wollte an dem alten Marmor ein stilles Gebet sprechen und danach mit dem Segen des Seehelden meines ungewissen Weges ziehen.

So betrat ich die Kirche und ging umschauend hindurch, um das Denkmal zu suchen, von dem wir eine Zeichnung in unserm Hause zu Ragusa besessen hatten. Die Kirche schien völlig leer, und ich fand bald, warum ich gekommen war. Erst als ich vor dem Hochrelief und dem Namen Angelo Constantini, Ragusaner, Posto gefaßt hatte, entdeckte ich, daß einige Frauen in der Kirche beteten. Ich kümmerte mich nicht um sie, aber als wenige Minuten später eine junge Dame durch eine Seitenpforte eintrat und geraden Weges zwischen mir und dem Denkmal auf einen Altar mit dem Bild der allerheiligsten Jungfrau zuschritt, mußte ich wohl aufschauen. Und das Licht, das plötzlich auf mich fiel, war so blendend, daß alle meine

Mienen Staunen ausdrückten. Die junge Dame war in Trauer, ihr Gesicht tiefernst, und doch flog ein Lächeln über die schönen Züge, als sie meine erstaunten Augen und die Lippen wahrnahm, die sich nicht wieder schließen wollten. Meine Blicke folgten ihr nach dem Altar, sie kniete dort so vor den Stufen, daß sie mich nicht wahrnehmen konnte und ich die schlanke, schwarzverhüllte Gestalt nur vom Rücken geneigten Hauptes sah. Aber sie mußte es fühlen, daß ich nicht betete und mit verhaltnem Atem auf sie hinstarrte. Nach kurzer Frist erhob sie sich wieder — wie sie mir später vertraut hat, störte das Bewußtsein an meiner staunenden Bewunderung ihre Andacht — und ich sah, wie sie den Schleier fester um sich zog und einen unsicheren Schritt von dem Altar hinweg machte. Ich erriet selbst, daß sie ihren Rückweg an der anderen Seite der Kirche antreten wollte. Und dann besann sie sich und schritt doch an mir vorüber, und obschon Platz genug in dem Gange war, trat ich ehrerbietig vor ihr zurück, ihre dunklen Augen ruhten einen Augenblick forschend auf mir und verboten mir, die Stelle, an der ich stand, zu verlassen; ich hätte nicht gewagt, ihr zu folgen, auch wenn ihr Blick nicht so gebieterisch gewesen wäre. Sie haben das Bild Gabriellas gesehen, Signor Federigo, und trotz der Maskentracht, die von einem großen Feste stammt, wohl erkannt, welche Milde und Güte aus den schönen Zügen spricht — ach, eine Güte, viel zu reich, viel zu verschwenderisch für diesen armseligen Planeten, von dem ich, trotz allem, was die Weltweisen sagen, noch immer glauben muß, daß er aus dem Himmel gefallen sei! Ich blieb in San Giorgio zurück, beschaute noch einmal die Helme auf Angelo Constantinis Grabmal und ging davon, als ob ich etwas

Großes erlebt hätte, während ich doch nur eine liebliche junge Frau gesehen hatte. Ich strich in einer seltsamen Fassung durch die Gassen Venedigs und trat in viele Kirchen in der törichten Meinung ein, daß die schöne Andächtige an andern Altären die Gebete fortsetzen könnte, die ich ihr wider Willen gestört hatte. Am Abend gedieh ich seufzend zu dem Entschluß, nächsten Tages die Stadt zu verlassen, weshalb ich in aller Morgenfrühe von meinem steinernen Ahnherrn in Giorgio dei Schiavone notwendig Abschied nehmen mußte. Ich brauchte lange, lange, ehe mir die Stimmung kam, den letzten Blick auf das Grabmal zu werfen. Und ich zögerte damit wirklich — was doch meine geheimste Hoffnung war — die Stunde heran, in der Signora Gabriella hier zu beten pflegte. Wie sie heute eintrat, schien sie kaum überrascht, mich hier zu finden, aber sie gönnte mir weder ein Lächeln noch eine strenge Miene, nur an einer Stirnfalte konnte ich wahrnehmen, daß sie in mir einen der Laffen sah, die die Schleppenträger jeder Schönheit sind und jede zufällige Begegnung als die offene Pforte zu einem Abenteuer betrachten. Mir aber war seltsam zumute, ich fühlte sehr gut, wie recht die schöne junge Dame habe, mir volle Geringschätzung angedeihen zu lassen, und ich beschloß ganz fest, daß heute, oder besser morgen, die Torheit, ihren Spuren zu folgen, ein Ende haben müsse — und doch war mir's zugleich, als stünde ich unter einem geheimen Bann und würde mit jedem Augenblick unfähiger, meine Augen und meine Gedanken auf etwas anderes zu richten als auf die schöne Betende dort. Ich wich und wankte sonach nicht von meinem Pfeiler in der Kirche, schaute unverwandt auf das andächtig gebeugte schöne Haupt und fühlte bis zum Schmerz, wie Traumbilder durch mein

Hirn zogen, jeden Augenblick von der Erinnerung an die Wirklichkeit zerstört wurden und im nächsten Augenblick neu auflebten. Ich sehe Gabriella noch, wie sie sich erhob und in wahrhaft königlicher Anmut vorbeischwebte, und sah auch, als ich mich vor ihr demütig wie ein armer Sünder und doch mit glückseligem Antlitz neigte, daß sie ganz nahe bei mir vorüberschritt. Doch weil sie unverwandt vor sich hinblickte und nur die Sonnenstrahlen zwischen den Pfeilern von San Giorgio schimmern sah, kam es wie ein Trotz über mich: da sie mir keinen Blick gönnte, folgte ich ihr aus der Kirche hinaus und bis nach dem Kanal hin, auf dem ihre Gondel gekommen war. Und das Glück wollte meinem Trotz und dem Gefühl, das mich erfüllte, in jener seltenen Weise wohl, die man in der Jugend einmal oder einigemal erfährt. Der Gondolier der Dame mochte ihre Rückkehr noch nicht erwartet haben und war ein paar hundert Schritte abwärts gefahren, mich aber durchzuckte es wunderlich, als ich sah, daß sie betroffen und unschlüssig am Ufer stand. Ob ich gewagt haben würde, diese Gunst der Umstände zu nützen, weiß ich bis heute nicht; im nächsten Augenblick versuchte sie ein anderer auf seine Weise auszubeuten. Vor Giorgio dei Schiavone wegelagerte zu jener Zeit ein besonders gefürchteter Bettler, gegen den die Heiligkeit des Ortes und die größte Freigebigkeit keinen Schutz gewährten. Er hatte, als Signora Gabriella aus der Kirche trat, ein reiches Almosen erhalten, allein sowie er die junge Frau nach ihrem Gondolier ausblicken sah, stürzte er heran, um sie zum zweitenmale mit einer ungestümen Bitte zu behelligen. Ich nahm wahr, wie sie einen schwachen Abwehrversuch machte, und hörte, daß sie eine gütige Mahnung an den Unverschämten richtete. Ehe ich's hindern

konnte, hatte sie ihm noch ein großes Fünffrankenstück gereicht, der Bettler aber, der sein Handwerk aus dem Grunde verstand und den Gondolier der Parini aus der Ferne eilig heranrudern sah, entschloß sich kurz, fiel vor der Bedrängten auf die Knie, raffte den Saum ihres Kleides zwischen seine Hände und suchte die empörte und bestürzte Dame mit einem Schwall flehender Worte zu betäuben, deren jedes eine Lüge war. Daß ich nun hinzusprang, den frechen Gesellen am Kragen zurück- und emporriß, werden Sie natürlich finden — und daß ich meinen Lohn, ein leises: ‚Tun Sie ihm nicht weh! Ich danke Ihnen!‘ und einen langen, aufmerksamen Blick aus den schönen Augen sofort in Empfang nahm, brauche ich Ihnen kaum erst zu sagen. Der Gondolier war jetzt für mein Glück viel zu rasch zur Stelle, Signora Gabriella stieg ein und setzte sich in den Kissen langsam zurecht, im Wegfahren grüßte sie noch einmal mit leichtem Nicken, aber ich sah deutlich, daß ihre Augen auch nachher noch prüfend zu mir zurückwanderten, und ich hätte wahrhaftig den Versuch gemacht, der Gondel längs des Ufers zu folgen, wenn mich nicht der Augenschein belehrt hätte, daß dieser Versuch schon am Südrande des Campo selbst an einer grauen Mauer enden müsse. Daß ich aber, von meinem Glück berauscht, nun jeden Gedanken an die Abreise weit hinter mich warf und mit Eifer nach den näheren Lebensumständen der Dame zu forschen begann, um derentwillen ich in Venedig verweilte, wird Ihnen begreiflich genug sein.

Vom Sakristan der Slavonierkirche erfuhr ich, daß Signora Gabriella Parini aus dem Hause Parini-Spinelli stamme, vor zwei Jahren einen ältern Vetter geheiratet habe und nun schon über ein Jahr wieder Witwe sei.

Wie eine kaum halbverständliche Sage klang mir die Auskunft ins Ohr, daß die Schöne, soviel jünger als ich, schon so tiefgreifende Schicksale gehabt habe, ich vermochte mir eigentlich nichts dabei zu denken, da ich unter dem lebendigen Eindruck ihrer Erscheinung stand. Ich dankte Gott, daß soviel Anmut und Schönheit lebe und daß ihr Licht mir so warm ins Herz dringe! Mehr wußte ich und wollte ich nicht, und als ich gleichen Tages hinging, mir eine Gondel mietete und vor dem Palazzo Parini auf und ab kreuzte, lebte ich nur der Hoffnung, des süßen Gesichts auch außer der Kirche wieder ansichtig zu werden. —

Mitten in meinen Träumen empfand ich dabei wiederum tief, wie allein, wie freudlos und aussichtslos ich in einer Welt stand, von deren Art und Wesen ich in meinem Winkel von Ragusa nichts erfahren hatte, und die mich unendlich größer und weiter dünkte, als sie war. Gott weiß es, an jenem Sonnentage, wo ich mich still vor dem Palazzo am großen Kanal wiegte, wäre es mir als ein höchstes Glück erschienen, wenn Madonna Gabriella mir nur ein paar Fragen nach meinem Namen und meinem Schicksal vergönnt hätte. Ich brachte es jedoch nicht dazu, auch nur einen Blick zu erhaschen. Über dem breiten Balkon des Palazzo Parini wölbte sich ein türkisches Zeltdach, und Orangenbäume schlossen sich zu einer dichten, dunkellaubigen Wand. Ich starrte umsonst empor und sah nichts als über den hohen Mauern ein Stück blauen Himmels. Und doch stand die Wolke, aus der Glück und Schmerz meines Lebens, unendliches Glück, unendlicher Schmerz, wie Ihr großer Dichter sagt, Signor Federigo? herabfallen sollte, mir schon unsichtbar zu Häupten!

Ich erwachte am Morgen meines dritten Tages in Venedig früh genug und trat zum dritten Male den Weg

nach San Giorgio dei Schiavoni an, das Herz schlug mir unruhiger, als am Tage zuvor, und ich brachte es heute nicht über mich, die Kirche zu betreten, sondern ging auf den Stufen zwischen dieser und dem Kanal auf und ab. Erst als ich die Gondel herangleiten sah, deren rote Sammetkissen schon von fern leuchteten, fiel es mir ein, daß es der schönen jungen Dame peinlich sein könnte, wenn ich ihr hier, vor den Augen ihres Gondoliers und des neugierigen alten Bettlers gegenüberträte. Ich eilte sonach zu der Marmortafel mit dem Namen Angelo Constantini und wollte der ruhig heranschreitenden Signora fest entgegenblicken. Ohne daß ich es wußte, war ich doch wieder in den Schatten des Pfeilers zurückgetreten. Aber diesmal schritt Gabriella Parini nicht an mir vorüber, sondern blieb vor mir stehen und sagte mit einer ruhig ernsten Stimme:

‚Wenn Sie eine Hilfe von mir begehren, mein Herr, warum sprechen Sie nicht?‘ Ich stand erbleichend und wie vernichtet vor der schönen Frau. Ich hatte nicht geahnt, daß mein Auftreten oder gar mein Gesicht meine kümmerliche, wundersame Lage verriet, und noch weniger ahnte ich, daß es weibliche Klugheit sei, die in der einzigen Weise, in der sie sich nichts vergab, ihre plötzlich erwachte Teilnahme an meiner Person betätigen wollte. Ich gab ihr zur Antwort, daß sich die edle Signora irre und ich keine Hilfe von ihr wünsche, ich sei Felice Constantini von Ragusa und aus so edlem Hause wie sie selbst. Wo ich die Worte in der Hast hernahm, weiß ich noch heute nicht, sie strömten mir zu, und ich brauchte nur wenige Minuten, um der anmutig Lauschenden mein ganzes Schicksal zu enthüllen. Ich fand auch den Mut, ganz frei und ruhig in ihre schönen Züge zu schauen, und sah, daß um

ihre Lippen ein schalkhaftes Lächeln spielte, während die Augen ernst und unverwandt auf den Bildern zu ruhen schienen, die ich in hastiger Rede vor sie hinbreitete. Und als ich geendet und eben stockend eingestehen wollte, was mich gestern und heute hierhergeführt, da fiel ein Blick auf mich, welcher mir die beredten Lippen wieder schloß. Aber zu gleicher Zeit sagte Gabriella: ‚Ich bitte Sie um Verzeihung, Signor Felice. Ich sollte Sie einladen, wenn Sie noch in Venedig bleiben — leider verbieten mir aber jetzt die Umstände, Gäste im Hause Parini zu empfangen. Ich erführe jedoch gern mehr von Ihren Schicksalen, und wenn Sie morgen noch hier bleiben, so würde ich Sie bitten, mich auf einer Fahrt zu begleiten, die ich zu einem alten geistlichen Freund unsres Hauses, der jetzt Priester auf Torcello ist, tue. Ich fahre von hier aus mit meiner alten Gesellschafterin, der ich sagen werde, daß ich Sie zur Mitfahrt eingeladen habe. Heute bitte ich Sie, mich hier allein zu lassen, ich möchte nicht, wie gestern, nur zum Schein dort knien.‘

Und dabei strahlte eine so süße Milde aus ihrem Gesicht, und ich war mit einem Schlag ihrer Teilnahme so gewiß, daß ich mich vor ihr neigte wie vor einem Madonnenbild und gehorsam aus der Kirche hinaus ging, mich auch überwand, nicht von fern nach ihrem Weggang und ihrer Gondel zu schauen. Ich weiß nicht, wie ich den Tag und die folgende Nacht äußerlich verbracht habe. In wachen Träumen natürlich — und doch hätte ich mir meine Träume schwer deuten können! Tausend lichte Möglichkeiten des Daseins, die seither nie durch meinen Sinn gegangen waren, gaukelten jetzt vor mir auf und ab, und inmitten all dieser Möglichkeiten stand die eine Gewißheit, daß ich stundenlang neben Gabriella Parini

verweilen würde. Bald dünkte es mich, daß ich ein zweites so strahlendes Glück nie erleben könne, bald wogte mein Blut in ungestümen Wellen, und ich rief mir zu, daß der kommende Tag nur die goldne Pforte zu tausend gleichen Tagen sei. So schritt ich über das Pflaster des Markusplatzes und sah dankbar zu dem geflügelten Löwen auf der Säule empor; er trug offenbar auf seinen Schwingen noch immer märchenhafte Schicksalswendungen daher!

Wir fuhren andern Tags nach Torcello, und ich saß Signora Gabriella gegenüber und tauchte gleichsam im Licht ihrer Augen unter und antwortete auf die Fragen, die sie an mich richtete. Mein ganzes eintönig stilles Leben in meiner Vaterstadt lag offen vor ihr, ich dachte nicht daran, daß ich mit meinen Erzählungen der holdseligen, klugen Gabriella auch meine ganze Seele öffnete. Auf ihren schönen Zügen nahm ich eine Bewegung wahr, die ich ihrem Mitleid mit der dürftig engen, leidvollen Vergangenheit zuschrieb, die hinter mir lag. Ich war noch ohne Ahnung, daß die schöne, stolze junge Frau, die einzige Erbin des großen Hauses Parini-Spinelli, unendlich mehr Mitleid bedürfe und verdiene als ich. Ich sollte bald von Schmerzen erfahren, gegen welche die trübe Öde meiner Jugend und meine äußere Ratlosigkeit nichts bedeuten wollten. An jenem Morgen freilich, an dem ich dies Eiland zuerst betrat, auf welchem ich so tief Wurzel schlagen sollte, blieb mir die traurige Miene, mit der Gabriella Parini über den Flutspiegel hinweg und auf die entschwindende Stadt zurückschaute, so unverständlich wie manches kurze, flüchtige Wort, das die Schöne mit ihrer alten, sonst schweigsamen Begleiterin wechselte. Es war ein blauer, stiller Frühlingstag, von der Adria her kühlte ein frischer Meerhauch die heißen Wangen Gabriellas,

und über Torcello schwebte eine lichte Wolke. Keinen Augenblick jenes Morgens habe ich je aus dem Gedächtnis verloren, und ich sehe alles, alles — selbst den Sonnenstrahl, der über die schlanke Gestalt meiner schönen Begleiterin auf die roten Kissen herabfiel und die Wassertropfen am Ruder des Gondoliers weithin funkeln ließ! Als wir hier ans Land stiegen, wußte ich, daß ich ihr kein Fremder mehr sei, und als wir zusammen nach San Josca schritten, bat sie mich, bei ihrem alten Signor Bartolomeo, dem Priester, der einst Lehrer und Kustode der Sammlungen im Hause Parini gewesen sei, zurückzubleiben. Sie wolle mir am Nachmittag eine andre Gondel senden, und inzwischen freue sich Bartolomeo darauf, daß ich sein Gast sein werde.

Erst als sie längst nach der Stadt zurückgekehrt war, und als ich mit dem hochwürdigen Bartolomeo bei einem schmalen, aber vergnügten Pfarreressen saß, ging mir auf, weshalb sie mich hier zurückgelassen. Von dem Priester konnte ich alles vernehmen, was zu wissen mir frommte. Und ich vernahm denn auch, daß Gabriella Parini von Jugend auf das unselige Geschick gehabt habe, von armen Vettern umworben und bedrängt zu sein. Alle Zweige ihrer Familie, mit Ausnahme dessen, dem sie selbst als letzte Erbin angehörte, waren beinahe so arm, wie ich selbst! Dem Wunsch ihres Vaters folgend, hatte Gabriella den erträglichsten unter den vermögenslosen Vettern geheiratet. Sie war, wie der Prete vorsichtig andeutete, darüber unglücklich — sehr unglücklich geworden. Und seit kurz nach dem Abscheiden ihres Vaters ein früher Tod ihres Gemahls ihr unerwartet die Freiheit zurückgegeben hatte, waren ihre Tage bedrängter als je geworden. Die dürftigen jungen Nobili hielten sie wie mit

einem eisernen Ringe umschlossen. Sie haßten sich untereinander, und jeder beneidete im voraus den Vetter, der Signora Gabriellas Hand davon tragen würde. Sie überwachten argwöhnisch jeden Schritt und jeden Blick ihrer schönen Base, sie hatten sich in ihrem Palast förmlich heimisch gemacht und waren unter sich stillschweigend übereingekommen, daß die reiche Verwandte weder Witwe bleiben, noch einem Manne außer der Familie die Hand reichen dürfe. Sie wußten wohl, daß sie keinen Zwang üben konnten, welcher der Welt ersichtlich geworden wäre, aber sie zählten auf den stärkeren stummen Zwang, der in den täglichen Gewohnheiten und Umgebungen, in der Begrenzung des persönlichen Verkehrs, in der fortgesetzten Rücksicht auf einen Familienkreis liegt. In dieser Zuversicht bedrängten sie die schöne Verwandte mit ihren Hoffnungen und Wünschen. Gabriella erwehrte sich der ausgesprochnen und unausgesprochnen, jedoch unablässigen Werbungen mit Mühe, sie wollte nicht zum zweitenmale dem tiefen Elend einer Ehe anheimfallen, wie ihre erste gewesen war. Mit jedem Tag wurde ihr das schwerer, und fortgesetzt wuchs der Ungestüm der Bewerber. Mein vierundzwanzigjähriges Blut erhitzte sich bei jedem Wort dieser aufregenden Erzählung Bartolomeos mehr und mehr. Ich leistete im stillen tolle Schwüre und vergaß mich zu fragen, welche Mittel mir zu Gebote stünden, um die holde angebetete Frau von ihrem Freierschwarm zu erlösen. Ich glaube, daß ich träumte, die Vettern, von denen ich noch keinen erblickt, nacheinander zu beleidigen und sie alle vor meinen Degen zu fordern.

In solcher Stimmung kehrte ich am Spätnachmittag nach Venedig zurück. An Padua und meine beabsichtigten Studien dachte ich nicht mehr, meine eigene Lage hatte

ich vergessen und nur die der schönen bedrängten Frau stand vor meinen Augen. Gewiß war mir nur das eine, daß ich sie andern Tags in der Morgenfrühe in der Dalmatinerkirche wiedersehen werde und müsse, daß ich ihr sagen wollte, daß mein Blut und mein Leben zu ihren Diensten stünden! Ach, Signor Federigo, wenn ich Ihnen deutlich machen könnte, was in der Nacht vor jenem Morgen alles durch meinen ungeprüften Sinn ging, wie mir mit einemmal mein dunkles Geschick, mein Alleinstehen in der Welt als eine Fügung Gottes erschien! Ich war frei, ich konnte alles tun und wagen — wenn es Gabriellas Wille war. Und sie mußte ja wohl daran denken, meinen Schutz, meine Hilfe in Anspruch zu nehmen — wozu hätten sonst die Mitteilungen des Priesters auf Torcello dienen sollen? Sie mögen sich aber vorstellen, wie mir zumute war, als ich, zur gewohnten Stunde die Kirche betretend, umsonst lange und bange auf Gabriella harrte. Sie erschien nicht, und keine Kunde ward mir von ihr zuteil. Wohl nahm ich einmal in der Kirche ein kleines Mädchen wahr, das sich schüchtern umsah, und von der ich einen Augenblick glaubte, daß sie mich aufmerksam betrachte. Aber da das scheue Kind unmittelbar darauf zu einem der Altäre ging und dort einen Veilchenstrauß niederlegte, den es in der Hand trug, so achtete ich seiner nicht weiter. In und vor der Kirche verweilte ich bis zum Mittag, mit jeder Viertelstunde wuchs ein unbeschreibliches Gefühl in meiner Seele. Ich schaute den schmalen grünlichen Kanal hinab, nach den rotbraunen Palastecken hinüber, zwischen denen die Gondel des Hauses Parini hervorschießen mußte, als könnte ich die ersehnte Erscheinung aus den Mauern hervorzwingen. Und als endlich Mittag ward, gab es weder Besinnen

noch Halten mehr für mich — ich schritt am Kanal hinab, bis ich auf den nächsten Gondolier traf und in sein Fahrzeug sprang, mit dem Befehl, mich nach dem Palazzo Parini-Spinelli zu bringen. Unterwegs nahm ich wohl wahr, daß es ein zerlumpter Kerl und eine schäbige Gondel seien, mit denen ich da Auffahrt halten wollte, und flüchtig fiel mir ein, daß man sich zum ersten Besuch in einem großen Hause wohl etwas sorgfältiger kleide, als ich gekleidet war! Doch gleichviel, mich kümmerte nur das eine, daß ich Gabriella Parini sehen wolle, sehen müsse! Und ich trat in die wunderbare, mit farbenglänzenden Bildern des Tintoretto in breiten, halbgebräunten Goldrahmen, mit vermorschten Türkenfahnen und verrosteten Waffen geschmückte Halle, ich ging, da sich kein Mensch zeigte, die große Treppe empor und traf endlich vor der Tür zu einem Empfangssaal den Diener, den Sie kennen und den vierzig Jahre aus einem jungen zu einem recht alten Manne gemacht haben. Er sah verwundert in mein fremdes Gesicht, da ich jedoch ruhig meinen Namen nannte, ging er, seiner Herrin den Signor Felice Constantini zu melden, und öffnete mir gleich darauf die Tür. Ich trat ein und pries Gott, daß die Riesenfenster, trotz der schweren rotseidnen Vorhänge, Licht genug in den großen hohen Raum fallen ließen, um sofort die Herrin meines Herzens, die sich, befangen und bleicher als ich sie sonst gesehen hatte, ein wenig von ihrem Sessel erhob, zu erkennen. Zugleich nahm ich auch zwei junge wohlgekleidete Männer wahr, die sich in ihrer Gesellschaft befanden. Sie betrachteten mich mit einer gewissen höhnischen Spannung, welche durch die stumme Begrüßung nur flüchtig verdeckt und durch mein unsichres Vorschreiten wahrlich nicht gemindert wurde. Ich brachte

nur das Wort Signora hervor, das halb fragend klang und ihr einen glücklichen Anhalt gab. Indem sie mir, mit einem leichten Emporziehen der Augenbrauen, blitzschnell, kaum merklich, ein Zeichen machte, sprach sie mich an wie einen Menschen, den man das erstemal im Leben sieht und über dessen Persönlichkeit man nicht völlig gewiß ist:

‚Signor Felice Constantini von Ragusa? — Sie haben mir Briefe von meinen Verwandten in Spalato gebracht, Sie gehen zu Ihren Studien nach Padua und können sich nur kurz in Venedig aufhalten? Ich bedauere sehr, daß ich heute nicht die Ehre haben kann, Sie zu meinem Pranzo zu sehen — wenn Sie jedoch bis morgen hier verweilen —‘

Ich verstand den zögernden Akzent in ihren letzten Worten gut genug, es galt, die gespannt dreinblickenden Vettern zu täuschen. Ich sprach, so kühl und leicht, als ich es vermochte, mein Bedauern aus, morgen mit dem Frühesten aus Venedig abreisen zu müssen, nahm den dargebotenen Sessel mit so sichtlicher Fremdheit, nannte auf Befragen den Namen des Hotels, wo ich abgestiegen sei, bemerkte, daß ich noch einige andere Besuche in Venedig abzustatten habe, und lehnte schließlich selbst die zu meiner Verfügung gestellte Loge im Teatro Goldoni ab, die mir Signora Gabriella anbot. Ich wußte nicht ganz sicher, ob ich das Rechte getroffen, aber in Fällen, wie der unsere war, entfaltet sich ja ein blitzschnelles, stummes Verständnis. Während dieser ganzen Unterredung blickte ich unausgesetzt nicht Signora Gabriella selbst, aber ein Bildnis von ihr in reicher Tracht des siebzehnten Jahrhunderts an, das an der Wand des Saales hing. Sie kennen das Bild, Signor Federigo, ich werde es Ihnen, solange ich

lebe, danken, daß Sie es in meine Hände gebracht haben. Und die schärfsten Blicke der mißtrauischen Vettern konnten in mir nichts mehr entdecken, als einen Provinzialedelmann, der sich dem stolzen Hause und der großen Dame gegenüber nicht recht heimisch fühlte. Sie konnten nicht ahnen, daß mitten durch die fremden, steifen Worte, die ich mit Gabriella wechselte, ein warmer Hauch süßen Einverständnisses ging, daß uns der Zwang plötzlich eine Freiheit gab, zu der wir wohl sonst erst nach langer Zeit gediehen wären. Die halbe Stunde eines ganz formellen Besuchs, eines gepreßten Gesprächs schloß ein geheimes seliges Leben ein, und als ich die Treppe des Palazzo Parini hinabschritt, da wußte ich, daß mein Hoffen auf ein Wunder in der Wunderstadt mehr als ein Knabentraum gewesen sei!

In der Citta di Ragusa, bei deren Nennung die Vettern der holden Gabriella vornehm gelächelt hatten, ereilte mich schon zwei Stunden später ein Brief von ihrer Hand, die ersten, heilig bewahrten Zeilen! Gabriella sprach in demselben einen milden Tadel über mein gewagtes Kommen aus, das sie gleichwohl begreifen müsse, da eine Botschaft, die mir aus ihrem Hause gesendet worden, unverzeihlicherweise in die Hände eines Kindes gelegt worden sei, das mich in San Giorgio nicht erkannt und gefunden habe. Sie schrieb, daß ich ihre Lage nicht völlig verstehen könne, wenn ich aber jene reine Teilnahme für sie fühle, die sie aus meinen Augen zu lesen glaube, so müßte ich zunächst alles tun, den schon erweckten Verdacht ihrer Vettern zu zerstreuen. Sie bat mich, da ihre Cameriera im Solde eben der Herren stehe, die ich vorhin getroffen, da jedenfalls jeder meiner Schritte überwacht werde, weder mehr zum Palazzo Parini noch nach

der Kirche San Giorgio zu kommen, sondern am nächsten Morgen, wie ich es gesagt, mit dem Postschiff nach Mestre hinüberzugehen und den Anschein zu wecken, daß ich wirklich auf dem Wege nach Padua sei. Wollte ich ihr zuliebe einen Umweg nicht scheuen, so bitte sie mich, den einen Tag in Mestre zu verweilen, am Morgen des nächsten Tages in Campalto eine Barke zu mieten und wieder zu Fra Bartolomeo auf Torcello hinüberzukommen, zu dem sie gehen dürfe, ohne den Argwohn ihrer Verwandten auf sich zu lenken. Ich solle ihr keine Botschaft senden, die leicht in falsche Hände fallen könnte, sie werde am Morgen des zweiten Tages nach der Messe ihre Gondel nach Torcello lenken lassen und es Gott anheimstellen, ob sie mir dort noch ein Wort sagen könne oder nicht.

Ich prägte mir jede Silbe des teuren Briefes wie die Worte eines Gebets ein, und obschon ich von der Gefahr, die es für meine schöne Herrin hatte, mich in ihrem Hause zu sehen, eigentlich nichts begriff, so wollte ich treulich nur tun, was sie mir vorschrieb. Aus ihrem Schreiben wehte mir ein berauschender Duft entgegen und stiegen Bilder auf, wie sie meine Seele noch nie berückt hatten! Aber ich fühlte, daß ich nicht träumen dürfe, und die Kraft erwuchs mir, klar und besonnen und ganz im Sinne Gabriellas zu handeln. Den noch übrigen Tag verwandte ich dazu, meine Reisevorbereitungen zu treffen. Mit einigem Geräusch sicherte ich mir einen guten Platz auf dem Postschiff, ich zog in meinem bescheidenen Hotel mannigfache Erkundigungen über Padua ein, ich ließ mir meinen Paß bei der Polizeidirektion dorthin visieren, kurz ich tat, was ich vermochte, um Späher irre zu leiten, wenn es deren gab. Andern Tags verließ ich in der Frühe die Stadt, in der ich in wenigen Tagen mehr er=

lebt und mehr erfahren hatte, als daheim in vierundzwanzig Jahren. Ich ließ mich in Mestre für die Post nach Padua einschreiben, ich schlenderte nach Campalto und musterte unter der Hand die Barken, dann hielt ich mich, so schwer es mir ward, still in der Herberge, die ich aufgesucht hatte.

Ich wüßte Ihnen kaum zu erzählen, was alles an jenem Tage und in jener wunderlich ungewissen Lage durch mein Hirn ging, und ich merke, Dottore, daß es Zeit wird, mich kürzer zu fassen. Die Sonne geht hinab und drüben will auch die letzte rote Wolke verblassen!

Lassen Sie mich rasch sagen, daß alles wohl gelang. Mein geringes Gepäck ging mit der Post nach Padua, ich selbst meldete im letzten Augenblick dem begleitenden Kondukteur, daß ich erst andern Tags nachfahren würde, weil ich diesen Tag zum Besuch eines Freundes verwenden wollte, dessen Anwesenheit auf einem nahegelegenen Gut ich gestern abend erst ganz zufällig erfahren habe. Auch das ward noch für die etwaigen Nachforschungen von Venedig aus gesagt. Und dann schritt ich wieder hinüber nach Campalto, nahm einen Schiffer in Sold und sprang in die Barke, die mich zum Glück tragen sollte! Zum Glück trotz allem und allem, Federigo! Wir sind nicht Herren über die Zeit, aber Gott sei gepriesen, die Zeit auch nicht über das, was wir wahrhaft erlebt haben, was uns wahrhaft geworden ist! Ich kam glücklich auf diesem Eiland an, Fra Bartolomeo erwartete mich schon unter der Tür und geleitete mich mit einer Art Feierlichkeit in sein Haus, Signora Parini war eine Stunde vor mir angelangt. Mit einem Gesicht, dessen Widerschein ich noch vor mir leuchten sehe, empfing sie mich! Es war nichts Fremdes mehr zwischen uns, nur süße Bewegung und Verwirrung,

deren wir in der ersten Stunde nicht Herr zu werden vermochten. Der Pater wollte uns bald allein lassen, und wir wehrten ihm, bis wir am Ende doch allein zwischen den Weingärten und am Rande der Lagune standen. Da fühlte die holdselige Frau, daß sie mir die Rätsel der letzten Tage lösen müsse, sie hub an zu sprechen und enthüllte in Worten, die mir tief in die Seele drangen und meinen Blick erweiterten, eines jener Frauenschicksale, die trotz aller Nüchternheit dieser Tage wieder- und wiederkehren. Sie bestätigte mir alles, was ich von Pater Bartolomeo schon zuvor gehört, und ich hätte ihr bei jedem Wort zu Füßen fallen mögen und wagte doch nicht, ihre Hand zu berühren. Sie verhehlte nicht, daß sie völlig hoffnungslos in die Zukunft gesehen und nun plötzlich einen rosigen, lockenden Schimmer erblickt habe, wo nur Nacht und grauer Nebel gewesen sei. Noch sei es ein schwacher Schimmer, aber schon für ihn sei sie dankbar! Ich konnte und durfte sie so nicht weiter sprechen lassen, mit leidenschaftlichen, heißen Worten mußte ich ihr sagen, daß ich außer meiner Jugend und einem, so Gott wolle, starken Willen nichts in der Welt mein nenne, aber daß ich mich ihrem Dienste weihen würde und zu jedem Wagnis bereit sei. Meine Blicke verrieten Gabriella nur zu gut, was keines meiner unzusammenhängend hervorstürzenden Worte zu gestehen wagte. Sie entzog mir ihre Hände nicht, die ich leidenschaftlich gefaßt hatte und mit glühenden Küssen bedeckte, aber sie schüttelte liebevoll lächelnd den Kopf und sagte dann mit der Stimme, die ich immer klingen höre, immer und immer! — „Ich muß mehr fordern, Felice! Gewalt und jugendlicher Mut können mir nicht helfen, auch die Reinheit und der Edelsinn nicht, die aus deinen Blicken so unwiderstehlich und rührend zu

mir gesprochen haben! Du mußt mehr für mich tun, mußt um meinetwillen deine Jugend in der Einsamkeit verbringen, mußt den Mut haben, meiner zu harren, am besten auf diesem Eiland, in der tiefsten Verborgenheit! Wenn ich mich, und die mir lieb sind, nicht allen Wechselfällen des Lebens preisgeben will, so muß ich noch ein oder zwei Jahre in Venedig bleiben, ein oder zwei Jahre lang darf keiner meiner habgierigen Verwandten ahnen, daß ich ein neues Glück gesucht habe!'

Ich verstand ihre Worte immer noch nicht ganz, aber eine berauschende Verheißung klang mir aus ihnen entgegen, und ich rief ihr zu: ‚Ich bin dein zu allem, was du begehrst und was dir frommt, Gabriella!' Sie schlang weinend ihre Arme um mich und gelobte ihrer Schutzheiligen, die mich zu ihr gesandt habe, tausend Dinge, und nannte mich mit süßen Namen, die ich nie zuvor gehört. Erst nach einer Stunde voll weltvergessener Seligkeit, in der ihr Blick wieder und wieder auf mir ruhte, als sei ich ihr geschenkt worden, faßten wir uns zu einem ruhigeren Gespräch, und ich vernahm ihren Entschluß. Gabriella wollte unverzüglich mein Weib werden, Bartolomeo war um ihretwillen bereit, eine geheime Trauung im Dom zu wagen und im schlimmen Fall den schweren Tadel des Patriarchen auf sich zu nehmen. Ich sollte für sie, aber unter meinem Namen, ein Grundstück erwerben, das herrenlos war und mich daselbst niederlassen. Sie kennen den Garten, das Haus und die Vignen, Signor Federigo! Sie hatten einem alten Signor Bernardo gehört, der sich hierher zurückgezogen und beides der Gemeinde von Torcello vererbt hatte. Von dieser kaufte ich dann in den nächsten Tagen das gesamte Grundstück und bezog es, und heimliche Barken kamen und gingen, um immer noch

die Einrichtung zu verschönern, die mir für mich selbst längst zu reich schien, aber freilich für meine holdselige Herrin nicht reich und schön genug sein konnte, wenn sie auch nur Stunden in jenem Hause zu verweilen vermochte.

Wie mein Herz jenen Stunden entgegenpochte und im Glückgefühl zu springen drohte! Wie ich in der Seligkeit dieser Tage durch die Insel schritt und mit sehnsüchtigem Blick die Heimat meiner Liebe grüßte! Wie mir wundersam zumute war, wenn ich mich besann, daß mich kaum Wochen von dem letzten Tage in Ragusa trennten! Wie ich damit rang, den Gedanken auszudenken, daß ich nach dem nahen Venedig, wo sie lebte, der ich alles sein sollte und die mir alles war, nicht hinüber dürfe, daß die Lagune für mich ein unüberschreitbares Meer bedeuten müsse! Ach Signor Federigo, und wie doch alles untertauchte in der einen Gewißheit des süßesten, überschwenglichsten Glücks! Vierzig Jahre habe ich Zeit gehabt, über die Entschlüsse jener Tage zu sinnen, und oft hat es mich wild ergriffen, daß Gabriella besser getan haben würde, mit dem wenigen, was sie von ihrem Reichtum augenblicklich an sich raffen konnte, mit mir in die weite Welt zu fliehen. Und immer wieder mußte ich mich dann mit dem Worte des orientalischen Dichters beruhigen: Klage die Welle nicht an, die deinen Bruder vor der Heimkehr verschlingt, der Stein hängt auf deinem Dach, der ihn beim Eintritt ins Haus erschlagen hätte! Wer sagt uns, was geschehen wäre, wenn wir es anders begonnen hätten, wer bürgt uns für bessern Ausgang?

Und wir würden die Tage nicht gelebt haben, die hier gelebt worden sind! Lichtvolle, sonnige, gottgeschenkte Tage, mein junger Freund, unwiederbringlich, aber auch unverloren! Kein Monat war verstrichen, seit ich in San

Giorgio die Geliebte zum erstenmal erblickt hatte, als in stiller Morgenstunde drüben im Dom Pater Bartolomeo unsere Hände ineinander legte. Vor der Welt blieb Gabriella Signora Parini, hier war sie mein süßes, angebetetes Weib, die wieder zum Kinde mit mir wurde und mir selig lachend vertraute, daß sie von der ersten Stunde an, in der sie mich am Grabmal meines Ahnherrn erblickt, Vertrauen zu mir gefaßt habe. Die Rosen und die Bäume dieses Gartens sind Zeugen wortlosen und fröhlich lauten Glücks gewesen. Nur ein paarmal in jeder Woche durfte Gabriella die Fahrt nach Torcello und zu mir wagen, niemals durfte sie über Nacht in ihrem Palazzo dort fehlen, denn sie war nur der Treue ihrer Gesellschafterin und ihrer Gondoliere versichert. Ich hielt mich still in diesem Garten und nahm meine Studien zur Geschichte meiner Vaterstadt wieder auf, um die Stunden zu kürzen, in denen ich auf Gabriella verzichten mußte. Es wurde mir schwer, zwischen so seligen Tagen so nüchterne zu leben, und ich fürchte, daß ich mehr geträumt als getan habe. Aber ich half mir doch über die Ungeduld hinweg, der ich zuzeiten verfiel. Fra Bartolomeo reiste für mich nach Padua, trug mir Bücher und Schriften und alles, was ich von Ragusa mit herübergebracht hatte, in diesen Winkel zwischen Rosen und Lorbeeren. Es war in Wahrheit Merlins Hecke, die mich umfing, doch war es keine Viviane, die mich hierher gebannt hatte, sondern ein junges, großherziges Weib, die so voller Liebe und so reichen Glückes wert war, als sie dem Einziggeliebten verschwenderisch gab!

Vier Monate dauerte die selige Zeit, in der ich mich von aller Welt vergessen wähnte, außer von ihr. Im vierten Monat kam Gabriella häufiger und auf ihrem

Gesicht lag ein himmlischer Ausdruck von Zuversicht und froher Erwartung. Sie vertraute mir, daß die Maßregeln, die sie treffen mußte, um sich und ihr Erbe aus der Gewalt der habsüchtigen Verwandten zu lösen, unerwartet schnellen, glücklichen Fortgang hätten, daß mein Exil auf diesem Eiland vielleicht nur noch nach Monaten und jedenfalls nicht nach Jahren zählen werde, daß wir dann gemeinsam in die freie Welt, weit, weit in die Welt, wie sie sagte, fliegen würden.

In so froher Zuversicht trat Gabriella auch das letztemal unter dies Dach! Wo Sie vorhin mit Ihrer Geliebten standen, Signor Federigo, da lehnte ich Arm in Arm mit ihr, in süßem Geplauder. Wie oft habe ich in der langen Zeit, die seitdem verstrichen ist, mir das Hirn zermartert, mir jedes Wort jenes Nachmittags ins Gedächtnis zurückzurufen. Aber wer prägt in der glücklichen Stunde, der tausend gleiche Stunden folgen sollen, sich Wort um Wort ein? Unvergessen lebt der hoffnungsfrohe Ton Gabriellas in meiner Seele, ich sehe sie scheiden, da die Sonne auf dem Wasserspiegel im West zu ruhen scheint, mein Arm liegt noch um ihren süßen, schlanken Leib, und ich geleite sie zwischen Rebenfeldern bis zu den Steinstufen, wo ihre Gondel liegt. Sie küßt mich heiß, noch einmal und zum letztenmal: ‚Auf Wiedersehen, Felice!‘ Und die Gondel stößt ab, die heißgeliebte, holde Frau steht aufrecht in ihr und kehrt mir ihr Gesicht zu, auf dem sich der rosige Widerschein der Abendsonne und ein mutiges, herzbeglückendes Lächeln begegnen. Dann werden ihre Züge undeutlicher. Die Gondel gleitet dahin und entschwindet langsam meinen Augen — ich sehe Gabriellas Tuch wehen — noch einmal — zum letztenmal!“

Signor Constantini hatte die letzten Worte mit

zitternder Stimme gesprochen und sein Gesicht nach dem Wasser hinausgewandt. Jetzt brach ein schluchzender Laut aus seiner Brust hervor, er barg sein Gesicht in die Hände und vermochte nicht weiterzusprechen. Doktor Carstens saß neben ihm und blickte ernst zurück nach dem Hause, dessen Geheimnis ihm mit einem Male erschlossen war. Vom Flutspiegel her kam ein Hauch, der die brennenden Wangen des Alten und seines jungen Gastes kühlte. Eine tiefe Stille umfing beide, Doktor Carstens war es zumute, als müsse er jeden Atemzug anhalten, um die Stimmung des Augenblicks nicht zu stören. Endlich reichte Felice Constantini dem jungen Deutschen die Hand und versuchte zu lächeln.

„Verzeihen Sie mir, Signor Federigo! Solche Dinge behalten immer die gleiche Gewalt über uns, die Jahre mildern nichts, und wir müssen uns ihnen beinahe willenlos überlassen. Ich mutmaße, daß Sie den trauervollen Schluß meiner Geschichte schon erraten haben. Zwei Tage nach jenem Abend harrte ich in fröhlicher Zuversicht meiner jungen Frau, und als sie am versprochenen Morgen nicht auf Torcello eintraf, beschwichtigte ich die Unruhe, die mich erfassen wollte, mit Freund Bartolomeos verständigen Gründen. Als aber ein dritter und vierter Tag verging und weder Gabriella erschien, noch eine Botschaft, noch ein Brief von ihr erfolgte, da ward auch Bartolomeos Gesicht ernsthaft und sorgengefurcht, und er widerstand meinem Drängen nicht, nach Venedig zu fahren und im Palazzo Parini-Spinelli nach der teuren Herrin zu sehen. Am Spätnachmittag fuhr er hinweg, und schwer überwand ich die Versuchung, zu ihm in das Fahrzeug zu springen, unwürdig erschien es mir, daß ich einem dritten überlassen mußte, sich vom Wohl und Wehe meines Weibes

zu überzeugen. Fünf bis sechs Stunden mußten vergehen, ehe der Priester zurückkam, und zehntausend schlimme Möglichkeiten glitten indessen wie spukhafte Schatten durch meine Seele. Es war beinahe dunkel, als die Barke Bartolomeos zurückkehrte. Ich war rastlos am Ufer auf und ab gewandert und hatte die Barke erblickt, sobald sie als Punkt auf dem Wasser erschien. Ich starrte ihr entgegen und erkannte die Gestalt Bartolomeos lange, ehe ich seine Züge wahrzunehmen vermochte. Aber dem gebeugten Nacken, den lässig herabhängenden Armen entnahm ich schon von weitem, daß er keine frohe Botschaft zu tragen habe! Und als er mir sein Gesicht mit traurigem Ausdruck zuwandte, da schrie ich laut auf, aus seinem Blick streifte mich, wie unser Dichter sagt, der Fittich des Unheils! Fra Bartolomeo erhob sich von seinem Sitz und winkte mich heran, während ich doch mit den Füßen beinahe schon im Wasser der Lagune stand. ‚Gott prüft uns seltsam hart und schwer!‘ sagte er mit eintöniger Stimme. ‚Komm in die Barke, mein Sohn! Tonelli und sein Masetto wollen uns sogleich wieder nach Venedig führen, es ist nicht notwendig, daß du dich ferner verbirgst.‘ Mir ward es dunkel vor den Augen, die schlichten Worte des Priesters dröhnten in meinen Ohren, aber ich hatte mich in einem Nu in die Barke geschwungen, saß an seiner Seite und faßte krampfhaft seine Hände, die er segnend und beschwichtigend auf mein Haupt legen wollte. „Lebt Gabriella noch?“ war alles, was ich hervorbrachte. Er schüttelte den Kopf, wies mit der Hand zum Himmel und wandte seine tränenschweren Augen von mir ab. Das Ungeheure, das ich jetzt wußte und noch nicht glaubte, durchschauerte mich nur minutenlang, und dann folgten Viertelstunden, wo mir nichts wirklich schien als die Ruder,

die im Wasser auf- und wieder zurücktauchten, und allerhand Getier, das im Nachtwind über die Lagune strich. Ich starrte durch das Dunkel Venedig entgegen und merkte dann doch nicht, wie die Häuser um uns aufstiegen, und fühlte nicht, daß Pater Bartolomeo mich getreulich in seinem Arm hielt. Wir fuhren bei dem Palazzo Parini an, zum zweitenmal trat ich in seine Halle und stieg die breiten Marmorstufen empor. Und wortlos schritten wir in den Saal, der im Licht hoher Wachskerzen auf silbernen Leuchtern erglänzte, und ich sah Gabriella wieder, zwischen den Palmen und Blumen, mit denen man ihr letztes Lager umkränzt hatte! Sie mußte plötzlich geschieden sein, ihr schönes Gesicht hatte noch all seine Holdseligkeit, nur bleicher war es als sonst, und die Augen, die noch vor vier Tagen so strahlend auf mir geruht, sich so tief in die meinen gesenkt hatten, waren geschlossen. Ich hatte nicht wahrgenommen, daß der Saal nicht leer war, im Augenblick, da ich mich vor der Schlummernden auf die Knie warf, schlugen flüsternde Stimmen an mein Ohr: ‚Der Ragusaner!‘ sprach die eine. ‚Er ist ihr Liebhaber gewesen, ich sagte es dir wohl!‘ versetzte die andere. Ich achtete der Armseligen nicht, Raum und Stunde waren zu heilig für ein Wort mit diesen, gleich darauf hörte ich Pater Bartolomeos Stimme:

‚Sie irren, Signori! Die heilige Kirche bezeugt durch meinen Mund, daß Signora Gabriella die rechtmäßige Gemahlin des Signor Felice Constantini von Ragusa gewesen ist!‘

Ich fühlte, daß ich nichts mehr zu sagen hätte, senkte mein Haupt und bat Gott und meine verklärte Teure um Tränen.

Was soll ich Ihnen mehr sagen, Federigo? Sie wissen

jetzt alles! Gabriella war zwei Tage zuvor, nach einer plötzlichen, nur wenige Tage dauernden Krankheit jäh dahingerafft worden. Der Arzt gab der Krankheit keinen Namen, mein Schmerz aber war in jenen ersten Stunden viel zu tief und zu heilig, um Erwägungen und Überlegungen Raum zu lassen. Des Verdachtes, daß mein süßes Weib ein Opfer des Muts geworden sei, mit dem sie an meinem Herzen Zuflucht gesucht, daß irgend einer der habgierigen Vettern, den das reiche Erbe verblendet, bei ihrem frühen Ende eine giftmischende Hand im Spiel gehabt, konnten in dunklen Stunden weder Bartolomeo noch ich uns vollständig entschlagen. Doch was hätte es nützen können, den Schleier von Gabriellas frühem Ende zu lüften? Hatte ruchlose Berechnung einen Anteil an meinem unwiederbringlichen Verlust, so war wenigstens die Berechnung zuschanden geworden. Pater Bartolomeos Zeugnis stellte es außer allen Zweifel, daß die Unvergeßliche mir in rechtmäßiger Ehe verbunden gewesen sei, der größte Teil ihres großen Vermögens fiel mir zu, ich habe ihn all mein Lebtag verwendet, so viel Tränen zu trocknen als immer möglich, und ich tue es noch heute zu Gabriellas Gedächtnis. Wie hätte ich sie, die Reine, Edle, immer Hilfreiche, besser ehren können?

Wir kehrten natürlich, als wir Gabriella zur letzten Ruhe gebettet hatten, nach Torcello zurück. Monatelang mußte Bartolomeo für mich leben und handeln, im tiefen Schmerz meines ungeprüften Herzens fand ich nur langsam die Kraft wieder, mich mit dem äußeren Dasein abzufinden. Doch meinte ich damals nicht, Signor Federigo, mich für Jahre und Jahrzehnte in dem Garten einzuschließen, in dem ich mit ihr glücklich gewesen war. Im Gegenteil besprachen mein geistlicher Freund und ich die Pläne zu

einer großen Reise, nach der ich mich über meine Zukunft entscheiden wollte. Aber dies Eiland hielt mich fest, und wie die Tage verrannen, immer fester. Jedesmal, wenn ich mich zur Reise zu rüsten gedachte, fühlte ich, daß ich die Stelle nicht entbehren könne, an der ich mein Weib zuerst und zuletzt umfangen! Ich erhielt mich aufrecht, indem ich die Morgen kommen, die Abende gehen sah über diesem Rasen, diesen Bäumen und diesen Mauern. Ich vermochte Torcello nur an den Tagen zu verlassen, wo ich an ihre Gruft in San Giorgio dei Schiavoni die ersten und die letzten Rosen dieses Gartens brachte. Um mein Leben nicht ungenützt verstreichen zu lassen, nahm ich die Arbeit auf mich, zu der ich im Elternhause und in den besten, seligen Monaten hier eine schwache Neigung gespürt. Sie wissen, daß ich sie so gut getan habe, wie uns etwas in dieser gebrechlichen Welt vergönnt ist. Sie können in gelehrten Zeitungen und Jahresberichten lesen, daß Felice Constantini, um seinen ragusanischen und dalmatinischen Geschichten die höchste Vollendung zu geben, sein Leben beharrlich in der Einsamkeit von Torcello verbracht habe. Jetzt wissen Sie, daß mich Merlins Geschick in diese Enge geführt hat und mich hier festhält. Vivianes Wort, Vivianes Schatten, nur reiner, verklärter! Ich habe es nach schweren Mühen erreicht, daß Gabriellas Staub dereinst mit dem meinen vereint unter den Zypressen dort seitwärts ruhen wird. Bis es dahin kommt, will ich tun, was Ihr Zauberer Merlin tat. Ich lasse die Monde und die Jahre kommen und gehen, lasse Tau und Regen auf diesem grünen Gehege wechseln, ich sehe die Büsche und Bäume wachsen und die Wolken darüber hinziehen. Ich sehe auf die Lagune hinaus, über welche die gleiche Sonne glänzt, in deren Licht sie einst geschieden. Ich sehe im

Dunkel die längst nicht mehr geschauten Züge vor meinen Augen, und der Klang ihrer Stimme, den ich seit vierzig Jahren nicht vernommen, dringt hell und silbern in diesen Lauben und zwischen jenen Wänden an mein Ohr!

Behüte Sie der Himmel, Signor Federigo! Möge in Ihrem Geschick frisches Leben und lichte Erinnerung glücklicher verteilt sein, lange Jahre des Lebens, kurze Monde der Erinnerung! Aber Sie können nichts Besseres leben, als ich gelebt habe, wir alle können es nicht. — Lassen Sie uns ins Haus treten, Michele hat längst die Lichter angezündet und unser bescheidenes Mahl gerüstet!"

Der junge Deutsche drückte seinem alten Gastfreund stumm die Hand. Dann richteten sich beider Blicke nach der Lagune hinaus, die im Nachtdunkel völlig unbeweglich schien. Über sie hinweg grüßten beide gleichbewegt nach der fernen Stadt: Felice Constantini die tote, Friedrich Carstens die lebende Geliebte.
